ZEITSCHRIFT
FÜR
PSYCHOTHERAPIE
UND MEDIZINISCHE
PSYCHOLOGIE
MIT EINSCHLUSS
DES HYPNOTISMUS, DER SUGGESTION UND DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN
VON
DR. ALBERT MOLL
BERLIN

VI. BAND, 5. und 6. HEFT

Mit Tafel I—II und 15 Textabbildungen



VERLAG VON FERDINAND ENKE, STUTTGART
1916
Preis für den Band von 6 Heften M. 14.—, jährlich ein Band
Ausgegeben am 29. April 1916.

Inhalt.

Adresse der Redaktion: **Dr. Albert Moll, Berlin W. 15,** Kurfürstendamm 45.

ZEITSCHRIFT
FÜR
PSYCHOTHERAPIE
UND MEDIZINISCHE
PSYCHOLOGIE

MIT EINSCHLUSS

DES HYPNOTISMUS, DER SUGGESTION UND DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN
VON

DR. ALBERT MOLL
BERLIN

VI. BAND

Mit 2 Tafeln und 15 Textabbildungen.



VERLAG VON FERDINAND ENKE, STUTTGART
1916

Hoffmannsche Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart

Inhalt.

Original-Abhandlungen.

Referate.

Sitzungsberichte.

Verschiedenes.

Ein doppelhändiger Schreib- und Zeichenkünstler[1].

Von Dr. med. et phil. **Leo Hirschlaff**, Nervenarzt in Berlin, z. Z. im Felde.

Mit 15 Textabbildungen und 2 Tafeln.

Durch die grundlegenden Untersuchungen von Liepmann und Stier ist die Lehre inauguriert worden, dass der linken Hirnhälfte in der phylo- und ontogenetischen Entwicklung der Menschheit eine Superiorität über die rechte Hirnhälfte zukommt. Diese Feststellung, die sich auf ein reiches Tatsachenmaterial gründet, hat dem von einigen modernen Forschern aufgestellten Ideal der Linkskultur und Doppelhandkultur von vornherein den Boden entzogen. Wenn es wahr ist, dass die Steigerung der Differenzierung der beiden Hirnhälften ein Wertmesser der motorischen und intellektuellen Leistungsfähigkeit des Einzelnen und der kulturellen Entwicklung der ganzen Menschheit ist, so ist es von vornherein ausgeschlossen, dass durch eine Förderung der Linkskultur oder der Doppelhändigkeit in der Erziehung der Kinder oder in der Schule die geistige Entwicklung der Menschen verbessert werden könnte. Die von Todd, Hinkel, Katscher u. a. prophezeite Zunahme der Intelligenz der Kinder durch die Einführung der Links- oder Doppelhandkultur in die Schule ist daher in das grosse Reich der medizinischen Illusionen zu verweisen, die, von der Wissenschaft abgelehnt, sich höchstens brauchbar erweisen, das Arsenal der Kurpfuscher zu bereichern.

So darf es nicht wundernehmen, wenn die moderne psychotherapeutische Kurpfuscherei, deren Ausdehnung und Raffinement auch dem Gegner Bewunderung abnötigen muss, sich mit Eifer auf diese Frage gestürzt hat. Gerling, der bekannte Laienmagnetiseur, empfiehlt z. B. in seinen Unterrichtsbriefen über „Die Kunst der Konzentration" (Verlag Institut Anthropos, Berlin-Oranienburg) die Hemigymnastik, d. h. Linksübungen, gestützt auf die sonderbare Lehre von Fliess, dass das weibliche Material beim Manne, ebenso wie das männliche beim Weibe sich vorwiegend auf der linken Körperhälfte ansammle. Gloy lehrt in seinen Unterrichtsbriefen „zur Gedächtnisausbildung" die Kunst, auf eine einfache Art die geistigen Fähigkeiten zu verdoppeln, dadurch, dass man anstatt der von den meisten Menschen bisher allein benutzten einen Seite des Gehirns durch die Uebung der linken Hand beide Hirnhälften ausbilde. Im Gegensatz zu diesen Phantasien weist Dickhoff[2]) darauf hin, dass

[1]) Vortrag, gehalten am 16. Februar 1914 in der Berliner Gesellschaft für Psychiatrie und Nervenkrankheiten.

[2]) Dickhoff, Die Ergebnisse der „Linkskultur" in den Berliner Hilfsschulen. Veröffentlichung des Erziehungs- und Fürsorgevereins für geistig zurückgebliebene (schwachsinnige) Kinder Nr. 8. Berlin, Januar 1914.

die Ergebnisse der Linkskulturexperimente in den Berliner Hilfsschulen, die während eines Zeitraumes von über 2 Jahren an 2611 Schulkindern auf Veranlassung der Berliner städtischen Schuldeputation unternommen wurden, zu einem vollkommenen Fiasko geführt haben.

Wenn somit die Frage der Links- und Doppelhandkultur für die Jugend prinzipiell in negativem Sinne entschieden zu sein scheint, so gibt es doch zwei Fragen innerhalb dieses Problemkomplexes, die mit dieser Feststellung noch nicht erledigt sind. Das ist einmal die Frage nach der Linkserziehung der von Hause aus linkshändigen Kinder, deren Studium der Berliner Schularzt Schäfer schon vor Jahren an massgebender Stelle, leider bisher ohne Erfolg, angeregt hat. Sodann aber die Frage nach der nachträglichen Linkskultur der rechtshändig angelegten und ausgebildeten Erwachsenen. Insbesondere die neue, von dem amerikanischen Ingenieur Frederick W. Taylor[1]) ins Leben gerufene Bewegung für eine sog. wissenschaftliche Betriebsführung in der Industrie, deren eminente individual- oder sozial-medizinische Bedeutung heute noch nicht ausreichend gewürdigt zu sein scheint, gewährt einen Ausblick auf die Nützlichkeit einer derartigen sekundären Linkskultur der Erwachsenen, da zweifellos für zahlreiche Berufe die geschickte Ausbildung auch der linken Hand einen greifbaren persönlichen und allgemeinen Vorteil verspricht. Noch ist allerdings nicht abzusehen, zu welchen Resultaten eine systematische Linkskultur des erwachsenen Rechtshänders zu führen imstande ist, da die kritischen Erfahrungen, die hierüber vorliegen, noch zu spärlich sind.

Ich hoffe daher Ihr Interesse zu erregen, wenn ich Ihnen als einen Beitrag zu dieser Frage einen Mann vorstelle, der als ausgesprochener Rechtshänder im höheren Alter durch einen Zufall dazu gelangt ist, sich in relativ kurzer Zeit eine ungewöhnliche Ausbildung der linken Hand und der doppelhändigen Geschicklichkeit zu erwerben.

Es handelt sich um einen Herrn mit dem Künstlernamen Yvana, der als doppelhändiger Schreib- und Zeichenkünstler im Auslande und auch in Deutschland bereits mehrfach in Varietés usw. mit Erfolg aufgetreten ist, und der durch die Bescheidenheit und Sachlichkeit seines Auftretens die Aufmerksamkeit der Wissenschaft für seine beachtenswerten Leistungen verdient.

Zunächst einige kurze Bemerkungen über die Vorgeschichte des Falles. Herr Yvana ist 55 Iahre alt und erblich in keiner Weise nervös belastet; Linkshändigkeit, Sprachstörungen oder andere Degenerationszeichen sind in seiner Familie nicht nachweisbar. Er ist körperlich immer schwächlich gewesen und ist deshalb $^1/_2$ Jahr später zur Schule gekommen, auch in der Folge vom Militärdienst deswegen befreit

[1]) Vgl. Fred. W. Taylor, Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung. Uebersetzt von Rud. Roesler. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1913.

worden. Er hat zuerst die Bürgerschule, später die Gemeindeschule bis zum 14. Lebensjahre besucht. Er ist zwei- oder dreimal sitzen geblieben und immer ein mittelmässiger Schüler gewesen, dem speziell das Auswendiglernen, das Denken und Rechnen schwer fiel. Er erlernte sodann die Holzbildhauerei, die er zuerst an verschiedenen Orten als Geselle, später selbständig ausübte, ohne sich aber je durch besondere Leistungen in seinem Fache auszuzeichnen. Während seiner Ausbildungszeit in der Holzbildhauerei besuchte er auch 4 Jahre hindurch die Kunstakademie, um sich im Zeichnen zu vervollkommnen. Mit 35 Jahren heiratete er; seine beiden Kinder sind gesund und ausgesprochen rechtshändig veranlagt.

Vor etwa $1^1/_2$ Jahren wurde Herr Y. durch einen Zufall zu dem Versuche veranlasst, mit beiden Händen gleichzeitig zu schreiben. Angeregt wurde dieser Versuch durch die ihm von jeher eigentümliche Gewohnheit, beim Holzbearbeiten beide Hände gleichmässig zum Bosseln zu gebrauchen, indem er — je nach der Richtung der auszustanzenden Linien — das Eisen bald mit der linken, den Hammer mit der rechten Hand führte oder umgekehrt; während seine Arbeitskollegen nur links zu bosseln, d. h. rechts zu hämmern pflegen. Abgesehen von dieser Gewohnheit hatte Herr Y. niemals, weder in der Kindheit, noch später, eine Erscheinung an sich entdeckt, die ihn als linkshändig oder doppelhändig hätte erkennen lassen. Da er mit den geschäftlichen Erfolgen seiner Holzbildhauerei nicht sonderlich zufrieden war, beschloss er, sich in der Kunst des doppelhändigen Schreibens und Zeichnens zu vervollkommnen, um sich auf diese Weise eine artistische Variéténummer zu schaffen, aus der er Kapital schlagen könnte. Durch eisernen Fleiss gelang es ihm in relativ kurzer Zeit, die anfangs nicht unbeträchtliche Ungeschicklichkeit seiner linken Hand zu überwinden. Als ich ihn vor zirka $^3/_4$ Jahren kennen lernte, war er imstande, mit Kreide auf der Wandtafel doppelhändig verschiedene Sätze zu schreiben und Zeichnungen anzufertigen. Er gab an, beim doppelhändigen Schreiben eine Empfindung von Krieseln und Bewegungen im Gehirn zu haben und geistig dadurch übermässig angestrengt, nervös und gereizt zu sein.

Es gelang durch eine kurze psychotherapeutische Behandlung, ihn von diesen Beschwerden zu befreien. Zugleich regte ich ihn an, seine Uebungen, die er bisher ziemlich planlos angestellt hatte, nach systematischen Gesichtspunkten durchzuführen und auszudehnen. In überraschend kurzer Zeit erreichte er es zum Teil unter meinen Augen, seine linksseitige und doppelhändige Schreib- und Zeichenfähigkeit soweit zu entwickeln, dass er heute ohne Schwierigkeit rechts, links und doppelhändig die kniffiichsten Leistungen zu vollbringen vermag; und zwar nicht nur mit Kreide an der Wandtafel, sondern auch mit Blei, Tinte oder Farbstift auf dem Papier.

Bevor ich dazu übergehen kann, diese Leistungen zu demonstrieren, muss ich noch über das Ergebnis der objektiven Untersuchung des Nervensystems des Herrn Y. einiges mitteilen.

Herr Y. ist ein schwächlicher Mann von 124 Pfund Körpergewicht und geringer Ausbildung von Knochenbau, Fettpolster und Muskulatur. Die Haut-, Schleimhaut- und Sehnenreflexe sind beiderseits gleich und normal. Die Sinnesorgane funktionieren auf beiden Seiten gleichmässig; auch die Schmerzempfindlichkeit ist beiderseits gleich und gut ausgesprochen. Es besteht starke Dermographie und Andeutung von Urticaria factitia, ferner lokale Kutisanämie und Erhöhung der mechanischen Muskelerregbarkeit mit idiomuskulären Wülsten. Der Umfang beider Oberarme ist gleich, ebenso der der Vorderarme; die linke Schulter steht etwas tiefer als die rechte, die rechte Hand ist etwas stärker ausgebildet als die linke. Dynamometrisch gemessen beträgt die Kraft der rechten Hand 43 kg, die der linken Hand 39 kg. Ausgesprochene Degenerationszeichen fehlen; die Ohrläppchen sind beiderseits angewachsen. Es besteht eine geringe Farbenamblyopie beiderseits, die aber die normale Breite nicht überschreitet. Die Sehkraft ist R. > L.; beiderseits findet sich eine leichte Presbyopie. Die Praxie, Symbolie, Diadochokinesie sind beiderseits gut und gleich ausgebildet; bei der Prüfung auf Ataxie erweist sich die rechte Hand geschickter als die linke.

Die zahlreichen, von Stier aufgestellten Kriterien der Linkshändigkeit lassen sich bei Herrn Y. nicht nachweisen. Er gebraucht bei sämtlichen Verrichtungen ausnahmslos und von Kindheit an die rechte Hand; und zwar nicht nur beim Suppenessen, Ballwerfen, Brotschneiden, die Stier als Merkmale einer stark differenzierten Linkshändigkeit anführt, sondern auch bei allen weniger differenzierten Handlungen, wie z. B. beim Kartenmischen, Zähneputzen, Nadeleinfädeln usf. Auch in bezug auf die unteren Extremitäten besteht eine ausgesprochene Rechtsfüssigkeit; er steigt die Treppe mit dem rechten Fuss voran, wirft das rechte Bein beim Springen vor, schlittert und spielt Fussball rechts.

Was die Gesichtsmuskulatur anbelangt, so sieht man den rechten Nasenflügel etwas höher stehen als den linken, vielleicht auch die rechte Augenbraue. Die linke Nasenfalte ist etwas stärker ausgeprägt als die rechte; der rechte Mundwinkel steht etwas tiefer, beim Sprechen wird die rechte Mundseite etwas mehr innerviert als die linke. Der isolierte Augenschluss gelingt beiderseits gut; jedoch fällt ihm das Offenhalten des linken Auges bei zugekniffenem rechten Auge schwerer als umgekehrt. Der Mund kann nach beiden Seiten gleichmässig verzogen werden. Zunge und Gaumensegel sind ohne Abweichung.

Auf Grund dieses Befundes dürfte Herr Y. als stark differenzierter Rechtshänder anzusprechen sein. Von den zahlreichen strengeren und feineren Kriterien der Linkshändigkeit finden sich bei ihm höchstens zwei

Zeichen, die allenfalls in diesem Sinne gedeutet werden könnten: das ist erstens das Bosseln, das aber nicht für die Diagnose der Linkshändigkeit verwertet werden kann, weil die Führung des Eisens mit der rechten, des Hammers mit der linken Hand im Grunde genommen den Schwierigkeiten der beiderseitigen Leistungen besser entspricht als die übliche umgekehrte Handhabung. Sodann fand ich bei der genauen Untersuchung, dass Herr Y. beim Händefalten den linken Daumen über den rechten legt, was Fliess als Merkmal der Linkshändigkeit betrachtet, während Stier diesem Zeichen jede diagnostische Bedeutung abspricht. Durch zahlreiche Kontrollproben bei Rechts- und Linkshändern habe ich mich überzeugen können, dass die Stiersche Auffassung zu Recht besteht.

Immerhin habe ich es für geboten erachtet, die Feststellung der Rechtshändigkeit des Herrn Y. noch auf einem anderen Wege zu versuchen, der mir auch prinzipiell für diese Frage von einiger Bedeutung zu sein scheint. Ich habe vor einiger Zeit einen bisher noch nicht publizierten Apparat konstruiert, der dazu bestimmt ist, die Ermüdung der Muskulatur nicht wie bisher auf dynamometrischem Wege, sondern auf tachymetrischem Wege, durch Messung der Schnelligkeit und Geschicklichkeit der Muskulatur, festzustellen. Das Tachyergometer besteht aus einer Telegraphentaste, die mit einem Zählwerk verbunden ist, so dass bei jedem Niederdrücken der Taste das Zählwerk um eine Zahl vorrückt; durch eine Feder kann das Niederdrücken der Taste beliebig erschwert werden bis zu einer Belastung von 20 gr. Die Versuchsperson, deren Geschicklichkeit und Ermüdbarkeit gemessen werden soll, hat die Aufgabe, während 1 Minute oder länger bei einer genau vorgeschriebenen Handhaltung mit dem Zeigefinger die Taste so schnell und so oft als möglich niederzudrücken. Die am Ende des Versuches abzulesende Zahl gibt einen Maßstab für die Geschicklichkeit und Ermüdbarkeit der Versuchsperson. Die genauere Beschreibung des Apparates und die mit ihm erzielten Ergebnisse werden an anderer Stelle veröffentlicht werden[1]).

Vergleicht man die Leistungsfähigkeit der beiden Hände mit Hilfe dieses Apparates, der sich, nebenbei bemerkt, auch für schulhygienische Untersuchungen und zu verschiedenen anderen Zwecken eignet, so zeigt sich bei Herrn Y. als Durchschnitt zahlreicher Versuche die Leistungsfähigkeit der linken zur rechten Hand wie 100 : 125 bei unbelasteter Taste, und wie 100 : 115 bei vollbelasteter Taste. Bei einer stark differenzierten linkshändigen Dame fand ich das entsprechende Verhältnis wie 100 : 101 unbelastet, 100 : 86 belastet. Bei einer mässig differenzierten rechtshändigen Dame ergab sich das Verhältnis 100 : 100 unbelastet, 100 : 108 belastet. Bei einem mässig differenzierten Rechtshänder endlich

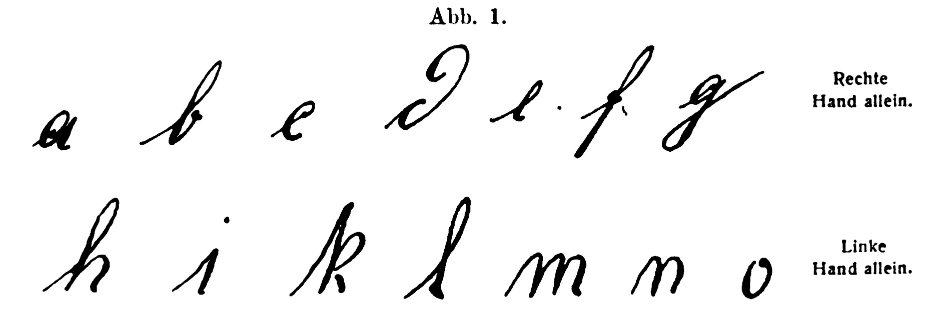
[1]) Vgl. L. Hirschlaff, Ein neuer Ermüdungsmesser. Neurol. Zentralblatt 1914.

wie 100 : 119 unbelastet, 100 : 99 belastet. Es ergibt sich auch aus diesen Zahlen, dass Herr Y. zu den stark differenzierten Rechtshändern zu rechnen ist. Er weist die höchsten Differenzen in der Leistungsfähigkeit der beiden Hände auf, die ich überhaupt bisher angetroffen habe.

Besonders charakteristisch für die Frage der Linkshändigkeit ist bei diesen Versuchen das Studium der unwillkürlichen Mitbewegungen der anderen Hand. Der erwachsene Rechtshänder zeigt bei der Prüfung der linken Hand mehr oder weniger lebhafte Mitbewegungen der rechten Hand. Der erwachsene Linkshänder zeigt bei der Prüfung der rechten Hand Mitbewegungen links, dagegen bei der Prüfung der linken Hand keine Mitbewegungen. Das Kind, bei dem die Differenzierung der beiden Hirnhälften noch wenig ausgesprochen ist, zeigt Mitbewegungen bei der Prüfung beider Hände, verschieden intensiv, je nach der angeborenen rechts- oder linkshändigen Veranlagung. Herr Y. verhält sich auch in dieser Hinsicht wie ein ausgesprochener Rechtshänder.

Endlich habe ich in einem rohen Versuche die Schreibschnelligkeit der beiden Hände des Herrn Y. festzustellen gesucht. Es fand sich unter genau gleichen Bedingungen bei einem bestimmten Versuch (d. h. bei vorgeschriebener Buchstabengrösse und Wortlänge) die Schreibschnelligkeit der rechten Hand bei Herrn Y. durchschnittlich = 6,05 Sek., links = 10,2 Sek. Bei mir selbst, der im linkshändigen Schreiben völlig ungeübt und ausgesprochen rechtshändig veranlagt ist, fand ich: rechts = 5,8 Sek., links = 10,6 Sek. Somit zeigt Herr Y. auch bei dieser Prüfung trotz seiner immensen Uebung keinerlei prinzipielle Unterschiede gegen einen Rechtshänder, wenn auch die Qualität seiner linkshändigen Schrift wesentlich ansehnlicher ist als die eines ungeübten Rechtshänders. Ich glaube demnach, den Nachweis geführt zu haben, dass wir es bei Herrn Y. in der Tat mit einem ausgesprochenen Rechtshänder zu tun haben, dessen linke Hand erst nachträglich zu einer hervorragenden Geschicklichkeit ausgebildet wurde. Die folgenden Abbildungen mögen den Beweis liefern,

Abb. 1.

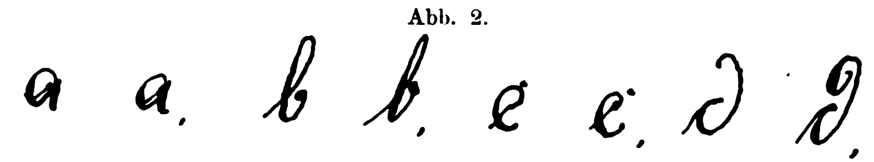


bis zu einem wie hohen Grade der normal veranlagte rechtshändige Mensch die Gebrauchsfähigkeit seiner linken Hand steigern kann.

Die erste Abbildung zeigt die Schrift der rechten und der linken

Hand allein. Dazu ist, ebenso wie zu den folgenden Abbildungen, zu bemerken, dass die linkshändige Schrift des Herrn Y. auf der Tafel sich erheblich ansehnlicher repräsentiert als auf dem Papiere und an Qualität der rechtshändigen Schrift in keiner Weise nachsteht. Das Schreiben auf dem Papiere, das die obenstehende und auch die weiteren Abbildungen veranschaulicht, ist Herrn Y. auch heute noch etwas Ungewohntes. Daher kommt es, dass die linksseitige Schrift etwas unbeholfener und vor allem etwas zittrig aussieht, was beim Tafelschreiben durchaus nicht der Fall ist.

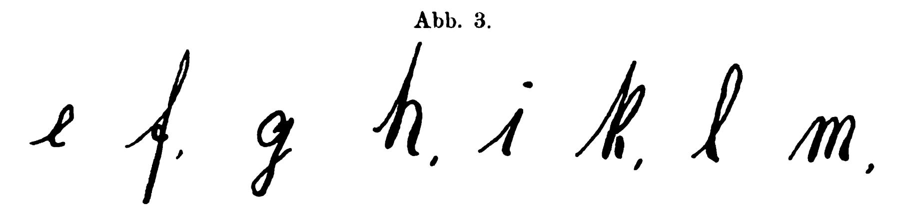
Abb. 2.



Beide Hände zugleich dieselben Buchstaben.

Die zweite Abbildung zeigt eine gleichzeitige Schriftprobe beider Hände, wobei beide Hände die gleichen Schriftzeichen schreiben. Bei der

Abb. 3.

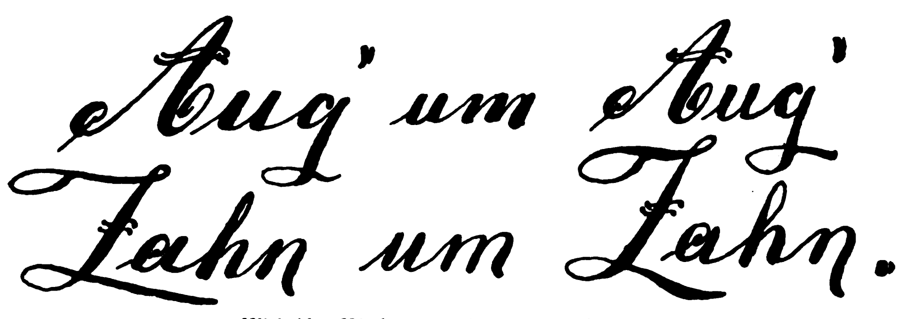


Beide Hände zugleich verschiedene Buchstaben.

dritten Abbildung schreiben beide Hände zu gleicher Zeit verschiedene Schriftzeichen.

Abbildung 4 zeigt zwei verschiedene Sätze, die Herr Y. bei der Demonstration zu gleicher Zeit mit beiden Händen mehrfarbig ausführte;

Abb. 4.



Mit beiden Händen zu gleicher Zeit in 4 Farben.

Abbildung 5 desgleichen mit gleichzeitigem Gesang; Abbildung 6 mit gleichzeitiger Beantwortung von Fragen, die ein Nachdenken erfordern,

z. B. Ausrechnen des Wochentages für ein beliebiges Datum. Diese Komplizierung des doppelseitigen Schreibaktes mit gleichzeitigen Gesangs- oder Denkleistungen wirkte bei der Vorführung besonders frappant.

Abb. 5.

L'amour voit tout en beau — Rechte Hand.

Le temps c'est de l'argent — Linke Hand.

Beide Hände gleichzeitig mit gleichzeitigem Gesang.

Abb. 6.

Rechte Hand. — Träume eines Geistersehers

Linke Hand. — Kritik der reinen Vernunft

Beide Hände gleichzeitig mit gleichzeitiger Beantwortung von Fragen.

Abb. 7.

Spiegelschrift mit linker Hand.

Abb. 8.

Spiegelschrift mit rechter Hand.

Die 7. Abbildung zeigt Spiegelschrift mit der linken Hand, die 8. Abbildung Spiegelschrift mit der rechten Hand. Die 9. Abbildung betrifft kopfverkehrte Schrift der rechten, die 10. kopfverkehrte Schrift

der linken Hand. Abbildung 11 zeigt eine kopfverkehrte Spiegelschrift der rechten Hand, wie sie bekanntlich vielfach auch von Lithographen berufsmässig geschrieben wird. Abbildung 12 zeigt dieselbe kopfverkehrte

Abb. 9.

Kopfverkehrte Schrift mit rechter Hand.

Spiegelschrift mit der linken Hand. Zu diesen Proben ist zu bemerken, dass Herr Y. sie beliebig von links nach rechts oder von rechts nach links

Abb. 10.

Kopfverkehrte Schrift mit linker Hand.

schreiben kann. Zur Ausführung derartiger Schriftproben bedarf Herr Y. keiner besonderen Einübung, sondern er führt sofort nach gestell-

Abb. 11.

Kopfverkehrte Spiegelschrift mit rechter Hand.

Abb. 12.

Kopfverkehrte Spiegelschrift mit linker Hand.

ter Aufgabe, wenn auch das erstemal etwas langsam, die von ihm geforderte Leistung, in der Regel fehlerlos, aus.

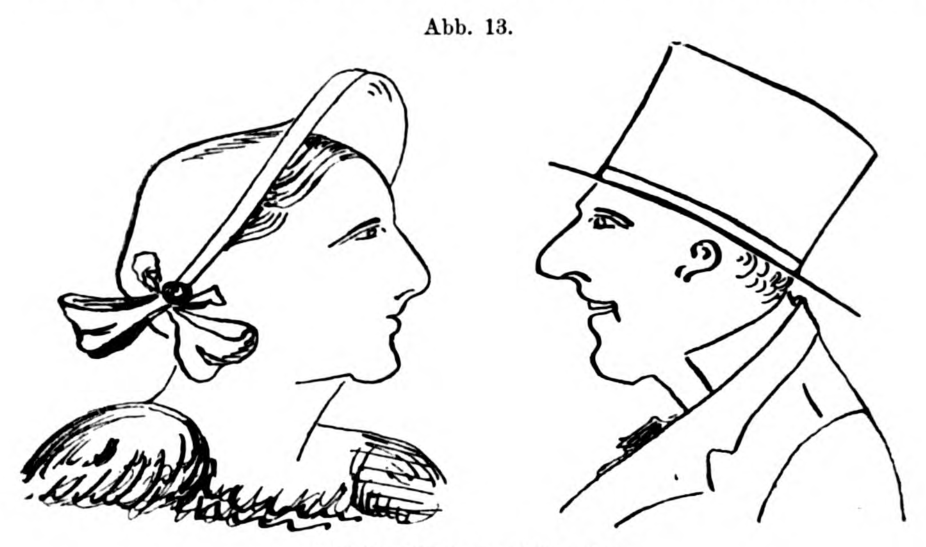
Die folgenden Abbildungen 13—15, sowie die zwei Tafeln stellen Zeichnungen dar, die Herr Y. gleichzeitig mit beiden Händen in bemerkenswerter Schnelligkeit farbig auf die Tafel oder auf das Papier wirft.

Zu diesen Proben einer staunenswerten Geschicklichkeit im gleichzeitigen Gebrauche beider Hände mögen noch einige kurze Bemerkungen gestattet sein.

Die erste dieser Bemerkungen betrifft die Frage der Gleichzeitigkeit der doppelhändigen Bewegungen. Wenn man Herr Y. arbeiten sieht, insbesondere an der Wandtafel, so erhält man häufig den Eindruck, dass die von ihm hergestellten Schriftzeichen oder Zeichnungen in Wirklichkeit gar nicht mit beiden Händen gleichzeitig, sondern nacheinander bzw. abwechselnd ausgeführt werden. Dieser Eindruck ist indessen ein irriger, wie ich mich durch sorgfältige und wiederholte Beobachtungen überzeugen

konnte. Solange die zu schreibenden oder zeichnenden Buchstaben oder Linien sich gleichzeitig innerhalb des deutlichen Gesichtsfeldes der Augen

Abb. 13.



Mit beiden Händen zu gleicher Zeit.

Abb. 14.



Mit beiden Händen zugleich und in verschiedenen Farben.

befinden, sieht man die Bewegungen beider Hände in der Tat völlig gleichzeitig erfolgen. Ist dagegen die räumliche Entfernung der zu schreibenden Zeichen voneinander so gross, dass sie nicht mit einem Blick

gleichzeitig umfasst werden können, so versteht es sich von selbst, dass der Blick und die Aufmerksamkeit des Schreibenden unausgesetzt hin und her wandern müssen und dass dadurch statt des gleichzeitigen Schreibens z. T. ein nacheinander oder abwechselnd erfolgendes Schreiben zustande kommt, soweit die Kontrolle der Augen zur richtigen Ausführung des Aktes notwendig ist. Unter geeigneten Bedingungen dagegen vollzieht sich der doppelhändige Schreibakt tatsächlich gleichzeitig, ebenso wie auch die komplizierenden Tätigkeiten, insbesondere das Singen, zweifellos gleichzeitig und ohne taktmässige Beziehung zu der Innervation der Handmuskeln erfolgt.

Abb. 15.



Kopfverkehrt mit beiden Händen zugleich in 2 Farben.

Die zweite Bemerkung bezieht sich auf die Vorteile, die aus einer solchen sekundären Linkskultur der erwachsenen Rechtshänder entspringen könnten. Wenn in dieser Hinsicht Herr Y. selbst versichert, dass er durch die Ausbildung seiner linken Hand im Schreiben und durch die Doppelhandkultur geistig erheblich beweglicher geworden sei, so dass ihm das Denken, Rechnen usw. heute lange nicht mehr so schwer falle wie früher, so werden wir darauf nicht allzu viel Gewicht legen können. Auffallend aber ist eine Tatsache. Unter den vielen Versuchspersonen, die ich bisher tachyergometrisch prüfen konnte, hat Herr Y. die absolut grössten Leistungen der Geschicklichkeit der rechten sowohl wie der linken Hand geliefert. Obwohl er von Hause aus zweifellos weder intellektuell und manuell besonders begabt war, hat er offenbar durch die systematische sekundäre Linkskultur seines Schreib- und Zeichenver-

mögens heute eine Geschicklichkeit beider Hände erlangt, die selbst die Geschicklichkeit des berufsmässigen Klavier- und Violinspielers um ein erhebliches übertrifft. Die Geschicklichkeit seiner linken Hand ist, absolut betrachtet, grösser als die Geschicklichkeit der rechten Hand bei allen anderen von mir geprüften Versuchspersonen. Dabei ist das Verhältnis der Leistungsfähigkeit der rechten zur linken Hand nicht nur gleich, sondern womöglich noch ausgesprochener als sonst bei erwachsenen Rechtshändern.

Wenn diese Beobachtung als typisch angesehen werden darf — und ich glaube Grund zu dieser Annahme zu haben —, so würden daraus zweierlei theoretisch und praktisch gleich wichtige Schlussfolgerungen hervorgehen: 1. dass die sekundäre Linkskultur der erwachsenen Rechtshänder die physiologische Superiorität der linken Hirnhälfte über die rechte in keiner Weise gefährdet und somit — im Gegensatze zu der primären Linkskultur der Kinder — unbedenklich empfohlen werden kann; 2. dass durch die sekundäre Linkskultur des erwachsenen Rechtshänders, insbesondere im linkshändigen und doppelhändigen Schreiben und Zeichnen, eine enorme Zunahme der Geschicklichkeit beider Hände erzielt werden kann, die die durch Klavier-, Violine usw. Spielen zu erreichende Handgeschicklichkeit um ein bedeutendes übertrifft, eine Erkenntnis, die für die technische Ausbildung im Klavier- und Violinspielen, aber auch in zahlreichen anderen Berufen unter Umständen von hoher Bedeutung werden könnte. Eine versuchsweise Einführung des links- und doppelhändigen Schreib- und Zeichenunterrichtes in die Musikunterrichtsanstalten und in die Fortbildungsschulen unter sorgfältiger Kontrolle mittels tachyergometrischen Prüfungen dürfte geeignet sein, weiteres Beweismaterial für diese, durch den vorliegenden Fall wahrscheinlich gemachte Auffassung zu liefern.

(Aus dem physiologischen Institut in Freiburg i. Br.).

Die tierische Hypnose im Vergleich zur menschlichen.

Von Prof. Dr. Ernst Mangold.

Während von Seiten der Autoritäten auf dem Gebiete des menschlichen Hypnotismus die psychologische Definition der Hypnose als eines suggerierten schlafähnlichen Zustandes mit Rapportverhältnis wohl allgemein angenommen ist, lässt sich nicht verkennen, dass die Erforschung der physiologischen Seite des Wesens der Hypnose bisher noch nicht zu einer vollkommenen Einigung über die objektiv nachweisbaren physiologischen Symptome derselben geführt hat. Vielleicht hat es an diesem eigenen Stadium des Suchens gelegen, dass die Neurologen es

bisher nicht wieder gewagt haben, mit den physiologischen Erscheinungen der menschlichen Hypnose Zustandsänderungen in näheren Zusammenhang zu bringen, wie sie bei Tieren schon lange bekannt und nach einigen Richtungen hin auch schon genauer beschrieben worden sind. Auch auf die in mancher Beziehung vollkommene Analogie dieser sog. tierischen mit der menschlichen Hypnose haben die älteren Autoren wie Czermak[1]), Danilewsky[2]), Heidenhain[3]) bereits nachdrücklich aufmerksam gemacht. Freilich waren damals die im Gegensatze zu den psychologischen an Interesse zurücktretenden physiologischen Veränderungen bei der menschlichen Hypnose selbst noch viel zu wenig erforscht, als dass eine solche Analogie dauernde Anerkennung hätte finden können. Und wenn heute dieser Vergleich kaum mehr als berechtigt anerkannt wird, so liegt das nicht zum wenigsten auch an den Physiologen, die dem Gegenstande stets nur ein geringes Interesse entgegengebracht haben, und von denen jeder der späteren Untersucher der tierischen Hypnose durch die vorwiegende Berücksichtigung gewisser Teilerscheinungen anstatt des gesamten Symptomenkomplexes zu einer anderen Deutung gelangte.

Daher sind es jetzt wohl nur wenige neurologische Autoren, die die tierische Hypnose stillschweigend mit der menschlichen identifizieren, während andere, wie Moll[4]), sich dahin äussern, dass es sich um ähnliche, vielleicht identische Zustände handele. Wenn dann wieder von anderer Seite, wie z. B. Trömner[5]), jede Beziehung abgelehnt wird, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der gesamte Symptomenkomplex der sog. tierischen Hypnose in weiteren und speziell auch neurologischen Kreisen keine geläufige Erscheinung darstellt.

Da nun gerade in den letzten Jahren auch mancherlei neue Erfahrungen über die tierische Hypnose gesammelt werden konnten, die ein wesentlich verändertes physiologisches Gesamtbild derselben ergeben, so folge ich gern einer Aufforderung des Herausgebers dieser Zeitschrift, um hier über die physiologischen Uebereinstimmungen zwischen der tierischen und menschlichen Hypnose zu berichten, die ich kürzlich an anderer Stelle ausführlich behandelt habe[6]).

Um Missverständnisse auszuschliessen, sei zuvor betont, dass sich die sog. tierische Hypnose psychologisch in den wesentlichsten Dingen

---

[1]) Czermak, J. N., Nachweis echter hypnotischer Erscheinungen bei Tieren. Sitzungsbericht der K. K. Akad. d. Wiss. Wien, 66, Abt. 3, 1872, 361.

[2]) Danilewsky, B., Ueber die Hemmungen der Reflex- und Willkürbewegungen. Beitr. zur Lehre vom tierischen Hypnotismus. Pflügers Arch. 24. 1881.

[3]) Heidenhain, R., Der sog. tierische Hypnotismus. Leipzig 1880.

[4]) Moll, A., Der Hypnotismus. 4. Aufl. Berlin 1907.

[5]) Trömner, E., Hypnotismus und Suggestion. Leipzig 1913. 2. Aufl.

[6]) Mangold, E., Hypnose und Katalepsie bei Tieren im Vergleich zur menschlichen Hypnose. Jena 1914.

von der menschlichen unterscheidet. Erstens wird sie nicht durch Suggestion hervorgerufen; man könnte höchstens mit Ochorowicz von einer „suggestion mécanique“ sprechen. Zweitens wird demgemäss auch ein psychisches Rapportverhältnis zum Experimentator fehlen, und ebenso auch drittens die Möglichkeit des tiefsten Grades der Hypnose, der durch die psychologische Erscheinung der Amnesie charakterisiert wird. Ferner bleibt auch die, psychologisch begründete, fördernde Wirkung der Wiederholung der Hypnose beim Tier im Gegensatze zum Menschen aus. Trotz dieser tiefgreifenden psychologischen Unterschiede wird der Versuch einer physiologischen Vergleichung nicht von vornherein abgewiesen werden dürfen, denn die menschliche Hypnose hat nun einmal auch eine physiologische Seite, die sich in einem mehr oder minder bestimmten Symptomenkomplex ausprägt, und es ist auch auf zahlreichen anderen Gebieten eine geläufige Erscheinung, dass die gleichen physiologischen Funktionen nur beim Menschen mit psychischen Begleiterscheinungen, bei Tieren aber ohne das nachweisbare Auftreten von solchen ablaufen.

Dementsprechend wird natürlich auch von einem Vergleiche zwischen tierischer und menschlicher Hypnose zunächst kein wesentlicher Gewinn für die Erforschung der Psychologie der Hypnose zu erwarten sein, wohl aber doch für die Kenntnis ihres physiologischen Wesens. Nun könnte vielleicht noch eingewendet werden, dass ein solcher Vergleich verfrüht sei, wo auch für die menschliche Hypnose der objektive Symptomenkomplex noch nicht widerspruchslos geklärt sei. Doch ist es bisher noch immer von Nutzen gewesen, verwandte oder auch nur zunächst äusserlich analoge Erscheinungen miteinander zu vergleichen, es bringt neben der Erweiterung des Gesichtskreises eine schärfere Präzisierung der Fragestellungen und Definitionen für beide verglichenen Gebiete. In unserem Falle würde sich aus einer Uebereinstimmung physiologischer Zustandsänderungen bei der menschlichen und der tierischen Hypnose die vielversprechende Möglichkeit ergeben, die verschiedensten Probleme in ganz anderem Masse als bisher experimentell in Angriff nehmen zu können und insbesondere für das Studium der somatischen Erscheinungen der menschlichen Hypnose Anregungen zu gewinnen. Von diesem Standpunkte aus rechtfertigt sich unser Vergleich wohl schon in einer Zeit, wo beide Gebiete auch ohne gegenseitige Anregung noch manche angreifbare Probleme darbieten.

Die Geschichte der tierischen Hypnose beginnt, soweit sie uns bekannt ist, mit Schwenter[1]) und dem Experimentum mirabile de imaginatione gallinae des Pater Kircher[2]). Auch jezt noch hat sich kein Versuchstier gefunden, das die charakteristischen physiologischen Zustandsänderungen in ihrer ganzen Vielseitigkeit deutlicher

[1]) Schwenter, D., Deliciae physico-mathematicae. Nürnberg 1636.
[2]) Kircher, A., Ars magna lucis et umbrae. Romae 1646. Lib. II.

aufwiese, als das Huhn, wenn auch zahlreiche andere Tiere die Eigenartigkeit des hypnotischen Zustandes als einer selbständigen physiologischen Erscheinung aufs klarste erkennen lassen.

Der Versuch lässt sich leicht folgendermassen anstellen: Eine lebhafte Henne oder ein Hahn wird mit einer Hand an den Flügelwurzeln ergriffen und auf den Tisch gesetzt; dann wird mit der anderen der Kopf plötzlich niedergedrückt. Meist sinkt bereits hiernach das Tier in sich zusammen, die Füsse können die Last des Körpers nicht mehr tragen, die Flügel sinken langsam erschlaffend herab. Das Tier lässt sich in diesem Zustande in Seiten- und Rückenlage herumrollen, an einem Fusse, einer Zehe oder dem Kamme aufheben und selbst in lebhafte Schaukelbewegungen versetzen oder gar im Kreise herumschwingen, dann wieder hinlegen oder in einer Fußschlinge aufhängen, ohne dabei zu selbständiger Bewegung zu erwachen, wenn man nur vorsichtig genug verfährt und etwaigen beginnenden Bewegungen nachgibt. Dem daliegenden oder hängenden Tiere kann man auch den Kopf beliebig herumdrehen, der Hals zeigt in typischer Weise eine Flexibilitas cerea, und der Kopf bleibt in der neuen Lage kataleptisch fixiert. Vor den Schnabel gestreute Körner werden gierig aufgenommen, ohne dass in vielen Fällen das Huhn selbst durch diese eigenen Bewegungen den allgemeinen Hemmungszustand zu überwinden vermöchte. Und doch genügt ein Klatschen in die Hände, ein kräftiges Anstossen oder selbst ein plötzliches Anblasen, um den Zustand „wegzublasen" und das Tier zum plötzlichen Aufstehen und zur Rückkehr in den normalen Tätigkeitszustand zu bringen.

Ich möchte noch besonders hervorheben, dass es keineswegs, wie vielfach angenommen wird, notwendig ist, ein Tier zur Herbeiführung dieses seltsamen Zustandes in eine abnorme Lage zu versetzen. Es genügt vielmehr, wie das Beispiel zeigte, eine sehr geringe mechanische Beeinflussung, die das Tier noch für ganz kurze Zeit an etwaigen Flucht- oder Lagekorrektionsbewegungen verhindert. Freilich lässt sich die Bewegungslosigkeit bei vielen Tieren besonders leicht durch plötzliches Umdrehen in Rückenlage erzielen, bei Verwendung eines geeigneten Hypnose-Apparates[1]) sogar momentan, dabei spielt aber besonders der Wegfall der Berührungsmöglichkeit der Füsse mit dem Boden eine begünstigende Rolle.

Es würde hier zu weit führen, das ganze Gebiet dieser Erscheinungen durch die Tierreihe zu verfolgen; wir können hier auf die ausführliche Arbeit verweisen und wollen nur erwähnen, dass sich ganz ähnliche physiologische Zustandsänderungen bei Säugetieren, Vögeln,

[1]) Mangold, E., und Eckstein, A., Ein Apparat zur tierischen Hypnose. Zeitschrift für biologische Technik und Methodik. 3. 1913. 155.

Eidechsen, Schlangen, Fröschen, Krebsen und Insekten herbeiführen lassen.

Des näheren sei nur auf die physiologischen Uebereinstimmungen hingewiesen, die diese tierische Hypnose der menschlichen so nahe bringen.

Die gleichen somatischen Mittel, Sinnesreize, können fördernd oder störend wirken. Wie beim Menschen das Fixierenlassen von Gegenständen, so kann auch bei Vögeln und Säugetieren die optische Beeinflussung — es braucht nicht der klassische Kreidestrich zu sein — den Eintritt des schlafähnlichen Zustandes ganz wesentlich unterstützen. Ebenso auch taktile Reize wie das Streichen der Haut. Wie beim Menschen sind aber auch beim Tier derartige Sinnesreize für den Eintritt der Hypnose weder unentbehrlich, noch auch können sie allein den Zustand herbeiführen. Am besten ist es auch für die tierische Hypnose, wenn alle stärkeren Sinnesreize fehlen, besonders akustische, aber auch die optischen, da die meisten Tiere die Augen offen zu behalten pflegen. Die gleichen Sinnesreize wie beim Menschen rufen auch bei den verschiedensten Tierarten die momentane Unterbrechung des Zustandes hervor. Laute Geräusche, Anblasen, stärkere Berührung oder elektrische Hautreizung lassen den Hemmungszustand sofort verschwinden und das Versuchstier die normale Haltung und Tätigkeit wiederaufnehmen.

Ohne besondere äussere Veranlassung erfolgt das Erwachen bei den verschiedenen Tierarten spontan nach sehr verschieden langer Dauer der Bewegungslosigkeit. Dabei zeigen sich innerhalb der Arten wie beim Menschen sehr grosse Unterschiede, indem manche Individuen stets sehr bald, nach einigen Minuten oder schon nach Sekunden wieder munter werden, andere regelmässig erst nach längerer Zeit bis zu mehreren Stunden. Ebenso schwankt aber diese Dauer des Zustandes wie beim einzelnen Menschen so auch beim Tier von Fall zu Fall. Es liess sich nachweisen, dass hierbei Verschiedenheiten in der Helligkeit der Umgebung wie in der Temperatur eine Rolle spielen. Weiterhin ist auch für manche Tierindividuen die beim Menschen bekannte Erscheinung charakteristisch, dass sie zuweilen nach dem ersten Erwachen noch längere Zeit in einem schläfrigen Zustande mit stark herabgesetzter Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen und Reaktionen verharren.

Im allgemeinen bleibt auch beim Tier der hypnotische Zustand um so länger und tiefer bestehen, je leichter er sich hervorrufen lässt. Auch in dieser Beziehung zeigen die Tiere wie der Mensch grosse individuelle Unterschiede, die auch bei ihnen selbst zwischen Geschwistern beobachtet werden können. Der Unterschied des Geschlechtes spielt für diese Disposition zur Hypnose bei den Tieren ebensowenig eine Rolle wie beim Menschen, wohl aber der des Alters. Auch bei jungen Tieren, z. B. Meerschweinchen, lässt sich die Hypnose viel weniger leicht und auch nur für kürzere Zeit hervorrufen.

Wie beim Menschen so tritt auch bei den physiologischen Zustandsänderungen der tierischen Hypnose eine Reihe motorischer Erscheinungen besonders hervor. Hier ist es zunächst die spontane Bewegungslosigkeit, die Hemmung aller spontanen motorischen Impulse, die völlige Unfähigkeit, sich aus eigenem Antriebe fortzubewegen, selbst wenn sich in nächster Nähe die Artgenossen tummeln, die Unfähigkeit besonders auch, die vom Experimentator gegebene Körperlage zu korrigieren. Dieser Verlust der Lagekorrektion für den ganzen Körper oder für einzelne Teile desselben kann einen höchst charakteristischen Ausdruck finden in echten kataleptischen Zuständen. Wie der hypnotisierte Mensch seinen Arm in der ihm aufgezwungenen Stellung stehen lässt, so lässt ein Huhn seinen Kopf in der ihm gegebenen Lage, indem die Drehung des Halses fixiert bleibt. Meerschweinchen und Frösche bleiben oft bei der Hypnotisierung durch Umdrehung in Rückenlage in der Stellung des begonnenen Lagekorrektionsreflexes liegen [Verworn[1])], auch lassen Frösche häufig ihre Extremitäten in beliebigen Stellungen fixieren. In allen diesen Fällen handelt es sich ganz offenbar um Tonuserhöhungen der Muskulatur des gesamten Körpers oder einzelner Körpergebiete, wie sie auch bei der menschlichen Hypnose in charakteristischer Weise beobachtet werden können. Ein geradezu klassisches Versuchsobjekt für derartige kataleptische Erscheinungen bilden die Stabheuschrecken (Dixippus), bei denen der dünne Leib wie die Beine und Fühler viele Stunden lang in den vom Experimentator herbeigeführten Stellungen verharren, ohne zu ermüden.

Der Tonus der Körpermuskulatur braucht aber bekanntlich in der menschlichen Hypnose nicht immer erhöht zu sein, es kann vielmehr bei Vertiefung der Hypnose eine starke Hypotonie auftreten. Auch hierfür bietet uns die tierische Hypnose genugsam Beispiele in allen Abstufungen, wie sie bei den verschiedensten Tierarten beobachtet werden können und etwa bei Fröschen und Schlangen (völlig schlaffe Bewegungslosigkeit der Brillenschlange auf Niederdrücken des Nackens [Verworn]) und Hühnern ihren Höhepunkt finden. Man kann sich wohl kaum einen schlafferen lebenden Tierkörper, ohne Narkose oder Verletzung, denken als es der eines hypnotisierten Huhnes ist, das man am Fusse oder Kamme hochgehoben hat.

Von dem jeweiligen Zustande des Muskeltonus erweisen sich weiter die Reflexbewegungen abhängig, ohne dass vollkommen gesetzmässige Veränderungen der Reflexerregbarkeit während der tierischen oder menschlichen Hypnose nachgewiesen sind. Freilich kann die Berührungsempfindlichkeit herabgesetzt sein, wie besonders auch die Schmerzempfindlichkeit. Hier bietet sich eine weitere besonders charakteristische

[1]) Verworn, M., Beiträge zur Physiologie des Zentralnervensystems. I. Die sog. Hypnose der Tiere. Jena 1898.

Uebereinstimmung. Wie beim Menschen die hypnotische Analgesie benutzt werden kann, um kleinere Operationen ohne eine besondere Anästhesierung auszuführen, so gelingt es bei hypnotisierten Tieren, selbst schwerere operative Eingriffe vorzunehmen. Bei Hühnern lassen sich so Laparotomien, Tracheotomien, Vagusdurchschneidungen und -reizungen durchführen, ohne wesentlich störende Reaktionen von seiten der dabei in Rückenlage aufgebundenen Tiere. Insekten wie die Stabheuschrecken kann man im kataleptischen Zustande sogar mitten durchschneiden oder durch Abtrennung einzelner Extremitäten verstümmeln, ohne die geringsten Anzeichen einer Reizung zu erhalten.

Die höheren Sinne sind auch bei Säugern und Vögeln im hypnotischen Zustande wach, wie daraus hervorgeht, dass sie optische Eindrücke verwerten, indem z. B. Hühner die gebotenen Körner fressen und Hund oder Katze die Bewegungen in ihrer Umgebung beachten und verfolgen, während alle diese Tiere andererseits auch auf akustische Reize reagieren, indem sie dadurch zu Aufschreckbewegungen oder zum völligen Erwachen gebracht werden können. Auch Geruchsreize werden nachgewiesenermassen, z. B. beim Meerschweinchen durch Schnupperbewegungen, beantwortet.

Ueber vasomotorische Veränderungen, wie sie in der menschlichen Hypnose vorkommen, stehen beim Tier grössere Erfahrungen noch aus, doch wurden auch bereits anämische Erscheinungen beschrieben. Im übrigen haben die Untersuchungen über die vegetativen Funktionen ergeben, dass insbesondere Herzschlag und Atmung auch in der tierischen Hypnose zwar verändert sein können, dass diese Veränderungen aber keine gesetzmässigen und auch hier sekundärer Natur sind, indem sie von anderen Ursachen, wie vorher gesteigerter Körperanstrengung, Abwehrbewegungen u. dgl. abhängen.

So sehen wir, dass es nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse von den physiologischen Zustandsänderungen bei der menschlichen und der tierischen Hypnose wohl berechtigt erscheint, von weitestgehenden physiologischen Uebereinstimmungen zu sprechen und den Vergleich durchzuführen. Wie heute die objektive Realität der menschlichen Hypnose als eines besonderen Zustandes kaum mehr angezweifelt wird, so erweist sich auch die tierische Hypnose als eine wohlcharakterisierbare physiologische Zustandsänderung. In beiden Fällen wird durch eine gewisse Summe afferenter Erregungen, beim Menschen durch psychische, beim Tier durch mechanische Beeinflussung, bei beiden ev. unterstützt durch Sinnesreize, eine Hemmung der spontanen Ortsbewegungen und Lagekorrektionen hervorgerufen, ein schlafähnlicher Zustand, in dem charakteristische Veränderungen des Muskeltonus (Erschlaffung und Katalepsie) und der Sinnestätigkeit (Anästhesie, Analgesie) auftreten können.

Erinnern und Vergessen.

Selbstbericht über einen am 21. Januar 1916 in der forensisch-medizinischen Vereinigung zu Berlin gehaltenen Vortrag[1])

von Gerichtsarzt Dr. H. **Marx**, Berlin.

Spinoza definiert in seiner „Ethik" (Anmerkung zum 18. Lehrsatz II. Teil) das Gedächtnis als eine „gewisse Verkettung von Ideen, welche die Natur der ausserhalb des menschlichen Körpers befindlichen Dinge in sich schliessen; welche Verkettung im Geiste der Ordnung und Verkettung der Erregungen des menschlichen Körpers entspricht". Nehmen wir den 18. Lehrsatz selbst, der sagt: „Wenn der menschliche Körper einmal von zwei oder mehreren Körpern zugleich erregt worden ist, so wird der Geist, wenn er später einen derselben sich vorstellt, sich sogleich auch der anderen erinnern." Hier haben wir im Grunde schon die ganze Lehre von den Assoziationen vor uns. Zugleich betont Spinoza selbst die grosse Bedeutung der Assoziationsvorgänge für das Erinnern.

Ribot ist daher im Irrtum, wenn er meint, dass man auf die Assoziation als eine Grundbedingung des Gedächtnisses bisher nicht geachtet habe. Ist Spinozas Definition im wesentlichen auch weniger eine psycho-physische als eine erkenntnis-theoretische, eine „Querschnitts"-Definition, so enthält sie doch alle Wesensmale des Erinnerungsvorganges. Im übrigen verdient Ribot's Buch über „das Gedächtnis und seine Störungen" für unseren Gegenstand eine eingehende Würdigung. Einzelne seiner Ausführungen können mit den gleich zu zitierenden Sätzen Herings als Vorläufer der modernsten physiologischen Lehre gelten. Ribot erinnert an das Muskelgewebe, das uns eine erste Andeutung der Erwerbung neuer Eigenschaften, ihrer Aufbewahrung und ihrer automatischen Reproduktion liefert. Ein Muskel wird um so kräftiger, je öfter wir ihn arbeiten lassen. Nach jeder einzelnen Aktion wird die Muskelfaser aktionsfähiger und zur Wiederholung derselben Arbeit geeigneter. Dabei gewinnt sie an Umfang, weil sie mehr assimiliert als bei dauernder Ruhe. Ribot fährt dann mit einem Zitat aus Hering's Arbeit über „das Gedächtnis als eine allgemeine Funktion der organisierten Materie" fort, indem er Hering sagen lässt: „Hier haben wir in der einfachsten und dem physikalischen Verständnis näherliegenden Weise dasselbe Reproduktionsvermögen, dessen Wirksamkeit uns an der Nervensubstanz in so verwickelter Weise entgegentrat."

Von besonderem Interesse ist Ribot's Definition des Gedächtnisses, die als vollendete Analyse gelten kann. Er findet darin drei Dinge: die

[1]) Der ausführliche Vortrag mit Kasuistik und Literaturangaben erscheint in der Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medizin und öffentl. Sanitätswesen. Jahrgang 1916. Heft 1.

Aufbewahrung gewisser Zustände, ihre Erneuerung, ihre Lokalisation in der Zeit. Das dritte Element ist ihm das rein psychologische Element, demgegenüber die beiden ersten ihm das organische Gedächtnis darstellen.

Die physiologischen Bedingungen des Gedächtnisses sind für Ribot 1. eine besondere Modifikation der Nervenelemente, 2. eine Assoziation zwischen einer gewissen Anzahl dieser Elemente. Die modifizierte Nervenzelle vergleicht Ribot geistvoll mit einem Buchstaben des Alphabets. Dieser Buchstabe bleibt immer derselbe, aber er hat zur Bildung der Millionen von Worten der lebenden und toten Sprachen beigetragen. So können auch aus der verschiedenen Gruppierung einer geringen Zahl von Elementen die kompliziertesten Kombinationen hervorgehen. Im Verlaufe seiner Untersuchungen nennt Ribot die Spuren, welche in den Nervenelementen zurückbleiben, die statischen, die Assoziationen die dynamischen Grundlagen des Gedächtnisses. Erst das Hinzutreten der assoziierten Elemente macht das bewusste Gedächtnis möglich, im Gegensatz zu einem bloss unbewussten.

Die Lokalisation in der Zeit besteht in einer Regression, welche, von der Gegenwart ausgehend, eine längere oder kürzere Reihe von Ereignissen durchläuft. In der Praxis bedienen wir uns für diese Lokalisation in der Zeit gewisser „Merkzeichen", die wir in unserer Erinnerung in der Form von fixierten Stationen vorfinden. Es sind das mit anderen Worten Ereignisse, deren Lage in der Zeit uns genau bekannt ist, oder Bewusstseinszustände, welche durch ihre Stärke besser als die übrigen gegen das Vergessen kämpfen; und daraus folgt zugleich das von Ribot aufgestellte Paradoxon, dass wir eine grosse Anzahl von Bewusstseinszuständen vergessen müssen, um uns anderer erinnern zu können.

Der wertvollste Satz der Ribot'schen Untersuchungen, der zugleich seine Gedanken mit den neuen Theorien Verworns verbindet, ist der, dass das Gedächtnis unmittelbar von der Ernährung abhängt. Das ist ein Satz von der Gültigkeit eines mathematischen Axioms.

Wenn Ribot zu den Störungen des Gedächtnisses übergeht, so interessieren uns für diesmal vorwiegend die rückläufigen Gedächtnisstörungen. Ribot betont, dass bei diesen Formen der Störung sich die Zerstörung auf die höchsten Formen des Gedächtnisses beschränkt, auf diejenigen nämlich, welche einen persönlichen Charakter tragen und von Bewusstsein und Lokalisation in der Zeit begleitet sind. Auf den ersten Blick, so sagt Ribot, kann diese Tatsache überraschen, weil nichts lebhafter und stärker zu sein scheint als unsere jüngsten Erinnerungen. In Wirklichkeit ist dieses Resultat aber durchaus folgerecht, da die Festigkeit einer Erinnerung im direkten Verhältnis zu ihrer Organisationsstufe steht. Darauf baut Ribot sein Regressionsgesetz auf, welches lautet: „Die Zerstörung des Gedächtnisses vernichtet zuerst das Unbeständige, die noch ungenügend fixierte jüngste Erinnerung. Sie endigt mit jenem

sensorischen instinktiven Gedächtnis, welches, im Organismus fixiert, ein Teil seiner selbst geworden ist", oder: „Die Amnesie folgt der Linie des geringsten Widerstandes. In Heilungsfällen wird das Gegenstück beobachtet: die Erinnerungen kehren in der umgekehrten Reihenfolge zurück wie sie verloren gegangen sind. Endlich sei noch eines der Ribot'schen Fundamentalsätze gedacht: Es gibt kein einheitliches Gedächtnis. Das Gedächtnis ist in zahllose Gedächtnisse aufzulösen, deren Selbständigkeit durch die Pathologie deutlich erwiesen wird.

Ein ganz neues Licht auf die dem Gedächtnis zugrunde liegenden physiologischen Vorgänge werfen die ausgezeichneten Untersuchungen Verworns, die im wesentlichen in der Zeitschrift für allgemeine Physiologie in den Jahrgängen 1906, 1912, 1913 niedergelegt sind. Verworn definiert das Gedächtnis als die Fähigkeit, Vorstellungen, d. h. Erinnerungsbilder von Empfindungen zu reproduzieren und zwar nicht bloss durch den Sinnesreiz, der die ursprünglichen Emfindungen das erste Mal auslöste, sondern auch durch Impulse von anderen Seiten. Das Gedächtnis setzt ein materielles Substrat in der Aussenwelt voraus. Dies, durch die Sinnesempfindungen vermittelt, beeindruckt die Elemente des Zentralorgans und hinterlässt in ihnen eine „Spur". Bleibt diese Spur erhalten, so ist Erinnerung nach dem Verschwinden der ursprünglichen, die Spur auslösenden Empfindung auch ohne Wiederholung dieser Empfindung auf „innerem" Wege möglich.

Es ist nun die Hauptfrage, die an das Wesen des Gedächtnisses rührt: worin bestehen die „Spuren", welche unsere Empfindung im Gehirn zurücklassen? Die Alltagserfahrung lehrt, dass zahlreiche Sinneseindrücke, die wir in jeder Sekunde empfangen, spurlos aus unserem Vorstellungsinhalt verschwinden. Die klinische Erfahrung zeigt uns besonders an dem Fall der retrograden Amnesie, dass die Erinnerbarkeit selbst der allerstärksten und geradezu erschütternden Empfindungen und Vorstellungen aufgehoben werden kann, wenn unmittelbar nach vollendeter Empfindung das Gehirn von einer schweren Schädigung betroffen wurde. Ferner lässt uns die Alltagspsychologie erkennen, dass das Gehirn mit den Erinnerungen in gewissem Sinne auswählend verfährt. Vor allem aber wissen wir, dass sich öfter wiederholende Empfindungen, oder vielmehr die ihnen entsprechenden Vorstellungen besonders lebhaft im Gedächtnis halten. Darin besteht ja das Geheimnis des Lernens. Hier setzen nun die schönen Untersuchungen Verworns ein. Wir wollen versuchen, diese Darstellungen in ihren Grundzügen kurz wiederzugeben:

Ein Bewusstseinsvorgang kommt zustande, wenn in den Neuronen einer Kette durch einen Reiz die Zerfallsphase des Stoffwechsels erregt und eine entsprechende Energieentladung hervorgerufen wird. Mit anderen Worten: nur die dissimilatorische Erregung kann sich fortpflanzen. Sie macht allein das Wesen jeder funktionellen Beanspruchung aus. Nun

beherrscht die dissimilatorische Erregung zugleich die Massenentwicklung der lebendigen Substanz der Zelle. Verworn stützt sich hierfür u. a. auf die Tatsache, dass die Vorderhornzellen im Rückenmark viel grösser sind als die seltener beanspruchten der Hinterhornbahnen; Studien Athias haben die Möglichkeit des Wachstums der Ganglienzellen an den Purkinje'schen Zellen des Kaninchenkleinhirns gezeigt, während nach Untersuchungen von Munk, Monakow u. a. der Ausschluss der funktionellen Reize die Massenentwicklung der Ganglienzellen hemmt. So kann als eine gesicherte Tatsache gelten, dass eine öfters wiederkehrende funktionelle Erregung der Ganglienzelle zu einer Massenzunahme ihres lebendigen Protoplasmas führt, die uns, auf Grund der weiteren Tatsache einer Vermehrung des Nahrungszuflusses bei stärkerer Tätigkeit, nach den Gesetzen chemischer Gleichgewichtszustände auch mechanisch verständlich erscheint. Wenn an anderer Stelle Verworn den Satz prägt: „Die Intensität der spezifischen Energieproduktion einer Ganglienzelle ist eine Funktion der Masse ihrer entladungsfähigen Substanz", so haben wir darin den kürzesten und glücklichsten Ausdruck der Verworn'schen Lehre.

Wir wissen nunmehr, worin jene „Spur" besteht, die eine Empfindung im Zentralorgan zurücklässt und in der wir die Grundlage des Gedächtnisses zu suchen haben. Diese Spur lässt sich mit Verworn als eine Vermehrung der entladungsfähigen Substanz der Ganglienzellen definieren, die „unbewusst" bleibt, bis irgend ein Impuls das Erinnerungsbild wieder wachruft. Zugleich sind die Ganglienzellen nicht bloss Sitze der spezifischen Prozesse, sie sind auch Stationen, welche die Weiterbeförderung der ihnen zufliessenden Energien beherrschen, wobei sie die ankommenden Impulse mit einer von ihnen selbst bestimmten Intensität und Richtung weiter befördern oder hemmen, d. h. die Vermehrung der entladbaren Masse auf den Ganglienzellenstationen vermindert auch die Widerstände für die Weiterleitung von Erregungen. Damit ist zugleich das Geheimnis des Ausschleifens der Assoziationsbahnen, der zweiten Grundbedingung alles Erinnerns, gelüftet.

Wir werden noch Gelegenheit haben, auf weitere hierher gehörende Untersuchungen Verworn's einzugehen, so auf seine Untersuchungen über die zellularphysiologischen Grundlagen des Abstraktionsprozesses. Hier sei nur noch eines besonders wichtigen Satzes gedacht: Assoziierte Neuronengruppen, deren einzelne Bestandteile durch Uebung eine grosse Massenentwicklung erfahren haben, werden intensivere Vorstellungen liefern als solche mit mittlerer Entwicklung ihrer Masse. Da im Bewusstseinsfelde immer nur ein einziger Empfindungs- oder Vorstellungskomplex und zwar immer derjenige, der die grösste Intensität hat, vorhanden ist, niemals mehrere gleichzeitig, so wird bei Erregung verschiedener Neuronengruppen die spezifische Leistung derjenigen Gruppe

im Vordergrund stehen, deren Elemente die grösste Massenentwicklung haben.

Es ist nun besonders interessant, die Brauchbarkeit der Verworn'schen Lehre an der Hand unserer klinischen Erfahrung zu überprüfen. Hier, wie in so vielen Fällen, muss wieder einmal die Pathologie der Physiologie zu Hilfe kommen und ich denke, dass gerade diejenige Form pathologischen Vergessens besonders geeignet ist, uns über das Wesen des Gedächtnisses aufzuklären, die von vornherein von dem auffälligsten Charakter umkleidet scheint, ich meine diejenige Form des krankhaften Vergessens, die wir seit und mit Azam als retrograde Amnesie bezeichnen. Ich habe in meiner gerichtsärztlichen Praxis eine stattliche Anzahl solcher Fälle beobachtet und jedesmal, wenn ich einen derartigen Fall zu beurteilen hatte, drängte sich mir die Frage nach dem Wesen des Gedächtnisses auf. Licht kam für mich erst in diese Fragen, als ich durch einen Zufall auf die oben vorgetragenen Verworn'schen Lehren stiess.

Auf Erinnern ist die ganze Rechtspflege gestellt, mit dem Vergessen fällt sie. Das ist ebenso wahr wie gemeinplätzig, denn im Grunde gilt das für jedes Gebiet kultureller Betätigung. Immerhin ist die Treue der Erinnerung und die Echtheit des Vergessens kaum irgendwo so bedeutungsvoll wie vor den Schranken des Gerichts.

Wir beginnen unsere Betrachtungen mit einem kurzen Gang durch das Gebiet der Alltagspsychologie. Da finden wir Tausende von Gedächtnissen vor, die insgesamt unser Wissen ausmachen. Neue kommen in jedem Augenblick hinzu, alte gehen verloren. Indessen bleiben bestimmte Komplexe unveränderlich bestehen, eine Art ehernen Bestandes, der uns in jedem Augenblick die Kontinuität der eigenen Persönlichkeit gewährleistet.

Es kommt, das ist hier zu Ribot's Ausführungen ergänzend hinzuzufügen, zunächst zu der erwähnten Lokalisation in der Zeit noch eine andere Lokalisation hinzu, die wir als die soziologische Lokalisation bezeichnen können. Wir können, wenn wir die Gedächtnisse nach ihrem Inhalt einteilen, zwischen Ding- und Ich- oder Persönlichkeitsgedächtnissen unterscheiden, oder vielleicht noch besser zwischen Lern- und Erlebnisgedächtnissen. Die soziologische Lokalisation, die mir in meiner Erinnerung meine Beziehungen zur Umwelt und meinen Platz in ihr anweist, kommt natürlich nur für die Erlebnisgedächtnisse in Betracht, spielt nur für sie eine entscheidende Rolle, und zwar ebensowohl für die normale Psychologie als ganz besonders für die Psychopathologie. Ich brauche hierfür nur an die soziologischen Lokalisationen der Melancholiker zu erinnern.

Für die Rechtspflege ist die soziologische Lokalisation von grundlegender Bedeutung. Sie entscheidet über den Anteil der Persönlichkeit an bestimmten Vorgängen. Mehr als jede andere Erinnerungstätigkeit ist

sie auf Assoziationsprozesse angewiesen, und wenn für die Lokalisation in der Zeit eine Regression führend ist, so ist für die Lokalisation in der Gemeinschaft, wie man sie auch nennen kann, eine Rekonstruktion erforderlich, die um so adäquater ausfallen wird, je weniger Gefühlskomplexe persönlicher Art mit ihr und durch sie geweckt werden. Die Lokalisation in der Zeit geht der soziologischen Lokalisation voraus, wie sie andererseits fast stets von der Lokalisation im Raume begleitet wird. Im Grunde kann man natürlich jeden Erinnerungsakt als eine Rekonstruktion bezeichnen. Hier wollen wir unter Rekonstruktion ein bewusstes Sammeln in der Erinnerung verstreuter Einzelgedächtnisse verstanden wissen, die mir in richtiger Anordnung anzeigen, welche Rolle ich bei einem vergangenen Ereignis gespielt habe. Diese Lokalisation lässt sich ebenso wie die zeitliche und räumliche auch auf die Zukunft beziehen und bestimmt dann Pläne, Entschlüsse, Handlungen, ebenso wie sie mir in der Gegenwart in jedem Augenblick meinen Platz im Getriebe der Welt anzeigt. Dies mag nur nebenbei erhellen, welche Bedeutung dem Gedächtnis für den Aufbau des Lebens im Praktischen zukommt, so dass im Grunde die Uebung des Gedächtnisses zugleich eine Einübung des Lebens selbst bedeutet.

Wie kommt es nun, dass von den Geschehnissen des Alltags die grosse Mehrheit wieder vergessen, dass andere mit grösster Treue in der Erinnerung bewahrt, wieder andere nur in schattenhafter Wesenheit festgehalten werden? Wir wollen für die Beantwortung dieser Frage ein allgemeines Beispiel wählen: das sexuelle Erlebnis. Es gibt keine Erlebnisse irgendwelcher Art, die so fest in der Erinnerung haften wie bestimmte Erlebnisse sexueller Art, insbesondere die Erstlinge auf diesem Gebiet; ja es scheint den Erinnerungen dieser Art eine gewisse Aktivität innezuwohnen, mit der sie sich immer wieder erneuern und selbst aufdrängen. Scheint doch sogar ihre Verdrängung nicht straflos zu geschehen (Freud).

Die Erinnerungstreue für sexuelle Erlebnisse beruht psychologisch auf der Stärke der das Erlebnis begleitenden Gefühle, physiologisch auf der durch vermehrten Blutzufluss gesteigerten Ernährung bestimmter Gehirnabschnitte. Hier haben wir zugleich die allgemeine Beantwortung unserer Frage: Physiologisch gesprochen ist das Gedächtnis eine Frage der Ernährung, darin haben wir Ribot nichts hinzuzufügen, psychologisch ist die Frage nicht so knapp zu beantworten. Wir wissen, dass Gedächtnisse sich ohne jede nennenswerte Gefühlsbeteiligung bilden können. Wohl aber können wir sagen, dass der gefühlsbegleitete Eindruck leichter und treuer aufbewahrt wird, als der gefühlsunbetonte. Physiologisch müssen wir uns das so vorstellen, dass der einmalige Zustrom einer gesteigerten Ernährungsmenge dieselbe Wirkung tut wie die wiederholte Zufuhr einer mittleren Blutmenge zu den Neuronen. Mit anderen

Worten: Gefühl und Uebung bauen die Gedächtnisse; der Physiologe setzt hinzu: aus Blut und Ganglienzellenprotoplasma.

Doch nun die Kehrseite: Was lange Uebung oder, physiologisch gesprochen, die wiederkehrende Zufuhr mittlerer Ernährungsquanten schuf, wird Schädigungen besser widerstehen als das Resultat eines nur einmaligen Zustroms grosser Ernährungsmengen. Denken wir uns eine einzelne Ganglienzelle von einer einmaligen starken Blutwelle um- und durchspült und unmittelbar danach von einem Insult getroffen, so werden wir verstehen, dass die Spuren der kurzen Uebererernährung schnell vernichtet werden, schneller und leichter als die Spuren in einer anderen Zelle, die durch geringere, aber oft wiederholte Umspülung Zeit gewonnen hat zur Befestigung der Spuren, oder, um mit Verworn zu sprechen: Zeit zum Wachsen; kurzdauernde dissimilatorische Erregungen von grosser Intensität werden nur dann Spuren hinterlassen, wenn die Erregung ungestört ablaufen kann, wenn sie Zeit findet, sich den Eintritt in die Assoziationsbahnen zu verschaffen, die hier vorhandenen Widerstände zu überwinden, denn diese Fortleitung der Erregung auf dem Wege der Assoziationsbahnen ist es schliesslich, die allein erst Erinnerung und Gedächtnisse möglich macht. Daran aber müssen wir festhalten, dass beides: Gefühl wie Uebung im normalen Verlauf jene Bahnen eröffnen können.

Wir haben als Beispiel für die treue Fixierung des gefühlsbetonten Erlebnisses das sexuelle Erlebnis gewählt, näher noch läge dem Gerichtsarzt das Beispiel des Unfalls. Auch hier ein stark gefühlsbetontes Erlebnis, das mit jenem das Gemeinsame des Nicht-Vergessen-Könnens, des sich immer wieder Erneuernden, des sich Aufdrängenden, aufweist. Es ist leicht einzusehen, wie sich von solchen Erinnerungen aus direkte Wege zu einer krankhaften Hypermnesie und damit zur Entstehung überwertiger Ideen eröffnen. In diesem Sinne darf man die traumatische Neurasthenie oder Hysterie fast als eine krankhafte Hypermnesie ansprechen. Indessen sollen uns diese merkwürdigen Monohypermnesien hier nicht beschäftigen. Es gilt vielmehr jetzt, an jene Fälle von Erinnerungsdefekten heranzutreten, die sich auf solche Ereignisse und Erlebnisse beziehen, deren gedächtnismässiges Festhalten vor allen anderen erwartet werden sollte.

Wenn man die retrograde Amnesie studiert, so sollte man von vornherein alle diejenigen Fälle unberücksichtigt lassen, die den Verdacht der Hysterie erregen. Wir werden noch später auf die Einwände zurückkommen, die Möbius gegen die Echtheit der retrograden Gedächtnisdefekte erhoben hat. Soweit es sich in der Tat bei solchen Gedächtnisstörungen um solche hysterischer Art handelt, wird man Möbius durchaus beipflichten müssen und derartige Fälle von der Betrachtung auszuschliessen haben. Ebenso wie es eine Pseudologia phantastica der Hysterischen gibt, so kann man auch an eine phantastische Amnesie den-

ken, an eine absichtliche oder hemmungsmässige Unterdrückung von Erinnerungen, und wenn man die Kasuistik von Ribot unter diesen Gesichtspunkten betrachtet, so wird man den grössten Teil seiner Fälle in das Gebiet der Hysterie zu verweisen haben.

Die Bezeichnung „retrograde Amnesie" hat sich in der Literatur fest eingebürgert. Ich ziehe den Ausdruck „traumatische Amnesie" vor, will indessen gegen die bisherige Nomenklatur nichts Erhebliches einwenden.

Wenn ich nun zu den von mir beobachteten Fällen übergehe, so muss ich es mir versagen, im Rahmen eines Selbstberichtes die ganze Kasuistik eingehend darzustellen. Ich verweise auf meine ausführliche Veröffentlichung in der Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medizin, wo sie voraussichtlich im Aprilheft 1916 erscheinen wird.

Eine wesentliche Rolle für die Aetiologie der retrograden Amnesie spielt die Gehirnerschütterung. Durch die klassischen Schilderungen v. Bergmann's und die Arbeiten von Koch und Filehne, Scagliosi sind wir über die Pathophysiologie der Gehirnerschütterung hinreichend aufgeklärt. Lähmung der Hirnrinde in Verbindung mit Reizung der hinter der Brücke gelegenen Zentren, insbesondere des Vaguszentrums charakterisieren den ersten nicht tödlichen Grad der Gehirnerschütterung, und nur dieser kommt natürlich für uns in Betracht.

„Die klinische Forschung charakterisiert die Vorgänge, welche im Gehirn unserer Kranken spielen, als Ernährungsstörungen nicht bloss eines Abschnittes, sondern des ganzen Organs. Sie stellt ferner fest, dass nicht nur in seiner Totalität das Hirn getroffen ist, sondern dass es gleichmässig affiziert wurde, in gleicher Stärke all überall, indem sich die gleiche Intensität der Störung je nach der Reizbarkeit der verschiedenen Abschnitte des Nervensystems und genau ihr entsprechend offenbarte, hier als Lähmung, dort als Reiz." (v. Bergmann's Handbuch der praktischen Chirurgie, Band I.) Bei der Gehirnerschütterung spielt möglicherweise auch eine Alteration der Gliazellen eine entscheidende Rolle. — So gibt die Gehirnerschütterung, als Ursache einer traumatischen Amnesie, ein Schulbeispiel dafür, dass der Erinnerungsverlust auf eine traumatisch bedingte Ernährungsstörung des Gehirns zurückzuführen ist. Es ist nicht zweifelhaft, dass die Tatsache des Unfalls von einem bis dahin ungestörten Bewusstsein vollkommen aufgenommen wird. Nun setzt der Insult mit seinen Wirkungen ein. In der Ernährung des Gehirns kommt es zu Störungen, es tritt Bewusstlosigkeit ein, die Erregung der das Erlebnis registrierenden Ganglienzellen muss spurlos verlaufen. Darüber hinaus werden auch die Spuren in denjenigen Zellen vernichtet, die alle diejenigen Erlebnisse zu registrieren hatten, welche dem Unfall unmittelbar vorausgingen. Diese Tatsache beweist, dass die Fixierung von Erinnerungen an Zeit gebunden ist. Eine unversehrte Hirnrinde und

eine normale Ernährung ihrer Elemente genügt an und für sich noch nicht, um Erinnerungen oder Gedächtnisse zu hinterlassen. Eine Karenzzeit erscheint erforderlich, und das scheint derjenige Zeitraum zu sein, der nötig ist, um die Widerstände der benachbarten Zellstationen zu überwinden, oder, um mit Verworn zu sprechen, um die entladungsfähige Substanz der Aufnahmezelle bis zur vollen Entladungsintensität zu vermehren. Dafür aber ist die Integrität der Ernährung Voraussetzung, nicht nur für den Aufnahmeakt in der Zelle selbst, sondern auch für ihre Umbildung im Verworn'schen Sinne; diese Umbildung verlangt eine vermehrte Zufuhr ernährenden Materials, für die wiederum ein gewisser Zeitabschnitt erforderlich ist. Diesen Zeitraum kann man vielleicht als die Inkubation der Erinnerung bezeichnen. Wird das nervöse Element in dieser Inkubationszeit von einer Schädigung betroffen, die vorzugsweise in einer Ernährungsschädigung besteht, so unterbleibt die Bildung des Gedächtnisses.

Merkwürdig ist nun das spätere Wiederauftauchen einzelner Erinnerungen, wie es sich fast in allen Fällen von retrograder Amnesie zeigt. Es liegen hier gewissermassen latente Erinnerungen vor, die meistens durch optische Bilder wieder ins Bewusstsein gerufen werden. Es muss angenommen werden, dass etwa eine Gehirnerschütterung in ihrem Gesamtverlauf verschiedene Grade aufweist, von der absoluten Bewusstlosigkeit bis zur gelegentlichen leichten Aufhellung, eine Erscheinung, der anatomisch-physiologisch ein Differieren im Grade der Blutversorgung entsprechen wird. Dann spielen rein sinnliche Erinnerungsbilder, die erhalten bleiben, die auslösende Rolle. Wir wissen ja auch aus der Alltagspsychologie, dass einem Sinneseindruck in hohem Maße Erinnerung auslösende Wirkung zukommt. Gelegentlich erleben wir zu unserer Ueberraschung, dass etwa ein bestimmter Geruchseindruck ganze Lebensabschnitte, die wir längst vergessen glaubten, wieder in unser Gedächtnis zurückruft.

Die Erinnerungstäuschungen, die beim Wiederauftauchen traumatisch verlorener Gedächtnisse vorkommen, sind meistens Irrtümer der Lokalisation, die auf falschen Regressionen und Rekonstruktionen beruhen und physiologisch durch die Ernährungsstörung mitbedingt sind. Es handelt sich dabei um Assoziationskreuzungen.

Hier ist nun der Ort, zu fragen, inwiefern uns die Physiologie gestattet, jene Lokalisationen der Gedächtnisse zu erklären, von denen wir oben gesprochen haben. Wir greifen für die Beantwortung der Frage auf Verworn zurück und zwar auf das, was er über die Selektion der Vorstellungskomplexe im Bewusstseinsfelde durch Hemmung ausführt. Leider müssen wir uns damit begnügen, die Resultate anzuführen, zu denen Verworn gelangt, ohne auf die stützenden physiologischen Untersuchungen weitläufiger eingehen zu können. Zunächst sei der Tat-

sache gedacht, dass schwache nervöse Impulse auf bestehende Erregungen durch Interferenz hemmend wirken. (Untersuchungen von Vészi und Fröhlich, zitiert bei Verworn). „Uebertragen wir diese Tatsache auf das Neuronennetz in der Grosshirnrinde, so gewinnen wir ein Verständnis für die fundamentale psychologische Beobachtung, dass jeder im Bewusstseinsfelde frisch auftauchende Vorstellungskomplex jeden vorher vorhandenen auslöscht, mit anderen Worten, dass wir nie mehrere, sondern immer nur einen einzigen Komplex von assoziierten Vorstellungen gleichzeitig im Bewusstseinsfelde haben, nämlich denjenigen, der momentan die grösste Intensität besitzt. In diesem Falle ist physiologisch die ganze Gruppe von assoziierten Neuronen, soweit sie durch Uebung entwickelt sind, in Erregung. Diese Erregung pflanzt sich allseitig fort und wird überall da, wo sie wenig entwickelte Nervenstationen zu passieren hat, mehr oder weniger abgeschwächt. Trifft sie auf eine andere assoziierte Gruppe von Neuronen, die sich gerade in Erregung befindet, so hemmt sie die hier bestehende Erregung, und das durch sie bedingte Vorstellungsgebilde erlischt.“

Die Regression und Rekonstruktion, die das Wesen der zeitlichen und soziologischen Lokalisation ausmachen, sind in der Tat vollendete psychische Selektionsvorgänge, deren Gelingen nur durch Unterdrückung anderer Vorstellungsgebilde möglich wird. Die Vorgänge sind einem Wandern durch die Assoziationsfelder vergleichbar. Dabei findet ein dauerndes Konkurrieren assoziierter Gruppen statt, und wir können uns auf Grund der Verworn'schen Hypothese sehr wohl vorstellen, dass die primäre assoziative Erregung bei ihrer Fortpflanzung Abschwächungen erleidet, die ihrerseits die Erregungen, die sie auf den von ihr passierten Stationen vorfindet, bis zum Verlöschen der feindlichen oder konkurrierenden Erregungen abschwächt. Es muss indessen hier gesagt werden, dass dieser Prozess psychologisch und physiologisch nicht ganz so einfach verlaufen kann, wie es nach der Verworn schen Annahme erscheinen könnte. Vielleicht darf man vermuten, dass bei dem Wandern durch die Assoziationsfelder der ursprünglichen Erregung neue Nahrung zugeführt wird, und zwar vor allem durch das stetige Auftauchen sinnlicher Erinnerungsbilder, seien sie akustischer, optischer oder sonst welcher Natur. Dadurch wird einer zu weit gehenden Abschwächung der ursprünglichen Erregung vorgebeugt, so zwar, als ob direkte peripherische Reize angebracht würden. Denn wir wissen aus einfacher psychologischer Beobachtung, dass das Wiederauftauchen eines sinnlichen Erinnerungsbildes mit derselben Lebhaftigkeit assoziative Vorgänge auslösen kann wie ein von aussen frisch empfangener Sinneseindruck. Ergänzen wir in diesem Sinne die Verworn'sche Hypothese, so ist sie eine vollwertige Umschreibung für die physiologische Grundlage des psychischen Selektions-

prozesses, der seinerseits die Lokalisationshandlungen des Gedächtnisses hinreichend aufhellt und erklärt. Zugleich wird bei der immerhin bedeutenden Kompliziertheit der Selektionsvorgänge klar, in welchem Masse die Treue des Regressions- und Rekonstruktionsprozesses von der organischen und funktionellen Intaktheit der Bahnen und Stationen abhängig ist, und dass die leiseste Störung dieses Betriebes dem Irrtum Tür und Tor öffnet. Man darf den Selektionsvorgang vielleicht der Fahrt eines Zuges durch einen grossen gleisreichen Bahnhof vergleichen. Die richtige Fahrt hängt von der richtigen Weichenstellung ab. Jeder hier begangene Fehler wirft den Zug auf ein falsches Gleis und führt zu Zusammenstössen und Entgleisungen. So muss man sich vorstellen, dass die primäre Erregung, die auf dem Wege der Fortpflanzung durch Interferenz konkurrierende Vorstellungen zum Erlöschen bringen soll, ihrerseits dauernd in Gefahr ist, von abgeschwächten, von anderer Seite kommenden schwächeren Erregungen ausgelöscht zu werden. Eine derartige Gefahr kann z. B. bei einer plötzlichen Revolutionierung der Blutversorgung des Zentralorgans ohne weiteres eintreten, wobei man sich leicht vorstellen kann, dass der im Gange befindlichen Selektion feindliche oder selektionsfremde Bezirke eine plötzliche vermehrte Blutzufuhr erfahren, so dass von hier aus sich störende Erregungen mannigfaltiger Art geltend machen können. Wie, um ein Beispiel zu gebrauchen, der Krampf ein ungeordnetes Muskelspiel, einen Muskelsturm an Stelle der einzelnen, zweckmässig geordneten Muskelaktion setzt, so kommt es hier, auf Grund einer organischen oder funktionellen Schädigung des Zentralorgans, zu einer anarchischen Automatie alles seelischen Geschehens.

Unter den von mir beobachteten Fällen ist für die Frage der Ernährungsstörung und ihrer Bedeutung für die retrograde Amnesie keiner mehr beweisend als der einer Mutter, die ihr Kind getötet hatte und sich im Anschluss an die Tötung eine schwere Halsverletzung beigebracht hatte. Es kam zu einer hochgradigen Anämie bei der Mutter mit Untertemperaturen unter 35°. Als die Frau im Krankenhause aus ihrer tiefen Bewusstlosigkeit erwachte, hatte sie die ganzen Vorgänge ihrer schweren Tat und alles, was darauf folgte, vergessen, und sie war höchst erstaunt, als ihre Angehörigen sie in Trauerkleidung besuchten. Das Verhalten der Frau war so aufrichtig und natürlich, dass man an der Echtheit ihrer Amnesie nicht zweifeln konnte. Hier hatte also die Ausblutung des Gehirns den retrograden Erinnerungsdefekt hervorgerufen. Meines Wissens ist dies der erste, in der Literatur mitgeteilte Fall von schwerer Ausblutung des Gehirns als einer der Ursachen rückläufiger Erinnerungsstörungen.

Auch die nach Kohlenoxydvergiftung auftretenden und vielfach beobachteten rückläufigen Erinnerungsstörungen sind Schulbeispiele

dafür, dass die Erinnerungsstörungen des Gehirns in erster Linie die Ursache für rückläufige Gedächtnisstörungen abgeben. Einen derartigen charakteristischen Fall habe ich zusammen mit meinem Kollegen Hoffmann beobachtet. Ich habe ihn ausführlich an anderer Stelle mitgeteilt.

Forensische Fälle sind die Schule des Zweifels, und bei der Mitteilung derartiger Fälle wird man immer berechtigt sein, die Frage nach der Echtheit der Erinnerungsstörung aufzuwerfen. Ich habe indessen nur solche Fälle gewählt, wo solche Zweifel leicht zu beseitigen sind. Ueberdies verfüge ich auch über nicht forensische Fälle, in denen Zweifel kaum aufkommen können. So habe ich eine traumatische Gedächtnisstörung bei einem Kollegen beobachtet, der einen Automobilunfall erlitt und nachher den Unfall selbst und einen grossen Teil der vorhergehenden und folgenden Ereignisse vergessen hatte. Andererseits verdanke ich der Mitteilung des Kollegen Maas-Buch die Kenntnis eines Falles, in dem ein Soldat, der einen Kopfschuss bekam, alle Ereignisse vergessen hatte, von dem Augenblicke, wo er aus dem Transportzuge ausgeladen bis zu demjenigen, in welchem er verwundet wurde. Ausserordentlich charakteristisch und bedeutsam für die Echtheit der Gedächtnisstörung ist die Tatsache der Teilnahmlosigkeit der Verletzten. Die Frau, von der ich oben sprach, stand ihrer schweren Tat durchaus teilnahmlos gegenüber, obgleich sie mit inniger Liebe an dem von ihr getöteten Kinde hing. Diese Teilnahmlosigkeit ist durchaus erklärlich. Der Täter kann unmöglich gefühlsmässig zu einer Tat Stellung nehmen, die in seinem Bewusstsein gewissermassen fehlt. Der Täter weiss nicht, was er und dass er etwas verbrochen hat, und die blosse Mitteilung seiner Tat von anderer Seite ist nicht ausreichend, ihm die gefühlsmässige Stellungnahme zur Tat zu vermitteln.

Diese merkwürdige, in solchen Fällen immer wiederkehrende Erscheinung versetzt den Täter in forensischen Fällen in eine seltsame Situation. Er muss sich wegen einer Tat verantworten, von der er in gewissem Sinne nichts weiss. Er ist in einer Lage, ähnlich derjenigen des Epileptikers, der im Dämmerzustande gehandelt hat und sich seiner Handlung nicht bewusst geworden ist. Praktisch könnte man hier die Frage aufwerfen, ob solche Leute denn überhaupt verhandlungsfähig sind. Verantwortlich sind sie zweifellos, denn als sie handelten, waren sie bei vollem Bewusstsein. Sie handelten unter starker Beteiligung ihres Gefühls und nach einem mehr oder minder wohl überlegten Plan. Das beweisen u. a. die meist von ihnen zurückgelassenen Briefe an die Angehörigen, in denen sie ihre Tat zu rechtfertigen suchen und um Verzeihung bitten. Aber selbst die Abfassung dieser Briefe ist meist aus ihrer Erinnerung geschwunden. In der Praxis muss der Ausweg aus diesem Dilemma unbedingt gefunden werden und wird auch meist gefunden. Theoretisch liegt die Sache so, dass die verletzte Rechtsgemeinschaft zum

Erinnerungsträger wird und ihrerseits den Schuldbetrag vom Täter einfordert. Ihm selbst muss es dabei überlassen bleiben, nachträglich sich gefühlsmässig auf die begangene Tat einzustellen.

Bei alledem lassen sich aber auch Fälle denken, in denen man nicht nur die Verhandlungs- sondern auch die Straffähigkeit retrograd Amnestischer wird verneinen müssen. Wir kennen aus der Literatur Beobachtungen, bei denen das Trauma die Erinnerung für weit zurückreichende Lebensabschnitte vernichtet hat. Wäre etwa in unserem Falle die Erinnerung für die ganze Ehe, für die Geburt und Existenz des getöteten Kindes, wie das denkbar ist, vernichtet worden, so würden der Täterin wichtige Inhalte verloren sein, an denen sie überhaupt ihre Schuld abmessen könnte. Hätte sie vergessen, jemals ein Kind besessen zu haben, so könnte man ihr die Einsicht in das begangene Unrecht gar nicht zumuten. Dann wären alle ihr vorgeführten Rekonstruktionen fruchtlos. Mit anderen Worten: Da, wo das Trauma nicht nur die Erinnerung an die Tat und ihre Planung, sondern auch die Gedächtnisse wesentlicher Persönlichkeitserlebnisse, ganzer Lebensabschnitte für immer vernichtet hat, muss Verhandlungs- und Straffähigkeit ausgeschlossen werden. Hier ist eben keine intakte Persönlichkeit mehr vorhanden, die, auf Grund ihres Vorlebens, ein Schuldbewusstsein gewinnen könnte. Die Verbindung zwischen Gegenwart und Vergangenheit ist hier vollkommen zerrissen durch die Summe der verloren gegangenen Gedächtnisse. In Wirklichkeit liegen die Fälle retrograder Amnesie durch Trauma meist nicht so, denkbar sind sie, und sie mussten erwähnt werden. Sie erinnern ein wenig an das seltsame Geschick des Caspar Hauser. Zwei Lebenshälften, zwischen denen jeder psychische Zusammenhang verloren erscheint.

Am ehesten denkbar — solche Fälle sind in der Tat beobachtet — ist eine so umfassende Vernichtung der Erinnerungen, dass das Leben in zwei solche zusammenhanglose Hälften zerschnitten erscheint bei der durch Vergiftung bedingten retrograden Amnesie. Wesentlich kommt hier nur die Kohlenoxydvergiftung in Betracht. Wir rechnen auch diesen Fall zur Gruppe der Traumen, wogegen wohl nichts einzuwenden ist. Fallot berichtet von einem nicht forensischen Fall, in dem die retrograde Amnesie sich auf die drei letzten der Vergiftung durch CO vorausgehenden Tage erstreckte, in einem Falle Rouillard's hatte eine durch CO vergiftete Frau ihre letzte Entbindung vergessen. Wie bei jeder Vergiftung, so folgen sich auch bei der CO-Vergiftung Reiz und Lähmung, wobei die hoch empfindlichen Zellen der Hirnrinde zuerst von allen der Lähmung verfallen. Bekannt ist, dass gelegentlich nach nicht tödlichen CO-Vergiftungen die Vergifteten ein seltsames Wesen zeigen, so dass auf diese nach Vergiftung Ueberlebenden sich leicht der Verdacht des Mordes lenken kann, wenn zugleich mit ihnen andere

Personen (Familienangehörige) der Giftwirkung ausgesetzt und zu Tode gekommen waren. Ich verweise hier auf die Lehrbücher der gerichtlichen Medizin und möchte hier aus dieser Tatsache lediglich einen Hinweis darauf entnehmen, wie es in dem vergifteten Gehirn aussieht: regellose Assoziationen, bedingt durch gleichzeitige Lähmungs- und Reizerscheinungen auch sonst unverbundener Stationen, ein Versagen der Selektion wie im Traum oder im Erregungsstadium der Narkose.

Haben wir bisher nur Zellschädigungen und Beschädigungen als Grundlagen der traumatischen Amnesien kennen gelernt, so führt uns die weitere Betrachtung zu solchen Fällen, in denen die Sitze der Gedächtnisse, die Neurone des Zentralorgans, vernichtet wurden. Wenn wir von den Zentren des Gehirn sprechen, so haben wir darunter im Grunde nichts anderes zu verstehen als Neuronengruppen, in denen bestimmte Gedächtnisse ihren Sitz haben. So registriert und fixiert das optische Zentrum alle durch die Retina vermittelten Sinnesempfindungen, das optische Zentrum ist eine Art von Museum für optisch vermittelte Erinnerungsbilder, eine Bildergalerie, die ihrerseits in lebhaftem Austauschverkehr mit der Galerie für akustische, taktile, motorische usw. Erinnerungsbilder steht. Die Zerstörung einer solchen Galerie bedeutet den Verlust von so und so vielen Erinnerungsbildern.

Die bekannten Experimente Kalischer's lassen vermuten, dass in der Tat jedes einzelne Erinnerungsbild im Zentralorgan seinen eng lokalisierten Sitz hat. Damit ist gegeben, dass theoretisch jedes Einzelgedächtnis auch für sich vernichtet werden kann, und es wird vernichtet, wenn sein Sitz zerstört wird. Hinsichtlich des praktischen Erfolges für die Erinnerung kommen schwere Schädigungen und Beschädigungen der Vernichtung schliesslich gleich. Immerhin darf man, solange der Sitz des Gedächtnisses nicht direkt vernichtet ist, immer mit der Möglichkeit einer Reparatur der Erinnerung rechnen, wenigstens theoretisch. Ausgeschlossen ist das bei der Vernichtung der Neurone. Unter Gedächtnis verstehe ich dabei das Einzelgedächtnis im Sinne Ribots. Wir stossen hier auf eine Kontroverse, die Heine gegen Strümpell erhebt. Strümpell führt den Erinnerungsverlust bei der traumatischen Amnesie auf einen Verlust der Gedächtniseindrücke selber zurück. Heine will für einzelne Fälle nur eine Unmöglichkeit der Reproduktion, bei gleichzeitiger Erhaltung der Gedächtniseindrücke, annehmen und stützt sich dafür auf das gelegentliche Wiederkehren der Erinnerungen. Zweifellos kann man da, wo von den verlorenen Erinnerungen später die eine oder andere wieder auftaucht, von einer vorübergehenden Unfähigkeit der Reproduktion sprechen. Wir haben ja oben schon darauf hingedeutet, dass es vielfach optische Erinnerungsbilder sind, die ihrerseits das Gedächtnis für Teile des vergessenen Erlebnisses wieder erwecken. Im ganzen aber muss man Strümpell beipflichten, dass die Gedächtnis-

eindrücke selbst verloren gehen. Dieser Verlust ist um so sicherer, je stärker die Schädigung der anatomischen Gedächtnisträger, der Neurone, gewesen ist. Und man wird vollends nichts gegen diesen Satz einwenden können für diejenigen Fälle, in denen die Erinnerung tragenden Neurone direkt gestört sind. Die irreparable traumatische Amnesie bedeutet stets den Verlust der Gedächtniseindrücke selber (vgl. hierzu auch Sommer und Wagner, die geneigt sind, für die Amnesie nach Strangulation eine organische Pathogenese anzunehmen).

Wenn schon eine blosse Gehirnerschütterung eine Amnesie zur Folge haben kann, so werden wir uns nicht besinnen dürfen, diese Möglichkeit bei weitgehendem Untergang von Gehirnsubstanz zuzugeben. Wir haben hier ein Analogon zu den Fällen von Amnesie nach Apoplexien. Auch die Aphasien kann man in gewissem Sinne hier einreihen, denn auch sie sind nichts anderes als umfassende retrograde Amnesien, bedingt durch den Untergang der spezifischen Gedächtnisträger.

Bei schweren Schädel- und Gehirnverletzungen haben wir es mit einer Kombination von anatomischen Schädigungen mit den Effekten der unausbleiblichen Gehirnerschütterung zu tun, wobei die Frage, welchem der beiden Faktoren die grössere gedächtnisschädigende Wirkung zukommt, mit Sicherheit nicht entschieden werden kann. So haben mir eigene Beobachtungen und Mitteilungen des Kollegen O. Maas-Buch gezeigt, dass Soldaten mit schweren Schädel- und Gehirnschüssen eine ganz intakte Erinnerung aufwiesen. Inwieweit der Sitz der Verletzung für den Ausfall der Erinnerungen eine Rolle spielt, kann einstweilen nicht bestimmt werden. Wir wissen im übrigen auch, dass auch Gehirnerschütterungen ohne Einfluss auf die Erinnerung bleiben können. Warum in dem einen Falle Gedächtnislücken zustandekommen, in dem anderen ausbleiben, ist noch vollkommen rätselhaft. Wir sehen diesen Wechsel der Erscheinungen ja auch bei jenen Gedächtnisverlusten, die durch den epileptischen Anfall ausgelöst werden. Der gewöhnliche epileptische Anfall könnte noch am ehesten ein Analogon zur Gehirnerschütterung bedeuten, und durch die allgemeine Ernährungsstörung des Gehirns auf die Erinnerung vernichtend wirken.

Ernährungsstörungen des Gehirns sind es dann auch, die den retrograden Gedächtnisdefekt bei Strangulationen bedingen. Ich habe derartige Fälle in meiner gefängnisärztlichen Tätigkeit mehrfach beobachtet, gelegentlich in Verbindung mit eigentümlichen, schnell vorübergehenden Sprachstörungen motorischer Art, die man am besten mit dem Lallen eines Betrunkenen vergleichen könnte. In einem der Fälle war die Erinnerung für den Erhängungsversuch nicht bloss verloren, sondern zugleich soweit gefälscht, dass der Strangulierte die Verletzungsspuren, die von dem Erhängungsversuch zurückgeblieben waren, auf eine Misshandlung durch den Aufseher zurückführte.

Warum die retrograde Amnesie nach Strangulation und anderen Selbstmordversuchen von Möbius und Muralt als hysterisch angesprochen wird, ist mir nicht recht verständlich. Weder die nach Strangulation auftretenden Krämpfe noch die dem Selbstmord voraufgehende Gemütserregung sind hinreichende Unterlagen für die Annahme eines hysterischen Charakters der retrograden Amnesie. Die Krämpfe nach Strangulation sind als Reizerscheinungen zu erklären, bedingt durch Störungen der Ernährung der motorischen Bezirke der Grosshirnrinde. Als Folgen der Strangulation ergeben sich eine plötzlich einsetzende arterielle Anämie und eine venöse Hyperämie, infolgedessen eine Ueberladung des Hirnbluts mit Kohlensäure. Diese Tatsachen erlauben, ohne Zuhilfenahme der Hysterie die Erscheinungen der Amnesie und der Krämpfe restlos zu erklären, ähnlich wie bei der CO-Vergiftung, der ja auch gelegentlich Krämpfe folgen.

Ich selbst habe schon oben darauf hingewiesen, dass wir bei der kritischen Bewertung der Fälle retrograder Amnesie vorsichtig sein müssen, um nicht eine versteckte Hysterie als Grundlage des Erinnerungsdefektes zu übersehen. Sicher, so bemerkte ich schon, ist in einer grossen Zahl der von Ribot wiedergegebenen Fälle der oft geradezu phantastische Erinnerungsausfall rein hysterischen Charakters. Und das werden wir einstweilen für alle diejenigen Fälle retrograder Amnesie behaupten dürfen, in denen nachweisliche Schädigungen des Gehirns nicht vorausgegangen sind. Immerhin mögen auch bei den sogenannten hysterischen Amnesien vasomotorische Störungen ihr Spiel treiben.

Gelegentlich wird man die Diagnose der hysterischen Amnesie ex adjuvantibus stellen können, dann nämlich, wenn es, wie in dem bekannten Charcot'schen Falle gelingt, die Erinnerungslücken in der Hypnose auszufüllen. Ich möchte bezweifeln, dass es gelingen kann, die retrograde Amnesie nach Trauma durch Hypnose zu reparieren. Ad vocem Hypnose darf man übrigens nie vergessen, dass dabei durch Verbalsuggestion nicht anders wie durch Mitteilungen an andere retrograd Amnestische (Hess) scheinbar Erinnerungslücken ausgefüllt werden können, während in Wirklichkeit der Amnestische sich lediglich das Mitgeteilte aneignet und damit die Gedächtnislöcher gewissermassen zustopft. Das ist auch der Grund, aus dem man Reparationserscheinungen bei Amnestischen sehr skeptisch gegenüberstehen muss. Man wird sich immer wieder fragen müssen, ob die Ausfüllung der Erinnerungslücken spontanes Wiederauftauchen von Gedächtnissen oder lediglich Flickwerk durch Mitteilung anderer bedeutet. Hier kann nur die sorgfältigste Exploration vor Täuschung bewahren. Es ist ja ganz natürlich, dass der Amnestische in seiner Hilflosigkeit alles Mögliche versucht, um die Kontinuität der Erinnerungen wieder herzustellen, und nur der wirklich intelligente und kritisch veranlagte Patient wird der Versuchung wider-

stehen wollen und können, seine Defekte durch das zu ergänzen, was er von anderen erfahren hat.

Es war nicht mein Ziel, die Bedeutung der traumatischen Amnesie für die gerichtliche Medizin systematisch darzustellen. Diese Aufgabe ist in den Lehrbüchern unseres Fachs, in den Arbeiten von Heine u. a. hinlänglich erhellt. Dazu konnte ich lediglich einige Ergänzungen und eigene Beobachtungen hinzufügen. Mir war es darum zu tun, die bedeutsamen Vorgänge des Erinnerns und Vergessens in das Licht der Physiologie zu rücken.

Wir haben, dank den Arbeiten Verworn's und seiner Schule gelernt, dass ein zellularphysiologisches Verständnis des Gedächtnisses möglich ist. Es ist gewiss, dass im letzten Grunde alle Erfahrungsmöglichkeit davon abhängt, dass die von der Aussenwelt ausgehenden Reize bestimmte Modifikationen in unseren Neuronen hervorrufen und dass unser geistiger Besitzstand wiederum dadurch bedingt wird, dass die Möglichkeit besteht, diese Modifikation zu organisieren und unter der Gesamtheit dieser Veränderungen adäquate Verbindungen herzustellen und zu erhalten. Wenn man sich diesen Prozess des Erwerbens, des Lernens in seinem anatomisch-physiologischen Bilde vorstellen will, so liegt das Bild des Wachsens nahe genug. Sicherlich „wächst" auch das Gehirn, und der Gedanke Verworns von einem „Wachstum" der Zelle als der Grundlage des Gedächtnisses erscheint so als ausserordentlich glücklich. Es entspricht allen Forderungen, die an eine brauchbare Idee zu stellen sind. Er wirft u. a. ein Licht auf die oft erstaunlichen Spezialgedächtnisse einzelner Menschen. Die Verworn'sche Lehre passt sich in den Rahmen der allgemeinen Lehre von der Aktivitätshypertrophie ein, nirgends steht sie in Widerspruch zu anerkannten Tatsachen. Sie findet ihre Bestätigung in der Pathologie des Gedächtnisses.

Das Erwerben von Gedächtnissen, das Lernen, stellt eine Zentrenbildung im kleinen dar. Erinnern und Vergessen bedeuten Reizung und Lähmung dieser kleinsten Zentren. Für die erste Bildung eines Einzelgedächtnisses ist die Reizaufnahme von grosser Bedeutung. Die Treue eines Erinnerungsbildes wird damit abhängig von der Funktion des den ersten Reiz empfangenden Sinnesorgans. Das ist für die gerichtliche Medizin, für die Psychologie der Zeugenaussage, von Bedeutung. Kein klares Erinnern ohne Zuverlässigkeit des Auges, des Ohrs, kurz der peripheren Sinnesorgane. Kein klares Erinnern, ohne normale Blutversorgung des Gehirns. Der Kurzsichtige und der Trunkene können gleich schlechte Zeugen sein. Auch das falsche Gedächtnis ist ein Gedächtnis, eine ideale Untersuchungsmöglichkeit seiner Bedingungen würde uns die Fehlerquellen aufzeigen. Ihr Sitz kann in den Zellen des Sinnesorgans, des Zentralorgans und endlich in den Gefässwand- und in

den Blutzellen gelegen sein. Nur das intakte Zusammenwirken aller dieser Faktoren kann normale Gedächtnisse erzeugen.

Unser Gehirn kann niemals die Aufgabe haben, die Aussenwelt restlos abzubilden. Wir würden an der Fülle der Gedächtnisse ersticken. Hier setzt eine teils automatische, teils bewusste Selektion ein, so dass das Gedächtnis, wie Ribot trefflich bemerkt, vom Vergessen lebt. Man kann das auch so ausdrücken, dass die Selektion von der Sekretion, die Auslese von der Ausscheidung, lebt. Von jedem Erinnerungsbilde bleiben nur Zeichen, gewissermassen nur Skizzen, zurück. Jede Erinnerung ist schon eine Abstraktion, eine Art sinnlicher Begriffsbildung. Und auch dafür hat Verworn den zellularphysiologischen Ausdruck gefunden, indem er den Abstraktionsprozess auf die funktionelle Massenentwicklung der gemeinsamen Stationen einzelner Neuronenkomplexe bei funktioneller Massenatrophie der speziellen Glieder zurückführt.

Unser Gesamtgedächtnis stellt schliesslich eine Sammlung von Zeichen dar, in der fortwährend Stücke verloren gehen und andere neu erworben werden. Dabei müssen wir uns aber unsere Erinnerungsbilder nicht als einfache Abbilder der erinnerten Gegenstände vorstellen, wir fixieren die Dinge vielmehr in Gestalt von Zeichen, die wir bei der Reproduktion zusammensetzen. Diese Zeichen werden von einer Mehrheit von Neuronen aufbewahrt, die alle untereinander verbunden sind. Und gerade diese Fixierung der Bilder lediglich in Gestalt von Zeichen kommt der Erinnerungsfähigkeit ausserordentlich zustatten. Ein Bild als Ganzes geht leicht verloren. Bei der weitgehenden Aehnlichkeit von Tausenden von Dingen, die eine bedeutende Anzahl von Zeichen gemeinsam haben, gelingt ihre erinnerungsmässige Zusammensetzung durch eine Auswahl und Kombination der in den verschiedenen Neuronen aufgespeicherten Zeichen, in Ermangelung der sofortigen Präsenz des ganzen Bildes. Ein treffliches Beispiel hierfür, das sich auch bei Ribot findet, bietet das Suchen nach einem verloren gegangenen Namen. Der erste wiedergefundene Buchstabe führt gewöhnlich auf den richtigen Weg zu den übrigen Zeichen. Es ist fast so, als ob man musternd durch die Sammlung der Zeichen ginge, und hier ein Zeichen wählend, dort eins ablehnend, schliesslich zum Gesamtbild gelangt. Gerade das Auflösen der Bilder in Zeichen macht unsere Erinnerungsfähigkeit und die Aufnahmemöglichkeit für Bilder unbegrenzt, so unbegrenzt wie die Möglichkeit, aus den 24 Buchstaben des Alphabets den ganzen Reichtum aller Sprachen, die da waren, sind und kommen, zu bilden (Ribot). Im letzten Grunde geht diese Auflösung unserer Eindrücke in Zeichen zurück auf den Aufbau unseres Zentralorgans aus einzelnen Zellen. Und darum kann und konnte nur eine Zellularphysiologie berufen sein, das Problem des Gedächtnisses zu lösen.

Die Unbeliebtheit des Tüchtigen[1]).

Von **Richard Baerwald.**

Wir Deutschen wissen es heute mit stolzem Bewusstsein: Wir sind die leistungsfähigste Nation. Also, scheint es, hätten wir Anspruch auf die Achtung, wenn nicht auf die Liebe der anderen Völker. Um so bedrückender und rätselhafter ist uns die allgemeine Antipathie, der wir begegnen. Sie stammt nicht erst von heute und gestern, ist viel älter als die gehässigen Interessenkonflikte, aus denen der Weltkrieg entstanden ist, viel älter als die wirtschaftliche und politische Macht, die unseren Nachbarn zu Angst und Konkurrenzneid Anlass bietet. Schon im Anfange des 19. Jahrhunderts, als wir noch ein recht ungefährliches und harmloses Volk waren und uns bescheiden damit begnügten, der Welt ihre philosophischen, naturwissenschaftlichen, dichterischen und musikalischen Genies zu liefern, fehlte es nicht an höhnischen und geringschätzigen Stimmen bei denjenigen, die ihre geistige Kultur von uns bezogen.

Den Grund der auffallenden Erscheinung sieht man gewöhnlich in unseren politischen Zuständen, dem Mangel an demokratischer Gleichberechtigung und Mitregierung, dem notgedrungenen „Militarismus“. Damit trifft man gewiss einen Hauptpunkt, aber nicht den einzigen. Blicken wir weiter, so finden wir, dass das deutsche Volk hier an einem ganz allgemeinen Weltgesetze leidet, demzufolge dem Tüchtigen fast niemals die Sympathie seiner Mitmenschen oder Mitvölker entgegenkommt; Glück im Spiele des Daseinskampfes bedeutet Unglück in der Liebe, ganz wie es das Sprichwort will. Auch die beiden anderen leistungsfähigsten Völker des Erdballs, die Amerikaner und Engländer, erfreuen sich ja nicht entfernt der selbstverständlichen Beliebtheit, die den formgewandten, aber weniger produktiven Franzosen und Italienern so bereitwillig entgegengebracht wird.

Auch diese allgemeine Tatsache würde man zu einseitig deuten, wenn man sie blos auf Neid und Hass der Kriecher gegen den Flieger zurückführen wollte. Gewöhnlich wird doch der Mächtige, Starke, Reiche mehr gesucht als gemieden, kann mindestens ebenso oft nützen als schaden; wie leicht hat es ein Monarch oder Millionär, sich beliebt zu machen! Nein, die Gründe für die durchschnittliche Unbeliebtheit des Tüchtigen liegen zumeist in ihm selbst. Dem grossen Menschen fehlen die liebenswürdigen Tugenden, meinte ein moderner Denker, und er hat unstreitig recht. Die drei grossen germanischen Nationen haben auch in ihrem Umgangston vielfach etwas Barsches oder Zugeknöpftes, Trockenes oder Unverbindliches, das Sympathie entfremden muss, und bei den grossen Künstlern und Gelehrten, den tüchtigsten Gross-

[1]) Nach einem Vortrag in der Psycholog. Gesellschaft zu Berlin.

industriellen, Kaufleuten und Beamten finden wir nur allzuoft die gewohnheitsmässige Verbindung von höchster geistiger Potenz und gesellschaftlicher Unausstehlichkeit, die die Anteilnahme des Biographen und der legendenbildende Heroenkultus des Volkes vergeblich wegzuglätten und fortzuentschuldigen versucht. Ausnahmen gibt es zum Glück, bedeutende allseitige Menschen mit edler Form und warmem Herzen wie Goethe, Theodor Fontane, Joseph Joachim; aber schon die Art, wie man sie rühmt, zeigt, dass man sie als Ausnahmen empfindet; sie waren gross und trotzdem liebenswürdig.

Der unerfreuliche Zusammenhang, den wir hiermit konstatieren, hat zwei Arten von Gründen: psychologische und soziale. Wir betrachten zunächst die psychologischen.

Auf welcher geistigen Kraft und Funktion beruht eigentlich gewinnende Liebenswürdigkeit? Sicherlich nicht auf andressiertem Schliff; ein Vorrat auswendig gelernter Redensarten, eingeübter Verbeugungen, Handbewegungen und Taktregeln stiftet nur eine sehr äusserliche, nichtssagende Höflichkeit. Wichtiger schon ist wirkliche Herzensgüte, aber sie tut nicht alles, wie uns die Leute mit dem goldenen Herzen und der kantigen Aussenseite beweisen. Der eigentliche Kern der echten Liebenswürdigkeit scheint jene, zuweilen als „allopsychische Tendenz" bezeichnete Neigung zu sein, überall hinter der Oberfläche der menschlichen Persönlichkeit das versteckte Innenleben zu suchen und zu erraten, sich durchweg zu fragen: Was denkt der andere jetzt bei seinen Worten, welche Hintergedanken hat er dabei, was muss ich zwischen seinen Zeilen lesen, welche geheimen Motive liegen seinem Tun zugrunde, wie wird er meine Worte auffassen, wie muss ich meinen Brief schreiben, damit er ihn richtig liest? Nur aus solcher sorglichen Beachtung und dementsprechenden richtigen Behandlung fremden Innenlebens ergeben sich Takt, Zartgefühl und liebenswürdige Rücksichtnahme; darum exzellieren in diesen Tugenden vornehmlich die Diplomaten, für die die „allopsychische Tendenz" zum Handwerk, die Frauen, für die sie zum Geschlechtscharakter, die Franzosen, für die sie zur spezifischen nationalen Begabung gehört. Allein sie setzt eine Vorbedingung voraus: Zeit und Musse. Feinste Liebenswürdigkeit und Sitte gedeiht zumeist in eleganten Salons und Badeorten, wo es müssige oder gemächlich arbeitende Menschen gibt, die Aufmerksamkeitsspielraum genug besitzen, um den gegenseitigen geistigen Beziehungen und Wechselwirkungen Beachtung zu schenken; der Fabrikarbeiter kann, ganz abgesehen von Bildungsunterschieden, diese Form gesellschaftlicher Kultur schon deshalb nicht nachahmen, weil er, der um die notwendigsten Lebensbedürfnisse kämpft, gar nicht geistige Freiheit genug hat, um so sorgsam auf die Wirkung zu achten, die seine Worte und Manieren auf die Psyche des Nebenmenschen ausüben, und weil ihm überdies diese Wirkung auch nicht wichtig genug erscheinen kann. In ganz

ähnlicher Lage befindet sich aber der Mensch von höchster Leistungsfähigkeit; sein Interesse ist so einseitig auf seine Arbeit eingestellt, dass ihm nichts davon für seine Nebenmenschen übrig bleibt und er durchaus keine Musse hat, um zu bedenken, was innerlich in ihnen vorgeht, und wie seine eigenen Taten und Worte auf sie wirken. Die Beeinträchtigung der Nächstenliebe durch das Hingegebensein an die eigene Lebensmission ist sicherlich nicht, wie Nietzsche will, eine ethische Forderung oder ein Ideal, aber nur allzu häufig eine psychologische Tatsache. Was Völkerpsychologen im Gegensatz zur französischen „Subjektivität" als deutsche „Sachlichkeit" bezeichnet haben, jene Tendenz unseres Volkes, sich nur um das besprochene oder bearbeitete Objekt zu kümmern, gar nicht dagegen darum, ob man mit dem, was man sagt oder tut, dem Zuhörer oder Leser gefällt oder imponiert, jene Tendenz also, die in dem bekannten Schlagwort „Deutsch sein heisst: Eine Sache ihrer selbst wegen tun" ihren treffendsten Ausdruck gefunden hat, führt dahin, dass wir uns kürzer, trockener, geschäftsmässiger ausdrücken als andere Völker. Der Tüchtige ist minder liebenswürdig, als Volk wie als Individuum, weil er mehr auf objektive Leistung als auf persönliche Wirkung ausgeht.

Betrachten wir einen zweiten Zusammenhang! Zu den wichtigsten Charakterunterschieden der Menschen gehört derjenige, der sich auf Hemmungsarmut und Hemmungsreichtum des Zentralnervensystems zurückführen lässt. Es gibt Personen, bei denen jeder Gedanke, jede Gemütsbewegung sich in einen Strom pantomimischer Bewegungen, geläufigen Redeschwalls und impulsiver Handlungen entlädt; im Gegensatz dazu finden wir andere mit steinernem Gesicht, verschlossen, wortkarg, langsam und zögernd zum Entschlusse gelangend. Nun sollte man meinen, die leicht und ungehemmt Reagierenden müssten auch die aktiveren, energischeren, initiativereicheren, leistungsfähigeren Naturen sein, da bei ihnen dem Uebergang von der Vorstellung zur Handlung geringerer Widerstand entgegentritt. Aber die Erfahrung zeigt eher das Umgekehrte: Es sind die hemmungsreichen Nordgermanen, die in Handel und Industrie, in Kolonisation und politischer wie sozialer Reform das Höchste geleistet haben, nicht die quecksilbrigen Südländer. Die Beobachtung der Individuen, ja sogar die statistische psychologische Untersuchung zeigt uns dasselbe: Das Strohfeuer des Sanguinikers mag sehr geeignet sein, zum „Blender" zu machen und den Schein besonderer Begabung zu bewirken, aber in der wirklichen Leistung überwiegt häufig der schwerfälligere, hemmungsreichere Mensch — sofern nur nicht, wie beim Melancholiker, die Hemmung einen so abnorm hohen Grad erreicht, dass sie die Wirkung innerer Vorgänge nach aussen erstickt oder übermässig erschwert. Der Grund dieses scheinbar paradoxen Verhältnisses ist auch leicht zu erkennen. Energisches Handeln bedarf einer gewissen Kraftansammlung, die ihrerseits eine Kraftstauung durch innere Hemmung voraussetzt. Ein

allzu leicht reagierender Mensch gleicht einer Mühle, deren Teich kein Stauwehr besitzt, so dass sich nicht genug Wasser ansammeln kann, um das Mühlrad zu drehen; einem Individuum oder Volk, das zu viel von seinem Vorhaben schwatzt und mit seinen Vorbereitungen demonstriert, fehlt das geistige Stauwehr; kommt es zur Ausführung, so wird ihm das Wasser der Tatkraft mangeln. — Aber man erkennt die Nebenwirkung: der hemmungsreichere Mensch, der eben darum zugleich der tüchtigere ist, kennzeichnet sich auch durch Verschlossenheit, seine Worte sind karg und zurückhaltend, Scheu und Schüchternheit halten ihn zurück, selbst wo er sich freundlich zeigen möchte, und erwecken — eine bei den germanischen Völkern sehr häufige, namentlich von Samuel S m i l e s betonte Illusion — den Schein der Anmassung und des Hochmuts, er vermag seine Gefühle nicht auszusprechen, jede Aeusserung des Wohlwollens muss sich gegen einen heftigen inneren Widerstand zwangvoll durcharbeiten. Auch von diesem Punkte aus begreift sich die Unliebenswürdigkeit des Tüchtigen.

Ein drittes Moment: Alle Menschen besitzen, wenn auch in verschiedenem Grade, jenes Gefühl der „Ichliebe", das uns für das Eigene gegen das Fremde Partei nehmen, beim Denken an Teile unserer Ichvorstellung Lust empfinden lässt. Man fühlt sich angenehm berührt, wenn man sein Gesicht im Spiegel erblickt, wenn man seinen Namen geschrieben sieht, wenn man Aufzeichnungen über sein früheres Leben liest; eine Person wird uns sofort sympathisch, wenn sie unsere Ansichten äussert, ja wenn sie auch nur dasselbe Lieblingsbuch oder Leibgericht hat wie wir usw. Personen von lebhafter Ichliebe denken naturgemäss viel an sich, sprechen viel von sich selber, führen Tagebuch über ihre Erlebnisse, behandeln als Dichter oder Künstler Probleme ihrer eigenen Seelen- oder Lebenskämpfe (wie Wagner, Nietzsche, Ibsen), kurz treiben einen gewissen Kultus mit der eigenen Persönlichkeit. Das Gefühl der Ichliebe nun steht in enger Verbindung mit der Spontaneität, der Selbsttätigkeit; wer besonders ausgeprägte Ichliebe besitzt, dem ist es unmöglich, einfach passiv hinzunehmen, was die Aussenwelt ihm darbietet, Gedanken nachzusprechen, Gefühle nachzufühlen, wie andere sie ihm übermittelt haben: wenn er ein Buch liest, muss er Bemerkungen an den Rand schreiben, wenn er in einen Betrieb eintritt, hat er das Bedürfnis zu reformieren; denn auch in der Arbeit und Tätigkeit sucht er das Eigene, will ihr den Stempel seiner Persönlichkeit aufprägen. Der Zusammenhang zwischen Selbsttätigkeit und Ichliebe zeigt sich, wie ich festgestellt habe, besonders deutlich bei einem bekannten psychologischen Versuche: Der Schilderung eines gesehenen Bildes aus der Erinnerung; diejenigen Versuchspersonen, die sich nicht damit begnügen, einfach zu konstatieren, was sie gesehen haben, sondern die kritisieren, auslegen und erklären, Zweifel und Konjekturen äussern, Zusatzgedanken und Vergleiche vorbringen, kurz den Gegenstand in irgend einer Weise selbsttätig bearbeiten, die haben zugleich

die Tendenz, von sich selbst und ihren inneren Vorgängen beim Betrachten des Bildes zu reden, und die Worte „Ich, mir, mich, mein“ finden sich bei ihnen relativ häufig; der Zusammenhang ist ein so stabiler, dass er, so oft ich auch den Versuch veranstaltet habe, fast ausnahmslos zahlenmässig nachzuweisen war. — Nun ist die Spontaneität von höchstem Belang für die Leistungsfähigkeit; wer sich rein an das Gegebene hält, passiv lernt, was er im Buche findet, und arbeitet, was ihm vorgeschrieben ist, der taugt nur für subalterne Tätigkeit, der eignet sich zum Laboratoriumsdiener, aber nicht zum Forscher, zum Stenotypisten, aber nicht zum Organisator und Leiter eines Geschäfts. So kann es denn nicht wundernehmen, wenn auch zwischen der Ichliebe, dem eigentlichen Ursprung der Spontaneität, und der Leistungsfähigkeit eine enge Verbindung vorliegt, die wir bei vielen der bedeutendsten Menschen und schöpferischsten Geister bestätigt finden. Allein die Ichliebe ist nicht nur die erwünschte Mutter der Selbsttätigkeit und Tüchtigkeit, sie findet sich andererseits als Element minder erfreulicher Komplexgefühle, die sich häufig aus ihr entwickeln; man kann durch sie ein eitler Narr werden, der nach fremdem Beifall giert, oder ein rechthaberischer und anmassender Mensch, der sich im Bewusstsein seiner eigenen Vollkommenheit spiegelt, oder ein Selbstling, der gar nicht mehr hinhört, wenn andere Menschen ihm ihre Sorgen und Nöte vortragen. Die früher erwähnte Tatsache, dass die tüchtigsten Menschen gesellschaftlich oft ganz unerträglich sind, lässt sich von diesem Punkte aus wohl verstehen.

Aber die Erscheinung, die uns hier beschäftigt, hat auch soziale Ursachen. Wir sind es gewohnt, die wirtschaftlich Tüchtigsten, die eigentlichen Verdiener, mit den Mängeln eines grobschlächtigen Parvenutums behaftet zu sehen; sehr erklärlich, denn in ihnen steigt eine Familie oder ein Volk empor, befinden sie sich aber erst auf der Höhe, so lässt die scharfe und einseitige Konzentration auf die Arbeit, die spezifische Leistungsfähigkeit, mit Notwendigkeit nach. Die zweite und dritte Generation macht es sich entweder bequem, wird „Jeunesse dorée“, um wieder in die Tiefe hinabzusinken, oder sie sieht sich vor die neue Aufgabe gestellt, durch Erwerb feinerer Bildung, gesellschaftlicher Ehre und edlerer Lebensgestaltung den gewonnenen Reichtum erst wirklich zu nutzen. Diese höheren Güter aber fehlen noch der emporkommenden Generation, dem eigentlichen Familien- und Machtbegründer; daher die immer wiederkehrende soziale Paradoxie des faulenzenden Sohnes, der sich seines tüchtigen Vaters schämt, der uralte Konflikt zwischen den konventionellen Aristokratien und dem realen Verdienste, der sich nie ausgleichen lässt, weil beide Teile in gewissem Sinne recht haben. Bei Nationen zeigt sich der Emporkömmlingscharakter der Tüchtigen namentlich dadurch, dass schnell steigender Reichtum, rapide sich verbreitende Kultur Bevölkerungsschichten ans Licht reisst, denen noch jede gesell-

schaftliche Tradition, jede „gute Kinderstube“ fehlt. Man beklagte vor etlichen Jahrzehnten überall die Ungehobeltheit der Amerikaner — meist hielt man sie für Engländer — die auf Reisen alle Plätze mit ihrem Gepäck belegten, die Füsse auf die Polster legten und Einsteigenden oder Durchlass Begehrenden nicht Platz machten; fast regelmässig handelte es sich dabei um reichgewordene amerikanische Krämer oder Handwerker, die das lebhafte Bedürfnis hatten, alle in ihrer mühseligen Jugend empfangenen Tritte an ihre Mitmenschen wieder loszuwerden. So unverfroren ist der bescheidene und gut disziplinierte Deutsche nur selten geworden, aber überall, wo Eleganz und Lebensgenuss herrschen, wirft man unseren Volksgenossen Mangel an Form, an Takt und Verbindlichkeit, Geschmacklosigkeit und Lässigkeit in der Kleidung, Täppischkeit in den Manieren vor, und wer etwa in einem norwegischen Fjord erst einen englischen und dann einen deutschen Wagenzug an sich hat vorüberfahren sehen und dabei Gelegenheit fand, die beiden Nationen in reinlicher Scheidung zu vergleichen, wird dieses Urteil gewiss nicht ganz unberechtigt finden können. Betrachten wir uns aber die Personen näher, die dazu beitragen, uns vor dem Urteil des Ausländers in komischem oder unsympathischem Licht erscheinen zu lassen, so stammen sie meist aus kleinen Orten unserer östlichen Landesteile. Hinter dem ästhetischen Mangel verbirgt sich so ein ethisch erhabener, unser aufstrebendes Volk charakterisierender, den stabileren und entwicklungsärmeren älteren Kulturvölkern aber fremder Vorgang: Das Emporsteigen neuer Schichten zum Lichte geistiger Kultur. Die Tüchtigkeit ist es, die sich als Unbildung maskiert.

Leider tut sie das oft noch in einer tiefer greifenden, nicht bloss auf Kleidung und Manieren beschränkten Form. Wer auf Reisen Gelegenheit findet, mit Angehörigen verschiedener Nationen in Berührung zu kommen, der wird sich nicht selten zu dem Zugeständnis gezwungen sehen, dass da, wo es sich um das Führen einer Unterhaltung über ganz allgemeine Themata handelt, neben den Amerikanern die Deutschen sich durchschnittlich am wenigsten ergiebig erweisen. Nicht als ob es uns an Personen von allseitiger Geistesbildung fehlte, die die grosse Tradition der Goethezeit fortsetzen, aber sie sind in der Minorität und gehören mehr der älteren als der jüngeren Generation an. Huret machte einmal an einer Tafelrunde der Göttinger Couleurstudenten den Versuch, zahlreiche literarische, politische, philosophische Themata aufs Tapet zu bringen, für die sich sonst jeder gebildete junge Mann in Europa interessiert, und stellte fest, dass sie sämtlich glatt zu Boden fielen; dasselbe Experiment würde heute in zahlreichen akademischen Kreisen Deutschlands das gleiche Ergebnis zeitigen. Erst wenn die Berufsinteressen zur Sprache kommen, belebt sich die Unterhaltung. An internationalen Treffpunkten kann man wochenlang mit Ausländern verkehren, ohne nach seinem Beruf gefragt zu werden;

man ist gebildeter Mensch, das ist genug. Sobald aber ein Deutscher an deiner Seite Platz nimmt, bist du ziemlich sicher, binnen einer Stunde gefragt zu werden: „Was sind Sie?“ Der vielbeklagte Kastengeist des deutschen Ostens entspringt wahrscheinlich nicht bloss dem gesellschaftlichen Hochmut, sondern auch dem Umstande, dass der Offizier dem Kaufmann, der Gelehrte dem Künstler oder Techniker nur wenig zu sagen hat, dass jede Berufsschicht unter sich bleiben muss, um gesprächig zu werden. Es ist die Verengerung der Persönlichkeit durch den Spezialismus, der wir hier begegnen, die Kehrseite der ungeheuren Leistungssteigerung, die Deutschland der Organisation der höheren, geistigen, zumal der wissenschaftlichen Arbeit verdankt. Ein älteres Dichterwort sagt: Die Menschheit schreitet fort unter dem Aechzen der Kreatur; jedes Volk, das in einer Epoche die Führung hat, muss den Fortschritt, den es erzielt, mit schweren Opfern büssen, die es für die ganze übrige Menschheit mitbezahlt. Frankreich errang der Welt die bürgerliche Freiheit und bezahlte sie mit dem Blute des Revolutionszeitalters; England eroberte ihr die Vorteile des Industrialismus und bezahlte sie mit der Gesundheit seiner in Fabriken und Bergwerken schmachtenden Frauen und Kinder. Jetzt ist Deutschland an der Spitze, seine Mission ist der letzte und umfassendste Triumph des Integrationsprinzips in der Menschheitsentwicklung, die Organisation der geistigen Arbeit, und es opfert ihr das Beste, was seine grosse klassische Zeit ihm gab, das „höchste Glück der Erdenkinder“, die Persönlichkeit. Der ganze Nietzscheanismus ist, kulturhistorisch begriffen, nichts weiter als das qualvolle Innewerden dieses allzu harten Blutzolles. Für gesteigerte materielle Leistungsfähigkeit gaben wir den Ring dahin, dem die Gabe innewohnte, vor Gott und Menschen angenehm zu machen.

Wann wird Deutschland sich die Liebe der Kulturwelt erwerben? Vermutlich erst dann, wenn es nicht mehr nötig hat, das tüchtigste Volk zu sein.

Die Selbstmörderpsyche[1]).

Von Dr. **Placzek**, Berlin.

„Der Selbstmord ist ein Ereignis der menschlichen Natur, welches — mag auch darüber schon so viel gesprochen und verhandelt sein, als da will — doch einen jeden Menschen zur Teilnahme fordert und in jeder Zeitepoche wieder einmal verhandelt werden muss.“

Mit diesem Urteil Goethe's wird die Schwierigkeit des Selbstmordproblems treffend gekennzeichnet, leider auch die Unzulänglichkeit

[1]) Vortrag, gehalten in der Psychologischen Gesellschaft zu Berlin am 25. November 1915.

aller zur Aufhellung des dunklen Problems bisher unternommenen Versuche. Treffend ist aber auch die Aufforderung, das Problem immer und immer wieder aufzurollen, da der grosse Menschenkenner vom Wandel der Zeiten und dem Wandel der Menschen neue Aufhellungsmöglichkeiten erhofft.

Seit alter Zeit strebte man auf den verschiedensten, erfolgverheissenden Wegen voran. Schon vor $1^1/_2$ Jahrhunderten lehrte ein Deutscher, Auenbrugger, den Selbstmord als Erscheinungsform der Monomanie. In seinem Büchlein „von der stillen Wut, oder dem Trieb zum Selbstmord als einer wirklichen Krankheit" unterschied er schon „die grausamste und wider das Gesetz der Natur höchst empörte Handlung, welche der Mensch wider sich selbst unternehmen kann", von einer „Tathandlung, die die Ausübung einer heldenmütigen Tugend zum Gegenstande hat, wie bei Curtius dem Römer". Die Haupt- und Grundursache der stillen Wut sah Auenbrugger in der „Unerträglichkeit eines Gefühls, welches von einem marternden Gegenstande gemeiniglich ununterbrochen gewecket wird, und welches der Mensch von sich zu entfernen ausserstande ist". Hiermit dürfte er wohl die quälende Melancholikerangst gemeint haben, die retrospektiv nach einer Ursache sucht. Ein anderer, Elvert, suchte schon nach körperlichen Spuren für die auffallende Gemütsart des Selbstmörders, in der Annahme, dass dadurch die Seele im richtigen Gebrauch ihrer Kräfte gestört worden sein könnte. Höchst modern im Sinne der Lehre von der Prädisposition sagt er schon, dass „bloss Sittenlosigkeit, Völlerei, Ehezwistigkeiten" unmöglich hinlängliche Motive seien, da sie ebensowenig, wie allein der auffallendste, körperliche Organisationsfehler, dazu ausreichen können. Er glaubte nur, dass eine lange vorhergegangene, anhaltende, anormale Stimmung des Gemüts in einer auch nach dem Tode noch bemerkbaren körperlichen Veränderung sichtbar sein könnte. Mit solcher Auffassung entpuppte er sich als Vorläufer der pathologisch-anatomischen Selbstmordforschung. Gleichartig urteilte und betätigte sich Osiander. Auch dieser war überzeugt, den kranken Seelenzustand eines Selbstmörders aus „all dergleichen Umständen", d. h. aus der sorgfältigen Zusammenstellung der anatomischen Befunde erklären zu können. Er war aber kritisch genug, darauf hinzuweisen, man sollte nie vergessen, dass es manchmal ganz unmöglich wäre, die krankhafte Veränderung im Körper zu entdecken, vor allem sollte man aber, wenn man auch bei sorgfältigster Leichenöffnung nichts Ungewöhnliches fand, deshalb nicht schlussfolgern, der Mensch wäre vollkommen gesund gewesen.

Einen neuartigen Weg beschritt die statistisch-soziologische Methode. Mit dem Nachweis der Gesetzmässigkeit in den scheinbar willkürlichen Handlungen, wie ihn Adolf Wagner in seinem berühmten Buche lehrte, kam man bei der Nutzanwendung dieses

Gesetzes auf den Selbstmord zu dem Ergebnis, dass auch die Regelmässigkeit seiner Verteilung von Jahr zu Jahr und von Jahreszeit zu Jahreszeit zu gross und augenscheinlich ist, als dass hier nur eine zufällige Gruppierung der Ziffern bestehen könnte; könne man doch sogar mit grosser Wahrscheinlichkeit für ein gegebenes Land nicht nur die im nächsten Jahr zu erwartenden Zahlen der Selbstmorde überhaupt, sondern auch die Zahl der Fälle in den einzelnen Jahreszeiten voraussagen. Demnach seien die psychischen Betätigungen des Menschen dem Einfluss der Naturgesetze nicht minder unterworfen, wie andere Erscheinungen. Morselli wünscht daher den Selbstmord als die funktionelle Aeusserung eines Organs, des Gehirns, angesprochen, unter dem Einflusse der zahlreichen inneren und äusseren Einwirkungen, denen der Mensch beständig unterworfen ist.

Diese Anschauung erscheint dem gewöhnlichen Beobachter zunächst unfassbar, der nur die individuellen Motive wahrnimmt. Dieser sieht nicht, wie in den scheinbar freiwilligen, geistigen Betätigungen feste Gesetze herrschen, die in der grossen Menge der individuellen Zufälligkeiten eben nur verhüllt bleiben. Morselli sieht dann den Selbstmord als den gesetzmässigen und notwendigen Erfolg des Kampfes ums Dasein und der Auslese an, wie jede menschliche Handlung das Produkt von unzählbaren und zum Teil verborgenen Strebungen und Gegenstrebungen ist. So seltsam auch diese Auffassung des Selbstmordes als unvermeidbare Resultante gesetzmässiger Vorgänge erscheint, so haben doch die Moralstatistiker sie anerkennen müssen. Selbst v. Oettingen, der von missbräuchlichen Schlussfolgerungen der sozialen Physiker spricht, die alle Freiheit und Zurechnungsfähigkeit zu zerstören geeignet sind, nennt die in Massen beobachteten, menschlichen Handlungen eine gewaltige Tatsachenpredigt, sieht in dem scheinbaren Chaos und Gewühl menschlichen Lebens eine tief begründete Ordnung, die unerklärlich wäre, wenn jeder für sich, nach seiner persönlichen Willkür und Selbstbestimmung, handelte.

Neben dem Psychiater Morselli, dem Theologen v. Oettingen bekennt sich zu gleicher Anschauung der Philosoph Masaryk. Er sieht die soziale Massenerscheinung des Selbstmordes, die sich bei allen Völkern mit fortschreitender Entwicklung zeigt, als Frucht des Fortschrittes, der Bildung und der Zivilisation an, nur schränkt er dieses Urteil dahin ein, dass nicht die Bildung schlechtweg die eigentliche Ursache des Selbstmordes ist, sondern die Halbbildung, wie sie sich in der Irreligiosität, überhaupt in dem Mangel einer harmonischen Weltanschauung kundgibt. Wohl sind alle monotheistischen Religionen der Entstehung und Ausbreitung der Selbstmordneigung ungünstig. Wenn aber Kirche und Religion nicht vereint ihre Macht über das Gemüt ausüben, bleibt

gewöhnlich die Kirche äusserlich im Recht, aber das innere Leben ist faul. Auf diesem Wege kommt die Halbheit zustande, die eine gesunde Entwicklung des Charakters nicht aufkommen lässt, und die dann in ihrer Hohlheit und Trostlosigkeit, wo es moralische Kraft gilt, zum Lebensüberdruss und Selbstmord führt. Er drückt das mit den Worten aus: Das stürzende Gebäude des Katholizismus begräbt in seinen Trümmern die unglücklichen und unzufriedenen Tausende. Das Christentum ist geschwunden, aber die wenigsten haben etwas anderes an seine Stelle gesetzt. Die Folge davon war frühzeitig eine krankhafte Lebensflucht, die sich naturgemäss vorerst in der Dichtung Luft machte. Getreu dieser Auffassung, sieht Masaryk das einzig durchgreifende Heilmittel in der Besserung der Charaktere, in der Verinnerlichung des religiösen Gefühls, weil sie nur dann Ruhe für ihre Seele finden werden.

Gegen das Verfahren, auf statistischem Wege das Selbstmordproblem klären zu können, tauchen nun zahlreiche Bedenken auf, weil in diesem Verfahren viel zu summarische Zahlen angehäuft werden, deren jede wieder ihre sonderlichen Beweggründe hat. Da jede sittlich bedeutsame Handlung aus einer Menge verschiedenartiger, oft sehr verwickelter Motive entspringt, ist es an sich schon roh, solche Handlungen einfach zu zählen. Da auch fast ausschliesslich böse, unmoralische Handlungen gezählt werden, müsste man, wie v. Oettingen bemerkt, eigentlich von einer Immoralitätsstatistik sprechen. Das Zählverfahren zeigt auch die bedenkliche Seite, dass es den Schein erweckt, als entständen alle diese Handlungen durch äussere Naturnotwendigkeit. Trotz dieser Einwände findet sich in dem scheinbaren Chaos und dem Gewühl menschlich gemeinsamen Lebens eine tief begründete Ordnung, eine stetige Ueberlieferung, ein Zusammenhang, der unerklärlich wäre, wenn jeder für sich nach seiner persönlichen Willkür und Selbstbestimmung handelte. Die Moral dürfte daher nicht mehr als Privatsache, sondern als Wirkung der Gemeinschaft auf Grund gegenseitiger Wechselwirkung anzusehen sein. Wenn der Germane mit seiner Hochkultur und seinem tiefen Gemütsleben, der Protestant mit seiner Neigung zum Zweifel und zur Selbstkritik auch eine grosse Selbstmordgefahr in sich trägt, so soll das, wie v. Oettingen meint, an den Entwicklungsbedingungen seiner Bildung und religiösen Entwicklung liegen. v. Oettingen hält auch die Feststellung der persönlichen Selbstmordmotive für fast unausführbar. Er hält deshalb auch Wagner's Bemühungen, einiges Licht in die individuelle Ursachenstatistik zu bringen, indem er sie nach 60 verschiedenen Motiven einteilt, für unbrauchbar, weil über die Begriffsbestimmungen und Einteilungen grosse Unsicherheit herrscht.

Der zweite Weg, der Erfolg verhiess, wurde von der pathologischen Anatomie versucht. Diese Richtung brachte wertvollere weitere Anregungen, die wertvoll sind und bleiben, wenn ihre Urheber auch

die Ergebnisse, so weit sie zur Beurteilung der Selbstmörderpsyche dienen, übermässig einschätzen. Schon der neuzeitliche Bahnbrecher auf dem Gebiet, Heller in Kiel, kam zu Schlußsätzen, die den Psychiater seltsam anmuten müssen. Bartel schildert sogar, auf Grund seiner Sektionsergebnisse, einen konstitutionellen Typus des jugendlichen Selbstmörders. Endlich glauben Brosch und Pfeifer, dass ihre Sektionsergebnisse die Unzurechnungsfähigkeit des Täters sicher oder wahrscheinlich erschliessen können. Das heisst dann aber doch die psychiatrischen Grundsätze ungewöhnlich verkennen. Sind doch die hauptsächlichsten geistigen Erkrankungen in ihrer anatomischen Grundlage noch nicht geklärt; geschweige denn, dass irgend eine pathologisch-anatomische Veränderung die einzelnen psychischen Veränderungen, das Auftauchen bestimmt charakterisierter Wahnideen, das Auftauchen von Sinnestäuschungen, die Veränderungen des Gemütslebens erklären könnte. Gerade für die Gemütserkrankungen existiert noch keine fassbare anatomische Grundlage, ja, selbst die durch Giftwirkung bedingten Krankheitsprozesse, an die oft seelische Erkrankungen sich schliessen, haben wohl eine Reihe anatomische Veränderungen erkennen lassen, doch sind diese, wie Bonhöffer ausdrücklich betont, viel zu gering, um Schlussfolgerungen auf eine pathologische Anatomie der Hirnrinde als Grundlage seelischer Erkrankung zu ziehen. Wenn Heller auf Grund der Sektionsergebnisse die Hälfte der Selbstmorde im unfreien Geisteszustand begangen erklärt, so ist das recht gewagt. Solches Urteil muss aber um so mehr angefochten werden, als die Art der Sektionstechnik, selbst wenn sie von fachkundiger Seite erfolgt, gerade zur Aufklärung psychischer Abwegigkeiten alles eher denn geeignet ist. Soll darin Wandel geschehen, so müsste nicht nur die Sektion und Untersuchung des Selbstmördergehirns nach neurologischen Grundsätzen geschehen, es müssten auch andere Verfahren, wie z. B. das Abderhalden'sche, zur Unterstützung herangezogen werden. Vor allen Dingen möchte ich ausdrücklich betonen, dass alles, was die pathologischen Anatomen an Ergebnissen bisher angeführt haben, durchaus unzulänglich ist, um daraufhin eine Unzurechnungsfähigkeit des Täters zu erschliessen. Seltsam genug ist es, dass dieses Urteil schon vor 100 Jahren von Esquirol ausgesprochen wurde, der ausdrücklich erklärt, dass die Leichenöffnungen bei Selbstmördern kein grosses Licht über diesen Gegenstand brachten. Es bleibt also Tatsache, dass nur eine kleine Minderzahl von Sektionsbefunden, wenigstens von mit der geltenden Technik erzielten Hirnbefunden ausreicht, um Geisteskrankheit zu erschliessen. Anders ist es natürlich, wenn das Sektionsmaterial als indirektes zur Führung eines Indizienbeweises benutzt wird. Mit dieser Einschränkung wird man es gelten lassen können.

Endlich haben die Psychiater, die sich ja mit der kranken Psyche

befassen, auch das Selbstmordproblem in Angriff genommen; leider nur mit dem Endeffekt, im Selbstmörder immer oder meistens einen Geisteskranken zu erblicken. Selbst Gaupp, der eine ausserordentlich klare Darstellung des Selbstmordproblems gegeben hat und es nicht verwunderlich findet, wenn die zuerst mit den psychologischen Grundlagen des Problems sich beschäftigenden Psychiater zu sehr dazu neigten, Geisteskrankheit zu sehen, kommt doch zu dem Ergebnis, dass fast alle Selbstmörder geisteskrank sind. Neben der Geisteskrankheit kommen für ihn nur Trunksucht, Spiel, unheilbare körperliche Leiden und die Nachahmung in Betracht. Doch sind diese ursächlichen Momente nicht die jeweils einzigen Ursachen. Teils Dekadenz, teils Kombinationen des unheilbaren körperlichen Leidens mit einer seelischen Veränderung, teils die Entartung, liefern den Boden, auf dem diese Ursachen erst wirken können.

Ganz besonders wertvoll ist dann ein Vorgehen von psychiatrischer Seite geworden, das katamnestische Erhebungen bevorzugte, d. h. nachträgliche Untersuchungen von Selbstmördern, denen der Selbstmord misslang. Friederike Stelzner kommt hierbei zu dem Ergebnis, dass mit einer einzigen Ausnahme ein gemeinsames Merkmal besteht, nämlich eine Einengung aller psychischen Fähigkeiten, das Unvermögen sich mit Hilfe des Willens, des Verstandes oder der Phantasie einen Ausweg oder eine Veränderung des unheilbaren Zustandes vorzustellen und mit Hilfe der Idee eines Ausweges sich dem Zwang der Selbstmordvorstellung zu entreissen. Nicht nur die Ueberwertigkeit der Selbstmordvorstellung, sondern vor allem das Versagen aller Gegen- und Auswegsvorstellungen spielt die entscheidende Rolle.

Nun, so dankenswert auch dieses Vorgehen ist, es verdient doch die historische Tatsache erwähnt zu werden, dass auch dieses Vorgehen schon Vorgänger hatte, denn Esquirol hat seine Auffassung von der Unwiderstehlichkeit der Selbstmordidee schon vor 100 Jahren durch Befragen von Hypochondern und Melancholikern, die sich zu töten versuchten, gestützt. Es verdient weiter auch beobachtet zu werden, dass das Ergebnis dieser Untersuchungen schon kein geringerer als Goethe mit gleicher Prägnanz Werther sprechen lässt: „Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinth der verworren widerstrebenden Kräfte, und der Mensch muss sterben.“

Was können wir nun in Wirklichkeit von der Natur der Selbstmörderpsyche sagen? Wenn die Anschauung der Psychiater zu recht bestände, die nie oder fast nie den Selbstmord eines geistig Gesunden gesehen haben wollen, so könnte jedwedes Streben, über die Selbstmörderpsyche Klarheit zu gewinnen, unterbleiben; denn die kranke Psyche mit ihrer Verschiebung des normalen Bewusstseinsvorganges und vor allem ihrer Veränderung des massgebenden Teils des Bewusstseinsaktes, des Spiels der Motive, aus dem jede Handlung resultiert, mit ihrer Ver-

schiebung des Ichs zur Aussenwelt könnte nicht mehr Gegenstand normalpsychologischer Betrachtungen sein. Indes scheint mir diese Anschauung der Psychiater, jeden Selbstmörder als geistig krank anzusehen, weit über das Ziel hinauszuschiessen. Sie wird nur dadurch möglich, dass die Anstaltspsychiater dem Begriff der Norm eine zu enge Grenze ziehen. Es haben deshalb auch gerade Psychiater eine grössere Variationsbreite für den Begriff der Norm gewünscht, damit nicht viele Gesunde Gefahr laufen, für abnorm zu gelten, damit nicht ein Mensch schon infolge irgend welcher Abnormität auch für geistig anormal angesehen werde. Es bleibt eben immer eine beachtenswerte Tatsache, dass es keinen Kanon für die geistige Gesundheit des normalen Menschen gibt. Gerade wenn wir bedenken, dass von der Norm zur Geisteskrankheit fliessende Uebergänge führen, wenn wir die Unmöglichkeit jeder exakten Grenzbestimmung auch in praxi anerkennen, würden wir das vorliegende wissenschaftliche Material so einschätzen, wie es eingeschätzt zu werden verdient. Wir würden vor allem die langen Reihen angeblich festgestellter Ursachen und Motive des Selbstmordes so bewerten, wie sie bewertet zu werden verdienen, dass es nämlich nicht die Motive des Selbstmordes, sondern die Meinungen anderer über die Motive sind. Nicht von einer Massenzählung, nicht von Registrierung angeblicher Ursachen und Motive, nur von einer speziell erschöpfenden Durcharbeit jedes Einzelfalles können wir Aufklärung erhoffen. Man hat stets zu bedenken, dass, wenn der Selbstmord geschehen ist, wir nur auf die Aussagen der Angehörigen angewiesen sind. Ob und wie weit diese zutreffen, wie weit wertvolle, klärende Tatsachen verschwiegen werden, ist schwer zu sagen. Immerhin verdient das so gewonnene Auskunftsmaterial recht vorsichtige Einschätzung. Ist der Täter aber am Leben geblieben, so sind die Schwierigkeiten nicht minder gross. Schon die Tatsache, dass mancher Selbstmordversuch einen Erinnerungsdefekt hinterlässt, zwingt zu grösster Vorsicht gegenüber der persönlichen Auskunft des Täters. Werden diese Auskünfte aber von anderer Seite gegeben, so sind die Bedenken nicht minder schwer. Endlich, selbst wenn der Täter Auskunft geben kann, ist es immer noch die Frage, ob seine Aussage der Wahrheit entspricht. Auch ein Selbtsmordsüchtiger kann nach misslungenem Versuch lügen, hat auch oft lebhaftes Interesse, zu lügen. Es kann auch sein, dass seine Bildungsstufe gar nicht ausreicht, um über das eigene Ich und die es bewegenden Motive Klarheit zu geben. Deshalb hat man allen Grund, das bisher vorliegende Material, so weit es von ausschlaggebenden Motiven des Einzelfalles berichtet, als höchst unzulänglich anzusehen, unbekümmert darum, ob dieses Material von der offiziellen Statistik oder offiziellen höchsten Schulbehörden, oder sonst von trefflichen Psychiatern als grundlegend bewertet wird. Nur die gründliche psychiatrische Unter-

suchung mit weitgehender kritischer Würdigung der Angaben des Täters und der Augenzeugen und mit Heranziehung aller Hilfsquellen kann uns in Zukunft weiter bringen. Zu diesen Hilfsquellen zähle ich auch die pathologische Anatomie, nur müsste sie, wie bereits ausgesprochen, mit verfeinerter Technik arbeiten und müsste auch beim gelungenen Selbstmord sich nicht an dem Telegrammstil der polizeilichen Auskünfte genügen lassen, wie bisher. Und vor allem müsste jeder Selbstmordfall auch zur Nachprüfung mit der Abderhalden'schen Methode Anlass geben. Nach meiner eigenen Erfahrung kann ich die unerschütterliche Ueberzeugung aussprechen, dass es Situationen im Leben gibt, aus denen auch der vollwertigste Mensch keinen anderen Ausweg findet, aus denen auch der vollwertige Mensch, wenn er klar und nüchtern die Lage übersieht, die daraus sich ihm ergebende Lösung klar durchdenkt und in voller seelischer Ruhe sich befindet, doch den Selbstmord als den einzigen, ihm denkbaren Ausweg wählt. Keineswegs will ich bestreiten, dass die Notwendigkeit dieses Ausweges trotzdem sehr verschiedenartig beurteilt werden kann. Die Meinungen gingen auch in den Fällen sehr auseinander, die ich miterlebte, und doch konnte ich bei ruhiger, nachträglicher Würdigung des gesamten Verhaltens, zumal in den Fällen, wo ich die Täter und das Milieu aufs genaueste kannte, den Selbstmord keinesfalls für krankhaft ansehen. Sind wir nun nur auf das subjektive Urteil angewiesen?

Nun hat wohl Friederike Stelzner gemeinsame Merkmale angegeben, die, wenn vorhanden, auf krankhafte Bedingtheit schliessen lassen sollen. So nennt sie die Einengung aller psychischen Fähigkeiten. Gewiss ist das ganze Gedankenleben eingeengt. Aber ist das krankhaft? Wenn der Soldat von starrem Pflichtgefühl, durch einen unglücklichen Zufall Strafe erleidet und diesen Makel nicht glaubt tragen zu können, ist das krankhaft? Selbst wenn es sich um eine Ueberspannung des Ehrbegriffes handelt? Stelzner nennt das Vorstellungsleben des Täters überwertig eingestellt. Gewiss sind all die Selbstmordhandlungen, wie sie nach Verletzung starren Pflichtgefühls zustandekommen, durch überwertige Einstellung eines Gedankeninhaltes bedingt. Ist das darum krankhaft? Stelzner spricht von dem Unvermögen, sich mit Hilfe des Willens, des Verstandes und der Phantasie einen Ausweg oder eine Aenderung des unheilbaren Zustandes vorzustellen. Gewiss besteht dieses Unvermögen. Aber ist das krankhaft? Selbst wenn andre Menschen vor der Tat noch einen Ausweg für möglich hielten, muss dieser Ausweg dem Täter gangbar erschienen sein? Trifft ihn dafür ein Vorwurf? Wohin soll es aber führen, wenn Gaupp schon das Nichtüberwindenkönnen eines Schicksalschlages als krank-

haft ansieht? Nun betont Stelzner allerdings, dass nicht nur die Ueberwertigkeit der Selbstmordtendenz, sondern das Versagen aller Gegen- und Auswegsvorstellungen die Hauptrolle spiele. Ja, woher weiss denn Stelzner, dass diese Gegen- und Auswegsvorstellungen versagten? Etwa, weil sie selbst einen Ausweg für möglich hielt? Warum soll denn dem Täter die Gegen- und Auswegsvorstellung nicht vor Augen getreten und nur nicht ausreichend erschienen sein? Goethe war doch gewiss ein recht guter Menschenkenner, und doch nahm er Lebenslagen an, in denen kein Ausweg aus dem Labyrinth der verworren widerstrebenden Kräfte sich öffnet und der Mensch sterben muss.

Wir müssen daher annehmen, — und das entspricht durchaus meiner persönlichen Erfahrung, — dass eine Selbstmordtat wohl von einem vollwertigen Gehirn geplant, durchaus folgerichtig durchdacht und konsequent durchgeführt werden kann. Es ist zweifellos, dass das psychische Geschehen hier durchaus nach den geltenden Prinzipien des normalen Bewusstseinsaktes verlaufen kann, trotz auftauchender, sich entgegenstemmender, ausreichend motivierter Gegenvorstellungen und ohne krankhaft gesteigerte Affektbetonung. Ob die psychiatrische Expertise später mancherlei Auffälliges entdeckt an Erblichkeitsfaktoren, an körperlichen Erscheinungen, an Einflüssen des Milieus und Abweichung des Lebensganges, ändert nichts an der Tatsache, dass die Selbstmordtat einem vollwertigen, gesunden Hirn entspringen kann. Hiernach kann der Leitsatz nicht mehr lauten, dass jede oder fast jede Selbstmordtat von einem Geisteskranken begangen wird, sondern, dass wohl zahlreiche Selbstmordtaten von Geisteskranken begangen werden, doch zweifellos recht viele Selbstmordtaten von Gesunden ausgeführt werden. Letztere zahlenmässig einzuschätzen, ist schon um deswillen nicht möglich, weil die grosse Masse der Selbstmordtaten der psychischen Durchforschung entgeht, die wenigen psychologisch nachgeprüften Selbstmordtaten aber zu gering an Zahl sind, um ein Urteil für die Gesamtheit zu erlauben.

Erst nach dieser Feststellung kann die Frage auftauchen: Wann mischen sich in das psychische Geschehen des Täters wirklich krankhafte Faktoren? Hier stand und steht seit Alters im Vordergrunde die durch Depression stärksten Grades gekennzeichnete Gemütsänderung, die Melancholie. Es ist Ihnen nicht unbekannt, dass jede unserer Empfindungen und jeder Gedanke durch einen Gefühlston begleitet wird, sei es der Lust, sei es der Unlust. Verstärkt letzterer sich übermässig so weit, dass alles Empfinden und Denken von Unlust begleitet wird, wird die traurige Verstimmung dauernd,

erscheint sie völlig unmotiviert und doch unausrottbar, gesellt sich dazu eine quälende Angst, die nicht, wie unter normalen Bedingungen, erst einem Verschulden folgt, sondern für die umgekehrt der Mensch erst nach einer Schuld sucht, so ist das Krankheitsbild jener Gemütskrankheit gegeben, die am häufigsten zur Selbstmordtat disponiert. Rein psychologisch betrachtet, erscheint hier also die Vernichtungsidee als Folge jener Traurigkeitsstimmung, die das Leben nicht mehr für lebenswert hält. Und da die Traurigkeitsstimmung nicht weicht, so muss die Selbstmordidee an Stärke wachsen, zwangartig werden und alle Hemmungen und Auswegvorstellungen missachten.

Derartige krankhafte Gemütsveränderungen finden sich auch bei anderen geistigen Störungen, sind dort aber nur eine Begleiterscheinung des Krankheitsbildes. Selbst als Einleitungserscheinung der Gehirnerweichung kann die trübe Stimmung sich bis zur Selbstmordneigung verdichten. Allerdings tragen dann die Selbstmordversuche oft ein schwachsinniges Gepräge, so z. B. wenn ein Paralytiker sich unter plötzlicher Angst mitten durch die Hand schiesst. Es kann freilich die depressive Gemütsstimmung auch so weit das Krankheitsbild überwuchern, dass man von einer depressiven Paralyse spricht. Hier, wo neben der Traurigkeitsstimmung auch krankhafte, wahnhafte Ideengänge beängstigender Art auftauchen, wie Versündigungs-, Kleinheitsideen, Beziehungs- und Verfolgungswahn, kommt es recht häufig zu schwersten Selbstmordversuchen. Wenn hier alle noch vorhandenen Hemmungsvorstellungen einfach weggeschwemmt werden, so kann das nicht wundernehmen, da die wahnhaften Ideengänge den Betreffenden ständig martern, ihm alle Schrecken ausmalen, so dass er die Selbstvernichtung schon in Verzweiflung ausführt.

Todesgedanken tauchen auch zuweilen bei den vorzeitigen Verblödungsprozessen auf, und zwar sind sie hier der Effekt der in das Bewusstsein eindringenden hypochondrischen Klagen, Selbstvorwürfe, Befürchtungen aller Art. Nicht verwunderlich, dass eine Selbstmordtat plötzlich, unerwartet geschehen kann. Ebensowenig, wie bei diesen Tätern Zweifel an der Krankhaftigkeit der Psyche sein kann, besteht er bei den hypochondrischen Geisteskranken. Auch hier ist die fest wurzelnde, unausrottbare Befürchtung ständigen und sich stetig verschlimmernden Leidens die Ursache, dass der erste beste Anlass zur Selbstmordtat gegeben ist.

Die Angst, jener quälende Beklemmungszustand, ist häufig auch die Ursache zu plötzlicher Selbstmordtat bei Alkoholisten und Epileptikern. Schon im Rausche selbst, wenn das sog. „graue Elend" den Trinker überkommt, erfolgen Selbstmordversuche häufig, noch öfter natürlich, wenn der Trinker unter Täuschungen, besonders Gehörstäuschungen, gefoltert wird. Dann herrscht die Angst vor, steht mit den

Sinnestäuschungen im Zusammenhang, und es ist nur eine Zufallsfrage, wenn darauf mit einer Selbstmordtat reagiert wird. Ganz besonders bedeutungsschwer ist aber die epileptische Verstimmung, bei welcher der Patient missmutig, ärgerlich, reizbar wird, die Lust am Leben verliert und Selbstmordgedanken hegt; noch gefahrvoller, sobald wirkliche Dämmerzustände auftauchen. Auch hier, wo das Bewusstsein getrübt ist, wo krankhafte Fälschungen der Sinnesempfindungen sich aufdrängen, den Kranken aufs schwerste erregen und ängstlich stimmen, kann der Selbstmord als reine Triebhandlung folgen.

Endlich sind die quälenden, zwangartigen Empfindungen und Gedanken ohne krankhafte Gesamtstörung des Geisteslebens zu nennen. Diese können unendlich qualvoll werden, den Menschen aufs schwerste martern, so übermächtig, dass alle Widerstände versagen, der Patient nur den einen Ausweg daraus findet.

Leichter verständlich ist es, dass inhaltliche Störungen des Gedankenablaufes zur Selbstmordtat Anlass geben, da sie den Vorstellungsinhalt fälschen und den Kranken, der von ihrer Richtigkeit überzeugt ist, zu verkehrten Schlüssen und Handlungen verleiten. Hier kommen in erster Linie die Sinnestäuschungen in Frage, sei es in Form von Halluzinationen, d. h. sinnlichen Wahrnehmungen ohne äusseres Objekt, sei es in Form von Illusionen, d. h. wahnhaften Umdeutungen wirklicher Wahrnehmungen. Es leuchtet leicht ein, dass jemand, dessen Sinne ihm falsche Nachrichten aus der Aussenwelt übermitteln, allmählich in einen schweren Erregungszustand geraten, sich nicht mehr in der Wirklichkeit zurecht finden kann. Noch schlimmer wird es für ihn, wenn Wahnideen, d. h. krankhaft gefälschte, unkorrigierbare Vorstellungen sich festsetzen und das Handeln des Kranken in der mannigfachsten Weise beeinflussen. Wenn dann der Inhalt der Wahnvorstellungen peinlich ist, wenn der Kranke Beeinträchtigung allenthalben wittert, sich allenthalben verfolgt glaubt, ist es nur ein zielbewusstes Handeln, wenn er den einzigen, ihm denkbaren Ausweg, nämlich durch den Selbstmord, sucht.

Wenn wir auf all diese nur skizzierten krankhaften Aenderungen des Geisteslebens die Stelzner'schen Merkmale anwenden, so sehen wir allerdings, dass das Seelenleben auf eine einzige Vorstellung eingeengt, überwertig eingestellt ist. Und wenn sie in der Selbstmordtat endet, so geschieht es, weil die Hemmungen nicht wirksam werden können. Nicht allein die Ueberwertigkeit der Vorstellung macht die Hemmungen unwirksam, sondern die Krankhaftigkeit des Gesamtgeisteslebens kann weder den Willen, noch den Verstand, noch die Phantasie so nachdrücklich wirksam werden lassen, um einen Ausweg aus dem Dilemma zu schaffen. Es brauchen also in dem krankhaften Hirn die Gegen- und Auswegsvorstellungen nicht versagt zu haben, sie brauchen nur nicht

mit der nötigen Kraft wirksam geworden zu sein, oder die Einengung des Vorstellungslebens war schon derart, dass Hemmungen überhaupt nicht mehr auftauchen konnten.

Nur einige Ideengänge aus einem soeben erschienenen Buche[1]) sind es, die ich Ihnen hier zu skizzieren versuchte, in der Erwartung, dadurch Ihr Interesse für ein psychisches Geschehen zu erwecken, das täglich in der Selbstmordchronik uns begegnet.

Hypnotismus und Kinematograph.

Von Gerichtsassessor Dr. **Albert Hellwig** (Berlin-Friedenau).

Man hat schon wiederholt mit vollem Recht darauf hingewiesen, dass durch manche Darstellungen in Filmdramen die schlimmen Vorurteile breitester Volksschichten gegen die Irrenärzte und die Irrenhäuser in verhängnisvollster Weise unterstützt und genährt werden[2]). Hier möchte ich auf eine andere nachteilige Wirkung mancher kinematographischer Films aufmerksam machen.

Seitdem die Filmzensur mit erfreulicher Schärfe — so weit dies eben mit den gegebenen gesetzlichen Handhaben überhaupt möglich ist — gegen die kriminellen Schundfilms vorgeht, die Verherrlichung der Verbrecher durch Filmdramen nach Möglichkeit unmöglich macht, suchen die Filmfabrikanten nicht selten durch andere aufregende Darstellungen das, was ihre Films durch das Fernhalten krimineller Sensationen an Zugkraft eingebüsst haben, wieder wett zu machen. Man ist dabei auch auf die kinematographische Wiedergabe der Hypnose verfallen und wärmt hier nun all die Uebertreibungen wieder auf, die früher zum Teil auch in der wissenschaftlichen Literatur gang und gäbe waren und die auch heute noch in Zeitungsnotizen und in der Schundliteratur ihr Dasein fristen. Ganz besonders wirksam ist natürlich die Ausübung von Verbrechen mit Hilfe der Hypnose.

Ein gutes Beispiel für diese Art von dramatischen Schundfilms bietet der Film „Unter fremdem Willen“, der von der Firma Eclair

---

[1]) Placzek, Selbstmordverdacht und Selbstmordverhütung. Leipzig, Georg Thieme. 1915.

[2]) Merklin, Psychiatrische Fälschungen auf Lichtbildbühnen. Psychiatrisch-neurologische Wochenschrift 1912. Bd. 14. S. 193. — Rittershaus, Irrsinn und Presse. Jena 1913. S. 162 f.

in den Handel gebracht worden war, dessen öffentliche Vorführung aber von dem Berliner Polizeipräsidenten verboten wurde. Der Filmfabrikant strengte das Verwaltungsstreitverfahren gegen diese Polizeiverfügung an, wurde aber durch Urteil des Bezirksausschusses I zu Berlin vom 6. Dezember 1912 (I A 187/12) abgewiesen.

Der Inhalt des Films ist folgender:

Akt 1.

In einer Gesellschaft bei dem Dr. Harryson, einem älteren Arzte, lernt der junge Dr. Gerry Landal Fräulein Gisella Ravenne kennen, die er später heiratet. Die junge Frau hat, wie sich zufällig herausstellt, eine besondere Veranlagung zum Medium. Ihr Gatte benutzt dies, um sich kleinere eheliche Freiheiten zu verschaffen. Er schläfert seine Frau abends ein, um sich von ihr unbemerkt in den Klub zu begeben, wo er der Leidenschaft des Spiels huldigt. Diese Leidenschaft bringt ihn allmählich auf die schiefe Ebene. Er verliert ständig und steht schliesslich vor dem vollständigen materiellen Ruin. Schon will er freiwillig aus dem Leben scheiden, er schickt sich bereits an, seiner Gattin einen Abschiedsbrief zu schreiben, da fällt ihm das hypnotische Experiment mit seiner Frau ein. Er beschliesst, sich dies zunutze zu machen, um grössere Geldsummen auf nicht erlaubtem Wege an sich zu bringen. Diesen Gedanken setzt er in die Tat um. Er schläfert seine Frau ein und gibt ihr den Auftrag, sich in die Wohnung ihres Vaters zu nachtschlafender Zeit zu begeben. Dort soll sie im Schlafzimmer ihres Vaters die Kassenschlüssel unter dem Kopfkissen fortziehen, sich mit den Schlüsseln in den Raum begeben, wo der Geldschrank steht, diesen öffnen und die darin enthaltenen Wertpapiere herausnehmen und diese ihrem Mann bringen. Die junge Frau führt diesen hypnotischen Befehl buchstäblich aus. Es ereignet sich aber ein nicht vorhergesehener Zwischenfall. Der Vater wacht von dem Geräusche, das bei dem Aufschliessen des Geldschranks entsteht, auf, eilt in das Nebenzimmer, und trifft dort die Tochter, wie sie dem Schranke bereits die Wertpapiere entnimmt. Er macht ihr heftige Vorwürfe und sucht sie zu hindern. Die Tochter ist jedoch in ihrem hypnotischen Traumzustand lediglich mit der Ausführung des ihr gegebenen Auftrages befasst. Sie ist für jede Vorstellung taub. Als dann der Vater auf sie eindringt, um ihr die Wertpapiere zu entreissen, stösst sie ihn zurück und schleudert ihn auf den Boden. Darauf verschliesst sie den Geldschrank und begibt sich mit den Papieren zu ihrem Manne, der sie bereits erwartet. Im Traumzustand liefert sie die Papiere aus und lässt sich auf einen Sessel nieder. Der Mann hat sich inzwischen den Zeiger der Stutzuhr auf dem Kamin zurückgestellt, er nähert sich dann seiner Gattin, ruft sie durch einige Bewegungen, die er mit den Händen vor ihren Augen macht, aus der Hypnose und tut nun, wie sie erwacht, als ob sie eben ein kurzes Schläfchen beendet hat.

Inzwischen hat sich der Vater, von dem Sturze anscheinend schwer verletzt, mühsam aufgerichtet. Er schleppt sich in das Treppenhaus und bricht hier tot zusammen.

Akt 2.

Die junge Frau erhält die Nachricht von dem Tode ihres Vaters. Tief erschüttert und ohne Kenntnis von der Ursache des Ablebens eilt sie, von ihrem Gatten begleitet, in das Sterbehaus. Hier ist schon Dr. Harryson und ein anderer Arzt anwesend, zu dem sich Dr. Landal gesellt. Die ärztliche Untersuchung hat ergeben, dass ein Verbrechen den Tod des Vaters nicht herbeigeführt hat.

Einige Zeit hierauf reist Dr. Landal nach Italien. Seine junge Frau bleibt daheim. Sie erhält eines Tages einen Brief von ihrem Gatten, der sie in einen hypnotischen Schlafzustand bringt. Das Dienstmädchen trifft sie in dieser Verfassung an. Da die anscheinend kranke Dame keine Antwort auf Fragen gibt, eilt das Mädchen in seiner Besorgnis zum Arzt. Alsbald trifft Dr. Harryson ein, der den Zustand der angeblich Erkrankten erkennt. Er führt mit ihr ein Gespräch, und aus diesem erfährt Harryson zu seinem Schrecken die ganze Begebenheit mit den gestohlenen Papieren und dem plötzlichen Tode des Vaters der Frau. Nach einigem Schwanken entschliesst sich Harryson, das Verbrechen aufzudecken. Er will sich bei der Entlarvung des Täters der jungen Frau bedienen. Dr. Landal ist inzwischen von seiner Reise zurückgekehrt. Er und seine Gattin werden zu einem Gartenfest von Dr. Harryson eingeladen. Der Film zeigt dann die Gesellschaft, welche mit der Darstellung eines orientalischen Tanzes eröffnet wird. Die Festversammlung hat sich im Viereck um die darstellende Künstlerin gruppiert. Später erblickt man Harryson in einer entlegenen Gegend des Parkes mit dem Polizeichef spazierengehend, dem er von der Angelegenheit Mitteilung macht. Als dann die Gäste wieder versammelt sind, macht Harryson nach Verabredung den Vorschlag, zur Unterhaltung der Versammlung ein hypnotisches Experiment vorzuführen. Er wählt als Medium die Frau Dr. Landal.

Landal ist befremdet und sucht es zu hindern. Da er Widerstand findet, gibt er seine Bemühung auf, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Dr. Harryson schläfert die junge Frau ein, die dann die ganze Szene mit dem Diebstahl der Papiere und dem Zurückweisen des dazu kommenden Vaters von neuem vorführt. Sie bezeichnet zu wiederholten Malen ihren Gatten als den Urheber des Werkes. Von Harryson der Hypnose entrissen, weiss sie von nichts. Dann erfährt sie von den Umstehenden den ganzen Tatbestand, worauf sie sich von ihrem Gatten entrüstet abwendet, der nunmehr von den Polizeibeamten verhaftet und fortgeführt wird.

Klägerin behauptet nun, dass die gesetzlichen Vorbedingungen zu dem erlassenen Verbot nicht gegeben seien. Der Film zeichne sich durch seine künstlerische Darstellung aus, bei welcher die hervorragendsten Schauspieler mitgewirkt hätten. Der Film stelle die verhängnisvolle Wirkung der Hypnose dar; es sei in keiner Weise ersichtlich, wie jemand durch die Darstellung zur Begehung einer strafbaren Handlung verleitet werden könne, es sei einerseits gezeigt, wie ein Missbrauch mit der Hypnose gemacht, und andererseits wie bei der gleichen Person durch die Hypnose das Verbrechen enthüllt werde. So ergäbe sich, dass

das Verbrechen gar nicht verborgen bleiben könne. Einzelne Szenen, die beanstandet worden seien, seien beseitigt, trotzdem aber sei der ganze Film, auch gekürzt, verboten worden.

Der Beklagte hat Abweisung beantragt und entgegnet: Der Film bringe ein raffiniert durchgeführtes Verbrechen in allen Einzelheiten zur Darstellung. Es werde die unheimliche Macht der Hypnose, durch welche jemand gegen seinen Willen zum Verbrechen gebracht werde, gezeigt. Eine solche Vorführung sei gefährlich und geeignet, grosse Beunruhigung ins Publikum zu tragen, auch bei empfindlichen Personen Angstzustände auszulösen; ebenso sei die Gefahr der Nachahmung bei solchen Personen, welche glauben, hypnotische Kräfte zu besitzen, nicht von der Hand zu weisen. Es komme hinzu, dass das Verbrechen hier vollkommen gelinge und alle anderen Gedanken an Entdeckung und Sühne zurücktreten. Nicht aus Gründen der Moral, sondern um die Macht der Hypnose zu zeigen, erfolge die Entdeckung durch das gleiche Mittel der Hypnose. Das Verbot erstrecke sich auf die Gesamtheit mit gutem Grunde, da sich die gefährdende Wirkung der Hypnose durch das ganze Stück hindurchziehe.

Das Gericht hat vor Anberaumung der mündlichen Verhandlung eine Vorführung des Films gemäss § 7b des Landesverwaltungsgesetzes angeordnet. Die Besichtigung hat am 30. November 1912 stattgefunden in Gegenwart der Mitglieder des Bezirksausschusses und der Parteien. Es war auf Grund des Ergebnisses der Beweisaufnahme wie geschehen zu erkennen. Auch wenn man zugeben will, dass die Behauptung des Klägers zutreffe — dass der Film sich durch seine künstlerische mimische Darstellung, an welcher bedeutende Schauspieler mitgewirkt haben, auszeichne — so kann dieser Umstand für die Beurteilung des Ganzen nicht derart entscheidend ins Gewicht fallen, dass aus diesem Grunde ein Zensurverbot nicht ausgesprochen werden dürfte. Im Gegenteil erscheint eine derartig vollendete künstlerische Aufnahme, *wenn das Sujet ein bedenkliches ist*, um so verführerischer und zur Nachahmung viel mehr auffordernd, als eine schlecht oder mangelhaft dargestellte.

Die Vorführung des in Rede stehenden Films ist in Anbetracht seiner Vollendung und des Umstandes, dass sie wahllos vor beliebigem Publikum geschehen kann, geeignet, Beunruhigung und bei erregbaren Personen Angstzustände und gesundheitliche Schädigungen hervorzurufen. Die Wirkungen der Hypnose sind zu allgemein bekannt, als dass nicht an die Möglichkeit der geschilderten Vorgänge geglaubt wird — und was noch bedenklicher erscheint, dass Leuten, welche hypnotische Kraft besitzen oder zu besitzen vermeinen, ein Anreiz zur Nachahmung gegeben wird — besonders, wenn leicht beeinflussbare, der Suggestion zugängliche Personen sich zum Objekt darbieten.

Es ist dem Beklagten darin beizutreten, dass dieser Anreiz zur Nachahmung um so wahrscheinlicher ist, als das Verbrechen mittels der Hypnose tatsächlich gelingt, und die Entdeckung durch eine Gegenhypnose ganz zurücktritt; nicht aus moralischen Gründen erfolgt die Entlarvung, sondern um die Macht der Hypnose zu zeigen. Diese Tendenz durchzieht den ganzen Film derart, dass eine Aussonderung einzelner, an sich sehr anstössiger Bilder gar nicht möglich ist.

Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, dass rein objektiv die Möglichkeit der hypnotischen Einwirkung zu verbrecherischen Zwecken von der Wissenschaft anerkannt ist. Die vielen Wege des Verbrechens durch diese Mittel zu vermehren, indem es zur allgemeinen Kenntnis gebracht wird und zur Nachahmung bei sittlich tief stehenden Personen auffordert, widerspricht der öffentlichen Sittlichkeit und Ordnung.

Die Befugnis des Beklagten, kinematographische Films hinsichtlich vorhandener Sitten und ordnungspolizeilicher Bedenken einer polizeilichen Zensur zu unterwerfen, ergibt sich aus der für den Landespolizeibezirk Berlin erlassenen Polizeiverordnung betr. kinematographische Vorstellungen vom 5. Mai 1906 in Verbindung mit den §§ 5ff geltenden Theaterpolizeiverordnungen vom 10. Juli 1851.

Die tatsächlichen Voraussetzungen des Zensurverbots, nachteilige Einwirkung auf gesundheitlich oder sittlich nicht gefestigte Personen, Anreiz zur Vornahme verbrecherischer Handlungen, sind somit gegeben. In rechtlicher Beziehung stützt sich auch das Verbot auf § 10, II, 17, des Allgemeinen Landrechts, wie Beklagter zutreffend ausführt.

So erfreulich auch diese Entscheidung ist, so will es mir doch nicht als ganz zweifellos erscheinen, ob das Oberverwaltungsgericht ihr beigetreten wäre. Die Grenzen, welche das geltende Recht dem Filmzensor steckt, sind nämlich so eng gezogen, dass in vielen Fällen, wo ein Zensurverbot sachlich erwünscht wäre, es doch aus rechtlichen Gründen nicht erlassen werden kann. Es muss nämlich die Gefahr bestehen, dass durch die Vorführung des Films auf normale Zuschauer unmittelbar ungünstig eingewirkt wird und zwar so, dass eine Störung der öffentlichen Ordnung, Ruhe und Sicherheit die Folge ist. Ob durch die Vorführung dieses Films eine derartige unmittelbare Gefahr heraufbeschworen wird, erscheint mir aber recht fraglich. Mit Sicherheit lässt sich meines Erachtens von der öffentlichen Vorführung nur der — allerdings kaum hoch genug einzuschätzende — Nachteil erwarten, dass die irrigen Vorstellungen des grossen Publikums über die Hypnose verstärkt werden, dass gewissenlosen Verlegern, die immer noch den Markt mit hypnotischer Schundliteratur überschwemmen, ihr unsauberes Handwerk erleichtert wird und dass besonders ängstliche Personen in ihrer Angst bestärkt werden. So erfreulich es aber auch wäre, wenn man diese grossen Nachteile einer öffentlichen Vorführung derartiger Filme

von dem Publikum fernhalten könnte, so will es mir doch scheinen, als ob es sich hier nicht um Gefahren im Sinne des § 10, Teil II, Titel 17 des preussischen Allgemeinen Landrechts handele. Doch kann man ja auch anderer Meinung sein, wie der Standpunkt des Berliner Polizeipräsidenten und das Erkenntnis des Bezirksausschusses zeigen.

Zur Frage nach der Volumzunahme des Gehirns durch die Uebung geistiger Kräfte [1]).

Von Dr. J. Bayerthal, Nervenarzt in Worms.

Während im schulpflichtigen Alter (v. 6.—14. Lebensjahr) nur unbedeutende Unterschiede in der Zunahme des Kopfumfanges (1) bei begabten und unbegabten, fleissigen und unfleissigen (1a) Schülern nachweisbar sind (s. Tab. 1 u. 2) ergeben sich dagegen nach der Schulentlassung bei den Angehörigen verschiedener Berufsarten wesentliche Differenzen im Kopfwachstum (s. Tab. 3). Wie die Tabelle 1 und 2 lehren, sind konstante Unterschiede nur insofern vorhanden, als sich die Minima der Zunahme nur bei der Gruppe der weniger begabten Schulkinder finden. Dagegen lehrt Tabelle 3, in der die bei 323 im Alter von 14—17 Jahren stehenden Besuchern der Fortbildungsschule erhobenen Befunde zusammengestellt sind, dass die mittlere Zunahme des Kopfumfanges bei den Kaufleuten am grössten ist, dann folgen die Handwerker und zuletzt die Fabrikarbeiter. Wenn die Zunahme bei den Fabrikarbeitern nach 2jährigem Besuche der Fortbildungsschule grösser als bei gleichaltrigen Handwerkerlehrlingen erscheint, so ist dieser Befund, wie aus dem Vergleich mit den bei den 17jährigen Vertretern dieser Berufsarten angeführten Massen hervorgeht, wohl als ein zufälliges, durch die kleine Zahl der gemessenen Fabrikarbeiterköpfe bedingtes Ergebnis anzusehen.

Bevor wir an die Erklärung dieser Beobachtungen herantreten, möchte ich die Gründe darlegen, aus denen man meines Erachtens berechtigt ist, bei Massenuntersuchungen aus dem Horizontalumfang des Kopfes einen Schluss auf das zugehörige Hirnvolum zu ziehen. Wie ich an anderer Stelle (2) bereits mitgeteilt habe, schwand für mich jeder Zweifel an einem gewissen Parallelismus zwischen Kopfumfang und Schädelinnenraum, als ich bei meinen Kopfmessungen in Ueberein-

[1]) Zum Teil mit Benützung eines gelegentlich der 39. Wanderversammlung der südwestdeutschen Neurologen und Irrenärzte in Baden-Baden am 23. Mai 1914 gehaltenen Vortrags.

stimmung mit den von allen Beobachtern am Gehirn des Erwachsenen festgestellten Geschlechtsunterschieden immer wieder von neuem bestätigt fand, dass sich bei gleichem Alter die grössten Umfänge stets bei Knaben, die kleinsten bei Mädchen finden und der mittlere Kopfumfang der ersteren den der letzteren stets übertrifft. Ferner stimmte das Verhältnis zwischen Körpergrösse und Kopfumfang, wie auch die diesbezüglichen Untersuchungsergebnisse Eyerichs und Löwenfelds (3), in der Hauptsache mit den Untersuchungen v. Bischoffs (4), Le Bons (5), Marchands (6) u. a. überein, d. h. die Mittelzahlen der Gesamtumfänge verhielten sich wie die der Gesamthirngewichte: sie steigen mit zunehmender Körpergrösse und zwar nur in unbedeutendem Masse. Dazu kommt als ein neuer Beweis für einen im allgemeinen vorhandenen, annähernden Parallelismus zwischen Kopfumfang und Hirnvolum die von mir am a. O. nicht erwähnte Tatsache, dass die Kopfumfangsbestimmungen, welche Weissenberg (7) an einer sehr grossen Zahl männlicher Individuen der verschiedensten Alterstufen vorgenommen hat, mit den Untersuchungen Marchands über das Hirngewicht übereinstimmen, d. h. sie lassen nach dem 20. Lebensjahr keine deutlichere Zunahme mehr erkennen.

Was nun zunächst die Deutung der in der Tabelle (3) angeführten Befunde anbelangt, so ist sie nicht schwer, wenn wir die geistigen Kräfte ins Auge fassen, deren Uebung nach der Schulentlassung erfolgt, in der Zeit der Pubertät also, in der es sich bekanntlich um eine etwas rascher sich vollziehende Weiterentwicklung der ererbten geistigen Anlagen handelt. Wir gehen wohl kaum irre, wenn wir mit Ziehen (8) als die Umstände, von denen diese Weiterentwicklung abhängig ist, die mit dem Abschluss des Schullebens verbundene Erweiterung des Lebenskreises und die grössere Selbständigkeit des Handelns bezeichnen. Diese Selbständigkeit gibt sich zunächst in der Wahl des Berufes kund, die bei dem Schülermaterial, das meinen Untersuchungen zugrunde liegt, hauptsächlich durch die natürliche Begabung und nur sehr selten durch Standesvorurteile und falschen Stolz der Eltern beeinflusst wird. Die geistigen Kräfte, die sich in der Pubertät äussern, bestehen aber bekanntlich nicht nur in positiver äusserer Tätigkeit, sondern auch in innerer, in Nichtwollen und willkürlicher Unterlassung von Handlungen, in der Hemmung innerer Regungen usw. Bei normalem Verlauf der Pubertät sehen wir die Fähigkeit, sich zu beherrschen, auf Grund selbständiger Ueberlegungen auftauchende Begierden und Gelüste zurückzudrängen, immer mehr sich entwickeln, so dass am Ende dieser Zeit das Individuum auch nach dieser Richtung hin sich selbständig im Leben weiterhelfen und behaupten kann. Es ist wohl kein Zufall, wenn die Erlangung der Geschäftsfähigkeit im Sinne des bürgerlichen Gesetzbuches, welche auch

den Erwerb jener hemmenden Energie voraussetzt, zeitlich mit der Beendigung des physiologischen Hirn- und Schädelwachstums zusammenfällt. Was die in Tab. 3 angeführten Befunde anbelangt, so erklären sie sich zum Teil auch aus der Verschiedenheit der in den einzelnen Berufsarten herrschenden Kollektivmoral, d. h. der Verschiedenheit der Anforderungen, die bei den Vertretern dieser Berufsarten durchschnittlich an die hemmende Willensenergie gestellt werden. Die Bedeutung der Berufswahl (in obigem Sinne) und der Kollektivmoral für die Volumszunahme des Gehirns verstehen wir vielleicht am besten, wenn wir uns der Lamarckschen (9) Lehre erinnern, wonach man beim Studium der Tiere aller Klassen ausser ihrer Organisation u. a. auch den „Einfluss der Umstände als Ursache neuer Bedürfnisse und die Wirkung der Bedürfnisse als Ursache der Tätigkeiten" zu berücksichtigen hat.

Ich glaube, dass wir auf Grund dieser Befunde nunmehr in der Lage sind, den Wahrheitsgehalt in dem von Möbius (10) seinerzeit aufgestellten Satze: „der Umfang des annähernd normal geformten Kopfes wächst im allgemeinen mit den geistigen Kräften", zu erkennen. Man muss eben unter „geistigen Kräften" das verstehen, was Möbius darunter verstanden haben wollte, nicht „isolierte Talente", auch nicht bloss Intelligenz, sondern Intellekt und Wille, wie sich Möbius in der Sprache Schopenhauers ausdrückt. Wille im Sinne von Energie und Tatkraft, Wille, der im starken Wollen des Genies kulminiert, das alle Widerstände bricht und neue Wege bahnt. Zutreffend aber ist der Satz von Möbius auch insofern, als tatsächlich gute d. h. wesentlich über dem Durchschnitt stehende Intelligenz immer seltener wird in dem Masse, als der Kopfumfang abnimmt, und, wie ich andernorts (2) gezeigt habe, im schulpflichtigen Alter bei bestimmten Massen mit Sicherheit, beim erwachsenen Manne mit einem Umfang unter 52 Zentimeter mit Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen werden kann. Der Einfluss der Körperlänge zeigt sich darin, dass sich untermittelgrosse Kopfumfänge mit ungewöhnlich guter Intelligenz niemals bei körperlich grossen Individuen finden. Es ist daher eigentlich überflüssig, immer wieder das Gehirngewicht Gambettas als Beweis dafür anzuführen, dass man auch bei relativ kleinem Gehirn ein ungewöhnlich intelligenter und berühmter Mann sein kann. Gambetta war klein von Gestalt. Auch bei noch kleinerem Hirnvolum — seine Schädelkapazität betrug nach Krause (11) 1382 Kubikzentimeter — hätte er die politische Rolle spielen können, die er gespielt hat. Gambetta war keineswegs ein politisches Genie, darüber herrscht wohl jetzt Uebereinstimmung (12). Erst beim genialen Menschen d. h. bei den grössten Geistern der Menschheit ist, wie ich a. a. O. (2) zu zeigen versucht habe, ein über dem Durchschnitt stehendes Hirnvolum wahrscheinlich immer vorhanden. Als Beweis dafür, dass geniale Geistestätigkeit in diesem Sinne wahr-

scheinlich nur bei übermittelgrossem Schädelinnenraum vorkommt, kann ich nunmehr auch die Kopfgrösse Darwins anführen. Ich hatte seinerzeit aus dem Hutmass Darwins den Schluss gezogen, dass dieser geniale Forscher einen übermittelgrossen Kopf gehabt habe, aber gleichzeitig auch den Bedenken gegen derartige Schlussfolgerungen Ausdruck gegeben. De Candolle (13), der Darwin persönlich kannte, hat indessen bereits zu einer Zeit, wo die Gallsche Lehre in Vergessenheit geraten und Möbius mit ihrer Wiederentdeckung noch nicht beschäftigt war, unter den körperlichen Merkmalen, die Darwin und andere geniale Naturforscher auszeichneten, einen über das Mittelmass grossen Kopf und, was uns hier gleichfalls interessiert, unter den geistigen Eigenschaften: u. a. Willensstärke, besonders Ausdauer und Tatkraft hervorgehoben.

Während heute wohl Uebereinstimmung bezüglich des Zeitpunktes besteht, von dem an im allgemeinen das Hirn- und Schädelwachstum als abgeschlossen gelten kann, dachte man noch zu Beginn dieses Jahrhunderts, ja noch vor wenigen Jahren anders. In einem 1901 in der Berliner „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" gehaltenen Vortrag stellte Baelz (14), ohne auf den Widerspruch Virchows, der sich an der Diskussion dieses Vortrages beteiligte, zu stossen, die Behauptung auf, dass der Kopf des Menschen bis gegen das 50. Jahr oder noch länger wachse. Baelz begründete diese Behauptung, die ihm übrigens selbst kühn vorkam, mit der Beobachtung, dass bei ihm und seinem Bruder der Kopfumfang vom 20.—30. und vom 30.—50 Jahre je um ungefähr 1 Zentimeter gewachsen sei. Auch die Bemerkung Gladstones, dass nach dem Ausspruch seines Hutmachers sein Kopf bis nach dem 50. Jahre beständig gewachsen sei, zog Baelz als weitere Stütze für seine Behauptung heran. Es wäre ja auch geradezu abnorm, meinte Baelz, wenn das Gehirn nicht weiter wachse, da es der einzige Körperteil sei, der beständig neu hinzu assimiliere und der die in ihn aufgenommenen Tätigkeitsprodukte nicht wie andere Organe ausscheide und durch neue ersetze, sondern dieselben als Erinnerungen aufbewahre, während immer Neues dazu komme. Damit müsse aber nach den herrschenden Anschauungen ein physio-anatomisches Wachstum einhergehen. Um den vorstehenden Ausführungen von Baelz eine gerechte Beurteilung zu teil werden zu lassen, muss man sich vergegenwärtigen, dass damals die Untersuchungen von Käs (15) über die Zunahme des Fasergehalts der Hirnrinde auch nach Vollendung der Pubertät, mit der wir jetzt teilweise die weitere geistige Entwicklung im späteren Leben in Zusammenhang zu bringen pflegen, noch unbekannt waren. Dasselbe trifft auch für die oben erwähnten Untersuchungen Marchands (6) über die Beendigung des Hirnwachstums zu. Natürlich lassen sich auch erkenntnistheoretische Bedenken gegen den Stand-

punkt von Baelz geltend machen, insofern seine Ausführungen teilweise einem materialistischen Standpunkt entsprechen, der doch jetzt glücklicherweise als überwunden gelten kann. Am meisten befremdend dürfte aber der Umstand wirken, dass Baelz aus vereinzelten tatsächlichen Beobachtungen allgemein gültige und gesetzmässige Beziehungen abzuleiten versucht hat, ein Versuch allerdings, der, wie die Freudsche (16) Lehre in mancher Hinsicht wieder einmal gezeigt hat, leider immer noch nicht allgemein als im höchsten Grade unzulässig empfunden wird. An individuelle Differenzen bezüglich der Zunahme des Kopfumfanges durch geistige Tätigkeit dachte Baelz nur insoweit, als er festgestellt haben wollte, ob die Zunahme des Kopfumfanges nach dem 20. Jahre dieselbe sei „bei mechanisch Arbeitenden oder bei Bauern und bei Leuten mit überwiegend geistiger Tätigkeit". Auffallenderweise vertrat nun auch der Physiologe Exner (17) in einer vor wenigen Jahren erschienenen Studie, in der er mittelst vergleichender Messungen an zahlreichen Bildnissen Goethes das Schädelwachstum desselben bis über das 60. Lebensjahr hinaus wahrscheinlich gemacht hat, die Meinung, dass der Durchschnittsschädel bis zum 50. Jahre wachse. Exner stützte seine Behauptung in erster Linie auf Messungen, die Weisbach an 69 Schädeln vorgenommen hatte. Wir wissen heute, dass Hirn- und Schädelvolum auch in der Norm sehr grossen Schwankungen unterliegen, und können uns daher Befunde Weisbachs aus der zu kleinen Zahl der von ihm gemessenen Schädel erklären, die das Spiel des Zufalls nicht mit genügender Wahrscheinlichkeit ausschliessen lässt. Dagegen glaube ich, müssen wir tatsächlich mit Exner annehmen, „dass der Schädel eines Menschen, dessen Geisteskräfte durch eine grössere Reihe von Jahren zunehmen, auch ein länger währendes Wachstum hat als der Durchschnittsschädel". Nur kommt es meines Erachtens auch hier darauf an, welche Geisteskräfte zunehmen und was man unter „Durchschnittsschädel" versteht. An welche Geisteskräfte man z. B. bei Goethe in erster Linie zu denken hat, das geht sehr deutlich aus den folgenden Bemerkungen von Möbius (18) hervor: „Seine (Goethes) unsägliche Tätigkeit, seine Unermüdlichkeit, der gänzliche Mangel an Faulheit, die Unfähigkeit zum Dolce far niente, darüber erstaunt der Beobachter immer von neuem. Von der Kindheit bis zum Tode ist er eigentlich nie müssig gewesen, ja mit jedem Jahre scheint der Eifer zu wachsen; je kostbarer die Zeit wird, um so mehr nützt er sie aus." Von Wichtigkeit für die Beurteilung von Goethes Willenskraft ist auch das, was Möbius an derselben Stelle ausführte: „Zum Herrschen gehört ein fester Wille, und den hatte Goethe. Er beherrscht nicht nur andere, sondern auch sich selbst und er hatte überdem einen langen Willen, also das, was man Hartnäckigkeit nennt... Sieht man die vielen unvollendeten Stücke, die unausgeführten Pläne in seinen Werken

an, so könnte man denken, Goethe sei unstät und schwankend gewesen. Aber es handelte sich da um dichterische Aufgaben, und er wusste, dass er dabei mit dem bewussten Willen nichts ausrichten konnte. Alles andere führte er streng durch, und seine Farbenlehre z. B. ist ein Beweis bewunderungswürdiger Hartnäckigkeit."

Dass wir bei den geistigen Kräften, deren Entwicklung im Zusammenhang mit der Volumszunahme des Gehirns in den späteren Dezennien steht, nicht in erster Linie an den Intellekt zu denken haben, geht ferner auch aus den Untersuchungen v. Hansemanns (19) an den Gehirnen von Mommsen und Bunsen hervor. „Denn es ist von beiden bekannt, dass sie bis in die allerletzte Zeit ihres Lebens noch imstande waren, mit grösster Geistesschärfe zu handeln und zu denken, und dass durch die jedenfalls schon vorhandenen atrophischen Zustände die Tätigkeit des Gehirns bei ihnen nicht merklich beeinflusst wurde ..." Aber auch gewisse rein psychologische Erfahrungen lassen es durchaus verständlich erscheinen, dass Gehirn und Schädel nach der Beendigung des physiologischen Wachstums nur sehr selten eine Volumszunahme zeigen, die mit der geistigen Entwicklung im Zusammenhang steht. „So haben wir alle Personen mittleren Lebensalters", sagt James (20), „die wir in der Diskussion durch Gründe widerlegten und unsere Behauptungen zuzugeben zwangen, nach einiger Zeit so sicher und konstant in ihren alten Meinungen wieder angetroffen, als ob wir überhaupt nicht mit ihnen gesprochen hätten. Wir nennen sie alte Philister ... Das alte Philistertum fängt früher an, als man glaubt. Ich scheue mich fast, die Vermutung auszusprechen, dass dieses Stadium bei den meisten Menschen schon mit 25 Jahren beginnt." Und an anderer Stelle, wo er die Geisteskräfte des Durchschnittsmenschen mit denen eines Gladstone vergleicht, sagt dieser Psychologe von Weltruf: „Es ist wahr, dass ein Erwachsener bis zum mittleren Lebensalter fortfährt, sich eine grosse Summe von Einzelkenntnissen und ebenso eine grosse Vertrautheit mit besonderen Fällen zu erwerben, die seinen Beruf betreffen. In diesem Sinne nimmt die Zahl seiner Begriffe während einer langen Periode zu; denn das Bereich seiner Kenntnisse wird nicht nur ausgedehnter, sondern diese werden auch genauer. Aber die Kenntnis der umfassenden Begriffskategorien, der verschiedenen Arten von Dingen und der weiteren Klassen der Beziehungen zwischen den Dingen erwirbt man in einem verhältnismässig jugendlichen Alter. Mit den Prinzipien einer neuen Wissenschaft machen sich nach dem 25. Lebensjahr nur wenige Menschen bekannt ... In der Regel werden nach dem dreissigsten Jahre keine neuen Begriffe mehr erworben. Ausnahmefälle einer beständigen Selbstverjüngung, wie wir einen solchen an Gladstone gesehen haben, bestätigen durch die Bewunderung, die sie erwecken, nur die Allgemeingültigkeit dieser Regel (21)." Dass Gladstone tatsächlich jene Energie besass, die wir nach

unseren obigen Darlegungen als wesentlich für die Volumszunahme des Gehirns im späteren Leben betrachten, darüber lässt James nicht im Zweifel. „Energie kann (zwar) jeder zeigen, der keine Rücksicht zu nehmen braucht. So braucht ein orientalischer Despot nur geringe Fähigkeiten zu besitzen; denn solange er lebt, gelingt ihm, was er will, weil alles absolut nach seinem Kopfe geht, und wenn diese Schreckensherrschaft nicht mehr zu ertragen ist, wird er ermordet. Was aber in der Tat selten und schwierig ist, das ist, nicht sofort zum äussersten zu schreiten und doch fähig zu sein, inmitten eines Heeres von Hemmungen energisch zu handeln ... Parlamentarische Führer wie Lincoln und Gladstone stellen den Typus der stärksten Männer dar, weil sie unter den kompliziertesten Bedingungen Erfolge erzielten. Napoleon Bonaparte halten wir für einen Koloss von Willenskraft, und in der Tat war er dies. Aber wenn wir ihn mit Gladstone vergleichen, so dürfte es vom psychologischen Gesichtspunkte aus schwer zu entscheiden sein, wer von beiden die bedeutendere Willensgrösse darstellt; denn Napoleon liess alle die gewöhnlichen Hemmungen ausser acht, während Gladstone sie trotz seines leidenschaftlichen Temperaments in seiner Politik mit der grössten Gewissenhaftigkeit in Betracht zog.“

Tabelle 1 (Knaben).

Zunahme des Kopfumfanges im schulpflichtigen Alter (6.—14. Lebensjahr) bei über dem Durchschnitt stehender, durchschnittlicher und unter dem Durchschnitt stehender intellektueller Begabung.

A = Ueber dem Durchschnitt stehende intellektuelle Begabung.
B = Durchschnittliche und unterdurchschnittliche intellektuelle Begabung.

Kopfumfänge[1]) im Beginne des schulpflichtigen Alters	Zahl der Köpfe mit		Mittlere Zunahme des Kopfumfanges vom 6.—14. Lebensjahr in cm (Maximum und Minimum sind eingeklammert)	
in cm	A	B	A	B
54	2	3	1,50 (2—1)	2,16 (2½—2)
53½	—	2	—	2,50 (3—2)
53	6	7	2,75 (3½—2)	2,14 (3—½)
52½	5	12	2,40 (3—2)	2,25 (3½—1½)
52	16	23	2,31 (3—2)	2,30 (3—1)
51½	14	19	2,13 (3—1½)	2,42 (3½—1½)
51	13	28	2,46 (3½—1½)	2,21 (3½—1)
50½	11	22	2,45 (3½—1½)	2,29 (3½—1½)
50	9	22	2,38 (4—1½)	2,11 (3½—1)
49½	2	10	2,25 (3—1½)	2,40 (3½—1½)
49	2	5	1,50 (1½—1½)	2,40 (3½—1½)
48½	—	3	—	1,83 (2—1½)
48	—	5	—	2,30 (3—1½)
54—48	80	161	2,30 (4—1)	2,28 (3½—½)

[1]) Sämtliche Umfänge beziehen sich auf die im Jahre 1906 in die Wormser Volksschulen neu aufgenommenen Knaben, deren Kopfwachstum (Zunahme des Kopfumfanges) vor der Schulentlassung nach achtjährigem Schulbesuch festgestellt werden konnte. Umfänge unter 48 cm, bei denen sich eine wesentlich über dem Durchschnitt stehende intellektuelle Begabung mit Sicherheit ausschliessen lässt, sind nicht zur Beobachtung gekommen.

Tabelle 2 (Mädchen).

Zunahme des Kopfumfanges im schulpflichtigen Alter (6.—14. Lebensjahr) bei über dem Durchschnitt stehender, durchschnittlicher und unter dem Durchschnitt stehender intellektueller Begabung.

A = Ueber dem Durchschnitt stehende intellektuelle Begabung.

B = Durchschnittliche und unterdurchschnittliche intellektuelle Begabung.

Kopfumfänge[1]) im Beginne des schulpflichtigen Alters in cm	Zahl der Köpfe mit A	Zahl der Köpfe mit B	Mittlere Zunahme des Kopfumfanges vom 6.—14. Lebensjahr in cm (Maximum und Minimum sind eingeklammert) A	Mittlere Zunahme des Kopfumfanges vom 6.—14. Lebensjahr in cm (Maximum und Minimum sind eingeklammert) B
53	—	1	—	3,50 (—3½)
52½	4	3	2,25 (3—1½)	2,00 (2—2)
52	7	5	2,57 (3½—2)	3,20 (4—2)
51½	4	10	2,75 (3½—2)	2,65 (3½—2)
51	17	16	2,82 (4—2)	2,84 (4—2)
50½	20	16	2,67 (3½—1½)	2,43 (3½—1½)
50	16	32	2,87 (3½—2)	2,76 (4—1)
49½	8	17	3,00 (4—1½)	2,73 (4—1)
49	9	28	2,66 (3½—1½)	2,71 (4—1)
48½	4	11	2,75 (3½—2)	2,95 (4½—1½)
48	4	9	2,50 (3—2)	2,27 (3—1)
47½	—	1	—	3,00 (—3)
47	—	4	—	2,25 (3—2)
53—47	93	152	2,73 (4—1½)	2,69 (4½—1)

[1]) Sämtliche Umfänge beziehen sich auf die im Jahre 1906 in die Wormser Volksschulen neu aufgenommenen Mädchen, deren Kopfwachstum (Zunahme des Kopfumfanges) vor der Schulentlassung nach achtjährigem Schulbesuch festgestellt werden konnte. Umfänge unter 47 cm, bei denen sich eine über dem Durchschnitt stehende intellektuelle Begabung mit Sicherheit ausschliessen lässt, sind nicht zur Beobachtung gekommen.

Tabelle 3.

Zunahme des Kopfumfanges vom 14.—17. Lebensjahre (Fortbildungsschule).

Wachstumsperioden	Berufsarten	Zahl der gemessenen Köpfe	Mittlere Zunahme des Kopfumfanges
14—15 Jahr	Kaufleute	34	0,42 cm
	Handwerker	43	0,35 „
	Fabrikarbeiter	37	0,29 „
14—16 Jahr	Kaufleute	31	1,00 „
	Handwerker	40	0,81 „
	Fabrikarbeiter	20	(0,97) „
14—17 Jahr	Kaufleute	30	1,30 „
	Handwerker	50	1,06 „
	Fabrikarbeiter	38	0,98 „
		323	

Als die geistigen Kräfte, deren Uebung im Zusammenhang mit der Volumzunahme des Gehirns im späteren Alter steht, werden wir demnach hervorragende Intelligenz **und** Willensenergie zu betrachten haben. Die grosse Seltenheit einer Vereinigung dieser Eigenschaften erklärt meines Erachtens zur Genüge, warum die Volumzunahme des Gehirns in den späteren Jahrzehnten so selten beobachtet wird. Uebrigens dürfte auch nur verhältnismässig wenig intellektuell ausgezeichneten Männern das Leben die Widerstände bieten, die zur — für die Zunahme des Hirnvolums erforderlichen — ununterbrochenen Betätigung und Uebung ihrer Willenskraft notwendig sind.

Auf die Geschlechtsunterschiede, die auf dem uns beschäftigenden Gebiete bestehen, bin ich nicht näher eingegangen, da das nötige Beobachtungsmaterial noch fehlt. Sollte, wie ich vermute, die Volumzunahme des Gehirns nach Abschluss des physiologischen Wachstums auch bei dem durch ungewöhnliche Intelligenz und Willensstärke ausgezeichneten Weibe nicht beobachtet werden, so wäre dies meines Erachtens als ein neuer anthropologischer Beweis dafür anzusehen, dass geniale Geistestätigkeit beim Weibe nicht vorkommt.

Was die Volumzunahme des Gehirns in den späteren Lebensdezennien beim genialen Manne anbelangt, die ich nach dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens für durchaus wahrscheinlich halte, so kann man sie als einen der jugendlichen Züge betrachten, durch die bekanntlich das Genie ausgezeichnet ist.

Literatur.

1. Der Horizontalumfang des Kopfes wurde nach dem Vorgang von **Möbius** stets in der Weise bestimmt, dass das Messband hinten über die am meisten hervortretende Stelle des Hinterhauptes, vorn unmittelbar oberhalb der Stirnhöhle angelegt und vor dem Ablesen des Maßes möglichst straff angezogen wird. Die Fehlerquelle zugunsten des weiblichen Geschlechts infolge seines stärkeren Haarwuchses lässt sich trotz Nichtmessens der Haarbüschel und ev. Auflösens der Frisur nicht ganz ausschalten, ebensowenig wie bei der Bestimmung des Umfanges mittelst des Messbandes beim männlichen Geschlecht sich Differenzen von wenigen Millimetern vermeiden lassen. Alle diese Fehlerquellen können für die uns hier beschäftigende Frage als belanglos betrachtet werden. Denn, um mit Möbius zu reden: „Was machen bei diesen Dingen ein paar Millimeter aus? Verständigerweise verzichtet man von vornherein auf das Trugbild mathematischer Genauigkeit und macht sich klar, dass das Wichtigste an der Sache durch kleine Ungenauigkeiten nicht verändert wird." (Möbius, Geschlecht und Kopfgrösse. Halle 1903.) — 1a. Nur ganz ausnahmsweise finden sich wesentliche Unterschiede zwischen Fleiss und Begabung, so dass wir diese Fehlerquelle bei Massenuntersuchungen ausser Betracht lassen dürfen. — 2. Bayerthal, Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie. 1911. S. 764 ff. — 3. Eyerich und Löwenfeld, Ueber die Beziehungen des Kopfumfanges zur Körperlänge und zur geistigen Entwicklung. Wiesbaden 1905. — 4. v. Bischoff, Das Hirngewicht des Menschen. Bonn 1880. — 5. Gustave Le Bon, Recherches Anatomiques et Mathématiques sur les lois des variations du volume du cerveau et sur leurs Relations avec l'intelligence. Revue d'Anthropologie, huitième année. Paris 1879. — 6. Marchand, Ueber das Hirngewicht des Menschen. Biolog. Zentralblatt. Bd. 12, Nr. 1. 1902. — 7. Weissenberg, Das Wachstum des Menschen. Stuttgart 1911. — 8. Ziehen, Psychologie des Entwicklungsalters in „Handbuch für Jugendpflege".

Langensalza 1913. — 9. Lamarck, Zoologische Philosophie, übers. von Lang. Leipzig 1903. — 10. Möbius, Geschlecht und Kopfgrösse. Halle 1903. Die dem Satze von Möbius zugrunde liegenden Beobachtungen, zu denen die Gallsche Lehre Veranlassung gegeben hat, sind nicht neueren Datums. Schon Magendie schrieb in seinem 1836 erschienenen Précis Élementaire de Physiologie: En général, le volume du cerveau est en relation directe avec la capacité de l'esprit. On aurait tort, cependant, de croire que tout homme ayant une grosse tête a necessairement une intelligence supérieure, car plusieurs causes indépendantes du cerveau peuvent augmenter le volume de la tête ou diminuer le volume du cerveau, celui de la tête restant le meme; mais il est rare qu'un homme distingué par ses facultés mentales n'ait pas une tête volumineuse." Neu ist eigentlich nur die Nachprüfung der Lehre Galls an der Hand eines genügend grossen Materials und die zahlenmässige Veranschaulichung dieser Verhältnisse, die erst die Einführung des Schularztsystems ermöglicht hat. (Vgl. die in Anmerkung 2 zitierte Arbeit.) — 11. Krause, Ueber Hirngewichte. Internationale Monatsschrift für Anatomie und Physiologie. Bd. 5. Leipzig 1888. 12. „. . . Ihm (Gambetta) fehlte der klare Blick und die ruhige Stetigkeit in der Verfolgung seiner Ziele. Mit grossen Worten kann man Massen elektrisieren, aber keine praktischen Aufgaben lösen, wo es darauf ankam, versagte Gambettas Begabung", sagt Brandenburg in seiner „Geschichte der Neuzeit". — 12. De Candolle, Zur Geschichte der Wissenschaften und der Gelehrten seit zwei Jahrhunderten, deutsch von Ostwald. Leipzig 1911. — 14. Baelz, Zeitschrift für Ethnologie. 33. Jahrg. 1901. S. 211 ff. — 15. Kaes, Die Grosshirnrinde des Menschen in ihren Massen und in ihrem Fasergehalt. Jena, G. Fischer. 1902. — 16. Die Ueberschätzung des sexuellen Faktors in der Aetiologie der Neurosen, deren sich Freud schuldig gemacht hat, wird vielleicht nicht besser charakterisiert als durch seinen Versuch, „die unzweifelhafte Tatsache der intellektuellen Inferiorität so vieler Frauen auf die zur Sexualunterdrückung erforderliche Denkhemmung" zurückzuführen. (Schriften zur Neurosenlehre. 2. Folge 1909. S. 192.) Vgl. meine diesbezüglichen Ausführungen im Neurol. Zentralblatt Nr. 19. 1910. — 17. Exner, Das Wachstum von Goethes Schädel. Oesterreichische Rundschau. Bd. 5. — 18. Möbius, Ausgewählte Werke. Bd. 3. Verlag von J. A. Barth in Leipzig. — 19. v. Hansemann, Ueber die Gehirne von Th. Mommsen, R. W. Bunsen und Ad. v. Menzel. Stuttgart 1907. — 20. James, Psychologie und Erziehung, deutsch von Kiesow. Leipzig 1908. — 21. James schliesst an diese Ausführungen die psychotherapeutisch interessante Bemerkung: „Der Gedanke, dass das spätere Leben des Schülers vielleicht ausschliesslich von den Begriffen abhängt, die ihm von dem Lehrer mitgeteilt werden, muss diesen in der Tat in eine gehobene Stimmung versetzen und ihn die Wichtigkeit seiner Mission fühlen lassen."

(Aus der Psychiatrischen Universitätsklinik in Jena.)

Heterosuggestion und hysterischer Suizid.

Von Dr. **J. H. Schultz.**

Eine bemerkenswerte, namentlich auch für den Psychotherapeuten interessante psychologische Einzelbeobachtung gibt mir Veranlassung, den folgenden Fall kurz mitzuteilen.

Die 32jährige, ledige in der Krankenpflege tätige X. Y. wurde im März ds. Js. in die Klinik eingeliefert, weil sie einen Selbstmordversuch durch Eröffnen der Pulsader gemacht hatte; die glatte Schnittwunde am linken Handgelenk reichte bis auf die Sehnen. Sonst ergab die körperliche Untersuchung nichts wesentliches, insbesondere keine Stigmata. Die Kranke war bei Begehung des Suicides menstruell.

Das beifolgende ärztliche Zeugnis lautete:

„Fräulein X. Y. aus W. ist am 20. März in das Krankenhaus aufgenommen worden, weil sie am selben Tage einen Selbstmordversuch gemacht hatte. Sie hatte sich die Schlagadern am Arm geöffnet. Aus der Patientin war zuerst sehr wenig herauszubringen. Sie gab an, dass sie selbst nicht wüsste, wie sie dazu gekommen wäre. Ihre Stimmung war außerordentlich wechselnd; sie war mitunter sehr vergnügt, meistenteils aber in einer sehr gedrückten und melancholischen Verfassung. Sie klagte dann darüber, dass die Menschen von ihr nichts wissen wollten, dass sie eine schlechte Person wäre, dass man sie beschwindle. Auch war sie zeitweise über den Ort, an dem sie sich befand, nicht orientiert; sie behauptete in Jena zu sein, bestritt, dass sie in Meiningen wäre u. dgl. m. Ihre Intelligenz erscheint, soweit sich dies feststellen liess, nicht gestört. Aus den Mitteilungen der Angehörigen und des Arztes Dr. B. in K. ging hervor, dass sie schon seit längerer Zeit, wenigstens schon seit einigen Wochen an geistigen Störungen leidet, die, wie auch hier im Krankenhause festgestellt wurde, vor allen Dingen in deprimierter Gemütsverfassung und Herabsetzung und Beschuldigung der eigenen Person, sowie in Wahnideen mannigfacher Art bestehen. Ob Halluzinationen bei ihr aufgetreten sind, konnten wir nicht feststellen. Es handelt sich bei Fräulein H. um eine akute Geistesstörung, wahrscheinlich um eine akute Paranoia, die mit hochgradiger Selbstmordgefahr verbunden ist und die deshalb die Ueberführung in eine geschlossene Anstalt notwendig macht."

Die Schwester, die die Kranke bei der Einlieferung begleitete, gab teils auf Befragen, teils spontan an:

„Ueber Geburt nichts bekannt. Hat zur rechten Zeit Sprechen und Laufen gelernt. Ueber Krankheiten in der ersten Lebenszeit nichts bekannt, später Keuchhusten. Von Bettnässen, Pavor nocturnus, Nachtwandeln nichts bekannt. War immer ein ruhiges Kind, träumte gern vor sich hin. (E. A.: als Kind „furchtbar blöde"; gab z. B. Blumenstrauss ab und gratulierte nicht bei entsprechenden Anlässen.) In der Schule (I. Bürgerschule in W.) lernte sie sehr leicht, war fleissig dabei. Sie war immer sehr strebsam, immer auf ihre Weiterbildung bedacht. Mit 14 Jahren kam sie in eine Haushaltungspension, ging dann in Stellung als Kinderfräulein, blieb lange in denselben Stellungen. Sie war jetzt verschlossener als früher, hatte meist andere Interessen, als ihre Umgebung, las gern wissenschaftliche Werke. Mit den Kindern verstand sie sehr gut umzugehen, schlug sie fast nie, blieb immer ruhig. Sie fühlte sich in ihrem Berufe ganz zufrieden. 1909 bis 1911 war sie in einer Anstalt für zurückgebliebene psychopathische Kinder (B.). Bekam dann eine Stellung in H., wo sie ein geistig zurückgebliebenes Kind unterrichtete ($2^1/_2$ Jahre lang). 1913 machte sie in W. einen Kurs für Säuglingspflege durch, hatte dabei viel zu arbeiten, da viel Kinder da waren und nur noch zwei andere Schülerinnen, die es nicht so genau nahmen, wie Patientin. Oktober 1913 bekam sie eine Stellung in H., nachdem sie im Juli ihr Examen mit „sehr gut" bestanden hatte. In H. blieb sie bis Mitte Januar 1914. Sie hatte dort drei Kinder (7, 4 Jahre, 10 Monate) zu besorgen, hatte durch die nervöse Mutter sehr zu leiden, ass auch sehr wenig. Die Leute waren ihr unsympathisch, die Kinder sehr verwöhnt. Bis auf den Keuchhusten hat Patientin nie eine Krankheit durchgemacht. Patientin hat in all ihren Stellungen sehr gute Zeugnisse bekommen.

Als sie von H. zurückkam, machte sie einen etwas aufgeregten Eindruck, ass seitdem sehr wenig, man musste sie immer mit Gewalt dazu zwingen. Sie behauptete, sie bekäme Schmerzen im Unterleib beim Essen. Sie betätigte sich wie früher etwas in W., ging dann für einen Tag zur Aushilfe nach A., um nach einem kranken Kind zu sehen (vor 2 Wochen). Abends bei der Rückkehr kam sie ganz ruhig an, behauptete, es wäre alles Schwindel, man habe sie zum Schein nach A. geschickt, man wolle ihr nicht wohl, spiele mit ihr Komödie. Nach 2 Stunden war sie wieder völlig klar, wunderte sich, dass sie

ihre Gedanken nicht hätte bemeistern können. Sie wurde dann zur Erholung zum Bruder auf die Rhön geschickt, hier wurde sie in den letzten 8 Tagen unruhiger, sagte man solle ihr Gift geben, sie sei eine Dirne, ihre Angehörigen wollten sie ins Zuchthaus bringen, auch die Damen im Säuglingsheim in W. hätten Böses gegen sie. Sie wurde dann ruhig, korrigierte alles. Vorigen Freitag schnitt sie sich die Pulsader auf, hatte vorher einen Zettel an die Angehörigen geschrieben, sie möchten ihr verzeihen. Sie meinte, die Familie wünsche es, dass sie sich das Leben nehme. Im Krankenhaus in M., wohin sie gebracht wurde, wurde sie wieder ruhiger. Zu den Angehörigen, die sie über W. nach J. brachten, äusserte sie, nun sei ihr ganzes Leben verpfuscht, sie hätte lieber sterben sollen, die Menschen wollten sie ja auch alle vergiften und die Familie hätte sie nur deshalb auf die Rhön geschickt, um sie los zu sein. Sie weint viel und hat jetzt nicht mehr die Einsicht, dass ihre Gedanken krankhaft seien."

Der Schwager gibt noch an, dass Patientin vor drei Wochen zum ersten Male geäussert habe, dass alles Schwindel sei, dass man nur Schlechtes mit ihr im Sinn habe usw. Das sei eines Morgens beim Aufstehen gewesen, sie habe das gegen die Mutter geäussert. Die nahm an, dass Patienten träumte, da sie sich schnell beruhigen liess.

Ueber die Tat selbst gab die Mutter noch an:

„Am Tage nach dem Suizidversuch habe ihre Tochter ihr völlig klar über alles Auskunft gegeben und sich selbst nicht verstanden. Sie habe ihr gesagt, sie habe sich die ganzen letzten Wochen nicht so frisch gefühlt, jetzt seien Menses gewesen. Sie sei mit ihrem Bruder, bei dem sie zu Besuch war und dessen kleiner Tochter, die sie immer „Hexlein" genannt habe, spazieren gegangen, als sie oben auf einem Berg waren, sei ganz plötzlich in ihr der Gedanke hochgeschossen, sie selbst sei ja eine Hexe und ihr Bruder habe sie auf den Berg geführt, um sie hinunterzustossen als Hexe. Da habe sie furchtbare Angst bekommen und Unruhe und sofort den Gedanken ihrer Schlechtigkeit, sie behexe alle und sei nicht wert zu leben."

In der Beobachtungszeit hier zeigt sich die Kranke labil, ein wenig theatralisch und eigenartig in Worten und Bewegungen, gelegentlich etwas ängstlich und gehemmt. Sie zeigt in Kleidung und Benehmen, dass sie gern etwas Besonderes sein wollte, wie das auch ihre Mutter, eine einfache Frau mit viel „gesundem Menschenverstand", immer bemerkte. Ihre intellektuellen Leistungen standen sicher über dem Durchschnittsniveau, ihr affektives Leben war reich entwickelt und regsam. Sehr auffallend war ihre fast völlige Verschlossenheit.

So gelang es erst gegen Ende der Beobachtung, näheren Einblick in ihr subjektives Leben zu erhalten; in H. lernte sie eine spiritistisch interessierte Dame kennen, mit der sie bald innige, vielleicht auch erotische Freundschaft verband. Dem anderen Geschlecht gegenüber will Fräulein X. Y. stets ganz unempfindlich gewesen sein.

Unter dem Einflusse negativen Affekts und körperlicher Erschöpfung entwickelten sich nun bei ihr Zustände geistiger Haftfähigkeit für psychische Eindrücke, in denen sie beliebig einwirkenden Beeinflussungen kritiklos unterlag; das Eintreten solcher „verdrehter" Zustände bemerkte

die Kranke selbst; sie kämen und gingen, liessen sich gelegentlich niederkämpfen, vielfach auch nicht.

Während Fräulein X. Y. sonst immer angab, sie wisse nicht, wie sie zu ihrer „impulsiven" Handlung gekommen sei, gelang es einmal, sie — stets mit Widerstreben — zu einer eingehenden Aussprache zu bewegen, die folgendes ergab:

„Es sei bei der letzten Herrschaft die ersten drei Wochen gut gegangen, dann sei alles nicht recht gewesen. An der Behandlung des Baby sei alles Mögliche geändert worden, teils, wie Patientin meint, um sie zu schikanieren, teils, weil die Mutter nicht wusste, was sie wollte. Patientin bekam Vorwürfe wegen aller möglichen Vorkommnisse. Aus H. deprimiert und erschöpft heimgekehrt nach W.; im Säuglingsheim, wo Pflegerinnen krank waren, habe sie ausgeholfen. Dort sei sie von der Oberin, Frau v. E., sehr freundlich empfangen; diese bot ihr Gehalt an, was sie in Hinblick auf die dort genossene Ausbildung abgelehnt habe; das Lob der Oberin erschien ihr wie Ironie, auch fielen Worte, wie „Komödie" (Patientin besinnt sich stark, klagt „mir kommen die Gedanken durcheinander"). Zugleich bemerkte sie unerquickliche Verhältnisse im Säuglingsheim; jede Schwester klagte bei ihr über die andere und meinte, ihr würden die Schülerinnen abspenstig gemacht; beim Essen fielen allerlei bedeutsame Worte: „es sei alles Lüge", „würden lauter Lügen gemacht." Patientin kam sehr unglücklich zu ihrem Bruder. „Verdrehte" Zeiten wechselten mit „normalen". Sie merkte es, wenn die „verdrehten" Zeiten kamen und suchte sie vergebens zu unterdrücken. In den „schlechten" Zeiten meint sie, Frau v. E. habe etwas gegen sie, sie (Patientin) müsse bald ins Gefängnis usw.; über diese dauernden Reden aufgebracht rief ihr der an und für sich gutmütige Bruder, an dem sie sehr hängt (4 Jahre jünger) zu: „Wenn du was gemacht hast, nimm ein Handtuch und häng dich auf"; danach folgten einige normale Tage. Die Aeusserung selbst machte angeblich keinen tieferen Eindruck. Als Patientin nach 3 bis 4 Tagen wieder das Kommen eines „verdrehten" Zustandes spürte, suchte sie wieder vergeblich, dies zu unterdrücken. Sie wurde verändert, ging in diesem Zustande in das Schlafzimmer des Bruders, nahm sein Rasiermesser und schnitt sich. „Ich tat es nicht gern, ich widerstrebte, aber ich musste."

Die Beobachtung scheint mir hier von Interesse, weil sie sich am leichtesten so deuten lässt, dass unter dem Einflusse verschiedenster psychischer und physischer Momente Zustände von gesteigerter Suggestibilität bei der Kranken entwickeln, in denen sie bald ein beliebiges Wort in krankhafter Weise auf sich bezog — die „Hexlein"-Episode —, bald einem in Unmut hingeworfenen Worte eines ihr Nahestehenden mit der Hemmungslosigkeit einer Hypnotisierten folgte: „ich tat es nicht gern, ich widerstrebte, aber ich musste"; auch die „Inkubation der Suggestion" wird innegehalten.

Eine nähere Analyse scheitert daran, dass die Kranke erklärt, die Besprechung dieser Dinge greife sie zu sehr an; sie wurde bald von ihren Angehörigen abgeholt. Doch dürfte das Material genügen, um in diesem Falle einen etwas näheren Einblick in den Mechanismus einer der gefürchteten „hysterischen Impulsivitäten" zu gewinnen. Wie viel der Fall als ganzer restlos in die Hysterie einzubeziehen ist, braucht für die vorliegende Fragestellung nicht näher erörtert zu werden.

Bedürfen die Psychopathen einer besonderen Erziehung?

Von **Gustav Major**, Berlin, Seehof, zurzeit im Felde.

Man kann unsere Zeit die der Verordnungen und Veränderungen nennen, womit aber durchaus nicht gesagt sein soll, dass alle Veränderungen und Neuverordnungen uns einen Schritt vorwärts bringen müssen. Es gibt genug neue Verfügungen, die den alten Stand wieder herstellen, nachdem sich im Laufe der Zeit etwas anderes eingeschlichen hatte, es gibt auch neue Verordnungen, die gar nichts Neues bringen, sondern die das Alte nur anders gruppieren, die dem Alten einen neuen Namen geben, und noch andere Verfügungen bringen uns sogar Verschlechterungen. Jeder kennt genügsam solche hohe Bureaukratie, ich will mich hier nur auf die Verordnungen des Kult beziehen und im besonderen die Verordnungen, die die Schule betreffen, beachten.

Alle Jahre kommen neue Bestimmungen heraus über den Lehrplan, über den Lehrstoff, über die Verteilung der einzelnen Stoffe und Stunden usw. Bald soll ein Unterrichtsgebiet erweitert, bald eingeschränkt, bald soll diesem, dann jenem Gebiete mehr Beachtung geschenkt werden. Sieht man sich die Bestimmungen genauer an, so sind sie meist nichts, als eine geschickte Verschiebung des Alten. Die Leistungen der Kinder sollen immer höher geschraubt werden. Mehr Stoff auf jeden Fall.

Kein ernster Erzieher wird seine treueste Mitarbeit versagen, wenn es gilt, die Bildungsstoffe den Kindern zu vermitteln, deren sie bedürfen, um den Kampf ums Dasein erfolgreich zu bestehen. Das Leben draussen ist hart und brutal, es fordert, und wer nicht standhält, der unterliegt einfach. tausend andere treten an die frei gewordene Stelle. Dies kalte „Du musst, Du sollst“, drängt sich schon in die Kinder- und Schulstube, wir können unsere Kinder nicht davor bewahren, nur tüchtig machen können und sollen wir sie, diesen eisigen Forderungen genügen zu können. Die körperlichen und seelischen Kräfte der Jugend sollen wir spannkräftig und widerstandsfähig machen, energische, zielbewusste, sich schnell und richtig entscheidende, umsichtige Menschen brauchen wir, sie allein werden unangefochten und glatt durchs Leben kommen, und dazu soll die Schule die Wege ebnen, dazu soll die Schule den Grundstock legen. Auf ein wenig mehr Können und Wissen kommt es wahrhaftig nicht an, lernen doch unsere Kinder in der Schule fast durchschnittlich Dinge, die sie schnell vergessen müssen, wenn sie ins Leben treten. Auf das Viel kommt es nicht an, sondern auf das Wie des Wissens, nur der, der sein Wissen anwenden, der sich in die gegebenen Umständen einfinden,

der sein totes Schulwissen lebendig machen kann, hat Aussicht, ohne besondere Schwierigkeiten seinen Lebensweg zu gehen.

Das Schulziel hat sich somit verschoben; nicht Vielwisser, sondern praktisch denkende Menschen sollen gebildet werden, durch Arbeit sollen die Kinder für die Arbeit des Lebens erzogen werden. Dies ist das Ziel. Der Staat hat das gesamte Schulwesen monopolisiert, er allein will die Jugend bilden und fürs Leben tüchtig machen. Er diktiert denen, die aus irgend welchen innern oder äussern Gründen ihre Kinder nicht in die öffentliche Schule schicken wollen, die Stunden- und Lehrpläne, er kontrolliert ihren Unterricht und behält sich die Ausstellung eines Zeugnisses über die erlangten Fähigkeiten vor. Wenn der Staat das alles für sich in Anspruch nimmt, so hat er die Pflicht, dafür zu sorgen, dass jedes Kind durch seine erziehlichen Institutionen so gefördert werde, dass es ins Leben hinaustreten kann. Hier sind wir nun auf einen toten Punkt gekommen, der Staat allerdings glaubt auch heute noch, dass alles in bester Ordnung sei in seinen heiligen Schulhallen, dass jedes Kind zu seinem Rechte kommt. So sehr es einem unter die Feder will, Kritik zu üben an den allgemeinen Erziehungsmassnahmen des Staates, so sehr müssen wir es uns versagen, da wir nur dies eine im Auge behalten wollen, ob alle Kinder ihren Anlagen und Kräften entsprechend gefördert werden.

Der Staat hat die öffentliche Schule als Institution für Gesunde geschaffen, für gesunde Kinder sind alle erziehlichen und unterrichtlichen Massnahmen zugeschnitten. Gesunde können allenfalls durch die heutige Schule tüchtig gemacht werden fürs Leben. Allenfalls! Doch alle die, deren Seele oder Körper nicht ganz den Anforderungen der öffentlichen Schule entsprechen, werden nicht so gefördert, wie sie es könnten bei voller Berücksichtigung ihrer Wesenheit. Aber auch sie haben das Recht, diese Ausbildung verlangen zu können, genau so, wie die Gesunden. Es liegt hier eine Unterlassung des Staates vor. Wenn er auch schon Idioten, Schwachbefähigte, Blinde, Krüppel, Verwahrloste in besonderen Anstalten und Schulen zwecks entsprechender Ausbildung sammelt, so kann man ihm doch den Vorwurf nicht ersparen, dass er gerade für die Kinder nicht sorgt, die die beste Aussicht auf Erfolg bieten unter all den Anormalen an Körper und Geist. Sicher hat der Staat sich im stillen damit getröstet und selbst getäuscht, dass diese Kinder auch in der öffenlichen Schule zu tüchtigen Menschen erzogen werden könnten.

Wenn irgend ein Arbeitgeber von seinen Arbeitern erhöhte Leistungen fordert, so gibt er ihnen die Mittel in die Hand, dies zu können, er schafft ihnen die Möglichkeit, schneller zu arbeiten durch Einstellung neuer Maschinen, durch besseres Material, oder durch ein neues verkürztes Verfahren. Der Schulgesetzgeber verlangt auch immer

mehr und intensivere Schularbeit, gibt den Lehrern aber keine Mittel zur Hand, die ihnen zur Erreichung dieses Zieles behilflich sein könnten. Maschinen kann er nicht einstellen, wohl könnte er für bessere und ausreichende Lehrmittel Sorge tragen und dem Lehrer mehr Bewegungsfreiheit im Unterricht geben. Ein besseres, verkürztes Verfahren kann der Schulgesetzgeber nicht einführen, da er es selber nicht kennt, er kennt lange nicht alle Schulen und Altersstufen, kann also nicht fördernd wirken in dieser Linie. Aber besseres Material kann und soll er dem Lehrer geben, behindernde Nebenerscheinungen soll er wegräumen, das kann er, ohne auf allen Stufen selbst unterrichtet zu haben. Tut er das nicht, so schiebt er die Schule selbst in das Geleise: Drillmaschine, Drillanstalt. Und das will er nicht. (Wenigstens tut er so, als sei sein Ziel ein anderes.)

Wenn nun auch alle die oben genannten Kinder aus der Schule entfernt sind, so verbleiben der Schule noch genug hindernde Elemente, die sich selbst, der Schule und den anderen Kindern eine direkte Gefahr sind, die dringend einer besonderen Ausbildung und Erziehung bedürfen. Es sind die Psychopathen, jene Sorgenkinder, die tagaus, tagein die Disziplin untergraben, die die anderen Kinder zu allerhand tollen Streichen veranlassen, die sich ständig mit den Schulgesetzen in Konflikt bringen, die niemals ihre Schularbeiten anfertigen, die durch ihre Unaufmerksamkeit Lehrer und Schüler im ruhigen Arbeiten hindern. Jeder kennt sie, die Schwererziehbaren, die Schule und Elternhaus ein Rätsel sind, jeder weiss es von seinen Kindern oder aus der eigenen Schulzeit, dass diese Kinder eigentlich nicht in die Schule gehören. Diese Kinder mit ihrem gesteigerten Affekt- und Triebleben, ihrer grossen Willens- und Urteilsschwäche, ihren Stimmungsschwankungen, verhindern infolge ihrer Konzentrationsmängel den ruhigen, steten Fortgang des Unterrichtes, und die anderen Kinder können sich in das Gebotene nicht einleben und einfühlen, fortgesetzt werden sie gestört durch die Psychopathen. Nun geht aber nicht nur diese Zeit verloren, sondern mindestens die doppelte, da alle Kinder erst wieder eine gewisse Zeit gebrauchen, sich zu sammeln, damit sie wieder ihre Aufmerksamkeit ungeteilt dem Unterrichte zuwenden können. Erst, wenn der gewollte Hauptreiz wieder der stärkere geworden ist, kann die alte Höhe der Leistungen erreicht werden. Die verlorene Zeit muss durch ein schnelleres Tempo wieder eingeholt werden, oder es bleibt mehr der häuslichen Arbeit überlassen. — Jede Klasse hat ein oder mehrere zarte, mehr gefühlsmässig veranlagte Kinder, die durch die fortgesetzten Unarten und die dadurch bedingten Strafen seelisch leiden, vielleicht sogar leiden fürs ganze Leben, andere wieder können durch Taten der Psychopathen falsch gerichtet werden in ihrem Streben und Wollen. Es erleidet somit der Schulbetrieb Einbusse durch die Psychopathen, andere Kinder können

Schaden nehmen und die Psychopathen selbst werden nicht zur Gesundung geführt, so dass sie als wilde Reiser und als Schädlinge ins Leben treten, sich und der Gesellschaft zum Nachteil.

Diese absolute Tatsache darf dem Schulgesetzgeber nicht verschwiegen werden, damit man uns nicht sagen kann, wir seien Umstürzler und Neuerer, die um alles nur etwas Neues finden wollen. Wir würden ganz gewiss keine neuen Forderungen erheben, wenn es nicht notwendig wäre, da wir sehr wohl wissen, dass in der Erziehungsarbeit vor allem Ruhe not ist. Und Ruhe möchten wir der Schule, den Kindern geben, daher unsere Forderung nach besonderer Fürsorge für die Psychopathen.

Gemeint sind nicht etwa die sog. Schultaugenichtse, die sich auch allerhand zu schulden kommen lassen, die gleich den Psychopathen unwahr, unaufmerksam, träge, widerspenstig und vorlaut sind; für sie wollen wir nicht die Forderung nach besonderer Fürsorge erheben, da sie auf andere Weise, durch strenge Arbeitserziehung zu brauchbaren Menschen herangebildet werden können. Der Schultaugenichts, der verkommene, verlogene und faule Strick ist mit Bewusstsein so wie er ist, seine antisozialen Eigenschaften können das Produkt einer falschen Erziehung sein, oder aber sie sind einfache Nachahmungen der Taten anderer. Er weiss aber stets, dass er etwas Böses, Unerlaubtes tut. Der Psychopath dagegen weiss nie von seiner Tat, dass sie unerlaubt ist, er findet, dass sie durchaus berechtigt war und niemand überzeugt ihn, da die Tat seiner Wesenheit konform ist. Beide Kinder werden aber in der Schule, wo niemand den Unterschied in den Motiven erkennt, gleich behandelt. Selbstverständlich muss der Erfolg ein sehr verschiedener sein, der Taugenichts empfindet die Strafe als berechtigt, wenn er es auch nicht eingesteht, der Psychopath dagegen fühlt sich ungerecht behandelt, er lehnt sich weiter gegen die Ordnung auf und durch fortgesetzte falsche Behandlung wird sein Gemüt verdüstert und verstimmt. Hass, Trotz, Groll und Rachsucht greifen Platz und gewinnen wohl bald die Ueberhand. Gleichgültigkeit, Teilnahmlosigkeit, Undankbarkeit, Anmassung, Selbstüberhebung, unberechtigter Stolz, Schadenfreude, Habgier, grenzenloser Geiz, das sind die Gefühle, die allmählich an Stärke zunehmen und die bald das Tun bestimmen. So wird durch die falsche Behandlung in der Schule der Psychopath immer mehr in seiner gesellschaftsfeindlichen Neigung vorwärts gedrängt, und auf diesem Boden erwachsen später Wüstlinge, Verbrecher, Vagabunden, Prostituierte, Hochstapler und Betrüger. Schuld an dieser Entwicklung trägt die Schule, die sich dieser Kinder nicht beizeiten entledigte, Schuld trägt die Gesellschaft, die nicht umfassend für sie sorgte.

Nachstehend sollen zwei Fälle angeführt und analysiert werden, die während der Schulzeit als verdorben und faul galten, bei denen niemand die anormale Veranlagung erkannte.

L. W., 12 Jahr alt, besuchte die Quinta eines humanistischen Gymnasiums. Die häusliche Erziehung war eine durchaus mangelhafte, „man hatte für L. keine Zeit.“ Der Vater war stark beruflich beschäftigt, und die Mutter war gesellschaftlich sehr in Anspruch genommen. Der Vater war Alkoholiker und starker Raucher, die Mutter hysterisch und ziemlich leichtlebig. So findet gar manches von der Norm Abweichende hier seine Erklärung, trotzdem war L. nicht der Taugenichts, sondern ein krankes Kind.

Von der frühesten Kindheit ist nichts Auffallendes zu berichten, doch erwies sich L. als ein ausnehmend intelligentes Kind. Er stellte oft von grossem Interesse zeugende Fragen und konnte Geschichten gut nacherzählen. Geweint hat er als Kind niemals. Mit dem Schulbeginn zeigte er eine grosse Oberflächlichkeit und einen grenzenlosen Leichtsinn, der von Jahr zu Jahr sich steigerte. Alles in der Schule „war lächerlich leicht und blödsinnig langweilig und einfach“. „Da braucht man gar nicht aufzupassen und hinzuhören, das alles kann man so.“ Und er lernte wirklich auch alles spielend. Seine schriftlichen Arbeiten aber waren flüchtig und oberflächlich. Alle Lehrer hielten ihn für einen besonders begabten, aber sehr leichtsinnigen Schüler. War irgend etwas in der Klasse geschehen, war die Tafel beschmutzt, die Tinte verschüttet, die Bücher versteckt, die Kreide verbraucht, so war er es gewesen, oder er war dabei gewesen, meist hatte er es angestiftet. Wurde der Unterricht gestört, so war er es oder es ging von ihm aus. Auf der Strasse, auf dem Schulhof war er der Tollste. Mit zunehmendem Alter wuchsen auch seine Unarten. Von seinen Lehrern sprach er jetzt verächtlich, über seine Kameraden machte er sich lustig, wegwerfend sprach er von denen, die er nicht leiden konnte. Spottgedichte verfasste er auf verhasste Schüler und Lehrer.

Seine Schularbeiten fertigte er selten zu Hause an. Er sagte selbst seinem Lehrer, dass er niemals zu Hause Latein lerne, das brauche er nicht, die Hälfte behalte er so und die andere Hälfte sähe er sich schnell vor dem Unterricht an und dann könne er es. Dann kam es vor, dass er in den Pausen ruhig war, er musste lernen.

Gepaart mit seinem grossen Leichtsinn war eine nicht minder starke Renommiersucht. Er war stets der Tüchtigste, Mutigste, Schlauste und Unternehmendste, er konnte alles am besten. Und dabei war er ein Feigling. Furcht allerdings kannte er nicht, doch war dies nicht der Ausfluss besonderen Mutes, sondern ihm fehlte einfach das Vermögen, die Gefahr abzuschätzen. So wie er kann keiner reiten. „Ich bin über eine Allee galoppiert. Das kann niemand. Aber ich kann es mit meinem Hengst. Schwupp, Sporn in der Seite, Kopf hochgerissen — hui! darüber ist er.“ Er hatte eine kleine Vogelflinte daheim, mit der er sich im Schiessen übte. Alle möglichen Tiere schoss er, sogar die Elster im Fluge.“

Je älter er wurde, desto mehr bevorzugte er zotige Lieder und Reden, und auch darin war er Meister. Stets hatte er „einen saftigen Witz auf Lager“. Jetzt begnügte er sich nicht mehr mit Spottgedichten auf die Lehrer, er dichtete seinen Lehrern irgend welche Vergehen an.

Der Erfolg aller Strafe war gleich Null: „Ich mache mir nichts daraus.“ Und er tat es auch nicht. Strafarbeit, Nachsitzen, Arrest, schlechte Zensuren im Betragen, Ausschluss von irgend welchen Veranstaltungen der Schule usw., alles liess ihn kalt. Er war unverbesserlich. Niemals zeigte er auch nur eine Spur von Reue.

Durch sein Prahlen, Necken, Lügen, durch sein anmassendes Wesen verlor er die Zuneigung und Freundschaft seiner sämtlichen Kameraden. Und doch hörten sie ihm alle wieder gern zu, wenn er erzählte. Er verstand aber auch anziehend und spannend zu erzählen, immer drehten sich die Geschichten um seine Person, er war immer der Held gewesen. Keiner wagte zu widersprechen, er hätte ja L.s Zorn auf sich gelenkt und das wollte niemand. Nichts konnte L. mehr reizen als offenkundige Verachtung oder Widerspruch anderer, er sprang dann auf den Betreffenden los und verhaute ihn, trat, biss, kratzte, schlug, bis er versprach, ihn in Ruhe zu lassen. „Die anderen alle sind schlappe Kerls, die sich alles gefallen lassen.“ Dabei war er gar nicht einmal der stärkste, aber jeder fürchtete seine Wut.

War er einmal sehr toll gewesen oder hatte er sich einen Strafzettel verdient, so versprach er, besser zu werden. Und er wurde auch besser, eine Stunde oder zwei, und dann begann das alte Lied. Zu Hause nahm er sich alles Mögliche vor, er wollte Landwirt werden und ging einen Tag zum Gärtner arbeiten oder richtiger, ihn von der Arbeit abhalten. Morgen wurde er Förster, Offizier oder Jockey, Pastor oder Richter, Luftschiffer usw., alles einen Tag lang, dann war's vorbei. Nur Lehrer wollte er nicht werden, „die Bengels ärgern einen so.“

Mit nicht ganz 12 Jahren ergab sich unser kleiner Knirps heimlich dem Alkoholgenuss, was uns ja nicht besonders Wunder zu nehmen braucht. Einmal erwachte er morgens nicht zur Zeit. Er wollte seine Kameraden auch dazu überreden, und so kam die Sache heraus, und er musste von der Schule.

L. war nicht ein verdorbener Junge, der aus Lust an der bösen Tat Unrecht beging, er konnte nicht anders, er musste immer wieder Unfug anstiften, immer wieder tun, was er nicht tun wollte. Es fehlte ihm jeder Maßstab für die Beurteilung seiner Handlungen. Von klein auf war er schon so. Wäre er ein verkommener Knabe gewesen, so hätte er seine Uebeltaten bei seiner hervorragenden Intelligenz wohl zu verbergen gewusst, ihm aber kam gar nicht der Gedanke des Vertuschens seiner Handlungen. Geleugnet hat er auch nicht, wurde er gefragt, ob er das getan hätte, so sagte er ohne irgend welche innere Anteilnahme „ja“.

Was wird nun dieser Junge ohne richtige, sachgemässe Leitung? Sicherlich geht er die Bahn des Verbrechens. Er ergibt sich in ausgiebigster Weise dem Alkoholgenuss, dieser wieder zieht sexuelle Ausschweifungen mit sich. Mit guten Freunden und Dirnen verbringt er das Geld. Hat er einmal nicht genug Geld, so greift er sicher in die Kasse seines Vaters oder Chefs. Er wird noch tiefer sinken, wird Wechselfälscher, Betrüger, Hochstapler werden. Und warum? Weil niemand seine pathologische Veranlagung erkannte und ihn in ein Heilpädagogium schickte. Die Schule trifft der schwere Vorwurf, dass sie sich viel zu lange mit ihm abgequält hatte, und sie hätte es doch nicht gebraucht, da in dieser Hinsicht die höheren Schulen besser daran sind, als die Volksschulen: wer sich nicht fügen will, geht. Warum man ihn so lange behielt, weiss ich nicht, es kann sehr wohl sein, dass die Lehrer, wenn sie ein Herz für den Jungen hatten — und das muss man annehmen — immer noch glaubten, dass sie einen tüchtigen Menschen aus ihm machen könnten. Die Eltern merkten nichts, „sie hatten ja keine Zeit", sie entschuldigten alles, was er tat, vielleicht waren Vater und Mutter in ihrer Jugend auch nicht viel anders gewesen.

Diesem Knaben ist zu helfen. Durch eine zielbewusste, konsequente Arbeitserziehung, die manchmal auch mit Zwang vorgehen muss, kann man seines bodenlosen Leichtsinns und seiner Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit Herr werden, man braucht nur diejenige Beschäftigung herauszusuchen, die ihn einigermassen fesselt und muss selber mitarbeiten.

W., 12 Jahre alt, ist gleichfalls der Sohn eines Alkoholikers. Der Vater ist syphilitisch und von schwächlicher Konstitution. Die Mutter hat zeitweise Wahnvorstellungen. Die Eltern lebten getrennt. Der Junge war bei der Mutter, doch suchte ihn der Vater heimlich zu sehen und zu sprechen, er verhetzte dann den Jungen, so dass dieser unter einer solchen Erziehung leiden musste, zumal auch die Mutter nicht sehr zurückhaltend in ihrem Urteil über den Vater war.

W. zeigte Degenerationszeichen an den Zähnen und Genitalien. Die Eckzähne waren schneidezahnartig gebildet, und alle Zähne hatten tiefe Risse und Löcher. Die Augenbrauen waren buschig und berührten sich auf der Nasenwurzel. Er war ständiger Bettnässer und starker Masturbant.

In frühester Jugend ist er einmal von einem Heuwagen auf den gepflasterten Weg gefallen; er blieb längere Zeit bewusstlos, ob er erbrochen, konnte niemand angeben. Hierauf kann man seine starke Neigung zu Ohnmachts- und Schwindelanfällen zurückführen. Morgens vor der Schule erbrach er nicht selten. Sein Schlaf ist sehr beeinträchtigt. Zunächst schläft er sehr schwer ein und dann wälzt er sich unruhig hin und her. Schwere Träume quälen ihn. Er sieht Männer, die weisse Hosen anhaben oder grosse schwarze Tiere, die ihn mit ihren grossen

Zähnen beissen wollen. Schlangen kommen und wollen ihn beissen. Dann steigt er in seiner Angst aus dem Bett, geht ans Fenster, zerschlägt eine Scheibe und will hinausspringen. Einmal ist er hinausgesprungen. Manchmal hat er diese Verfolgungsideen auch am Tage; er hat leichte Phoasmen und Visionen. Allerhand Pläne beschäftigten ihn: er muss Luftschiffer werden, um alle Zeppeline zerstören zu können und um Tauben zu schiessen. Er muss einen Schlangenbändigerverein gründen usw.

W. kann aus ganz geringen Anlässen sehr zornig werden, dann tritt, schlägt und stösst er jeden, der ihm nahe kommt, wirft mit allem, was er erreichen kann, wirft auch die Gegenstände, die er in Händen hat, auf die Strasse, zum Fenster hinaus. Diese seine Zornmütigkeit liess ihn manchmal sogar den Unterricht stören. Hatte er irgend etwas in der Pause oder in der Stunde mit einem Kameraden, so konnte es vorkommen, dass er seinen Nebenmann ganz unvermutet im Unterrichte schlug.

Er war ganz auffallend zerstreut und unaufmerksam, nichts von dem Unterrichtsstoff fesselte ihn auch nur für ganz kurze Zeit. Da fuhr eine Elektrische vorüber, ein Auto sauste vorbei, ein Vorortzug pfiff, eine Fabrikpfeife ertönte usw., alle diese Nebensachen zogen seine Aufmerksamkeit nach sich und so konnte er nicht folgen, so dass seine Leistungen ganz schlechte waren. Man schleppte ihn ein paar Jahre in der Schule mit, da er gerade nicht oft den Unterricht störte und strengere Massnahmen nicht geboten erschienen. Endlich kam er in die Hilfsschule (!). Hier ging es viel schlechter. Seine Intelligenz war besser als die seiner Kameraden und so stiftete er mit ihnen lauter Unsinn an, er verleitete sie zu Untaten, so z. B. zu einem Raubzug auf die Laubenkolonien.

Dies Beispiel zeigt ganz deutlich, dass Psychopathen durchaus nicht in die Hilfsschule gehören, da sie dort direkt schädigend wirken dank ihrer höheren Intelligenz. Sie belasten die Hilfsschule noch schwerer als die Schule für Normale.

Und noch ganz kurz ein drittes Beispiel.

T. F., 9 Jahre alt. Der Vater war früher Privatdozent gewesen, ist aber durch alkoholische und sexuelle Exzesse vollständig gesunken, so dass ihm sein Sohn genommen wurde. Ueber die Entwicklung in der frühesten Kindheit konnte er nichts angeben.

T. war ein intelligenter Junge, ein vollendeter Gauner. In der Schule hatte er im Nu die Unterrichtsstoffe erfasst und sass dann da und neckte die andern, spielte und machte seine ganze Nachbarschaft mobil. Immer war T. der Anführer gewesen. Der Lehrer wusste sich nicht anders zu helfen, als ihn zu strafen und ihn auf die vorderste Bank zu setzen. Nicht selten bekam er nach einer Strafe einen Ohnmachtsanfall und entging so oftmals einer anderen Strafe. In der Familie, wo

er in Pflege war, machte er es noch ärger. Da ärgerte er die Frau bis aufs Blut, war faul, grossmäulig, anmassend und frech. Bis zu seinem 9. Jahr hatte er nur 35 Pflegestellen gehabt. Keiner wollte ihn behalten, jeder war froh, wenn er ihn los war.

Bei uns hat er auch zweimal versucht, Krämpfe zu bekommen. Das erstemal war er gefallen und hatte eine Beule am Kopf. Als er dies merkte, bekam er Krämpfe; er machte seine Sache so gut, dass mein gesamtes Personal bestürzt war und mich sofort holte. Ich hatte den Fall beobachtet und gesehen, dass er munter und vergnügt aufgestanden war. Auch fiel mir sofort auf, dass er ganz frisch im Gesicht aussah, während und nach dem Anfall. Ich prüfte die Pupillenreaktion und sah, dass er simulierte.

Ich sagte: Das ist gefährlich, da muss ich die Beule am Kopf aufschneiden, bat um ein Skalpell und um eine Rute. Als ich beides hatte, bat ich den Lehrer, T. jetzt ja recht fest zu halten, da ich jetzt schneiden wollte. Da erwachte T. plötzlich. „So," sagte ich, „diesmal sei es Dir noch geschenkt, das nächstemal aber muss ich die Rute gebrauchen, sobald Du wieder einen Anfall bekommst." Er hat noch einmal einen Anfall bekommen, als ich verreist war, aber er hat nicht lange gedauert. Meine Frau, die gerufen wurde, sagte nur: „Mein Mann kommt gleich, der wird schon helfen können." Da waren wieder die Krämpfe vorüber. Und von nun an hat er nie gewagt, wieder Krämpfe zu bekommen.

Was nützt den Psychopathen die Familienpflege? 35 Pflegestellen hat T. gehabt, 35 Familien und verschiedene Lehrer haben sich vergeblich bemüht, durchgreifend erzieherisch zu wirken. Den Stock haben sie alle gehörig angewendet, doch ohne Erfolg, unsere sachgemässe Behandlung liess ihn ohne Stock gesunden.

So oft man für eine besondere Fürsorge für Psychopathen eintritt, hört man die Entgegnung, dass doch bis heute die Erziehungsmaßnahmen genügt hätten, und nun mit einem Male sollen sie nicht mehr genügen? Es scheint das somit nur eine Schrulle einiger Fanatiker oder eine übertriebene Forderung derselben zu sein, da sie auf jeden Fall etwas Neues schaffen müssen. Es wird auch weiter noch genügen, (dass man die Psychopathen falsch unterbringt!) sofern niemand ernstlich auf die Gefahren aufmerksam macht. Eine Gefahr, die unerkannt bleibt, ist eben keine Gefahr, erst mit dem Momente, wo sie der Menschheit sich als Gefahr dokumentiert, erst wenn jemand auf dieselbe aufmerksam macht, ist es eine Gefahr geworden, d. h. eine bewusste und ge- und erkannte Gefahr. So auch hier. So lange niemand die Wesenheit der psychopathischen Konstitution genau studiert und festgelegt hatte, so lange niemand die Nachteile und Schäden der bisherigen Erziehung beobachtet und registriert hatte, konnte man von einer Gefahr nicht reden. Heute

jedoch, wo das Wesen dieser Erkrankung sicher erkannt ist, wo man weiss, dass jeder psychopathischen Konstitution eine Tendenz zum Irrsinn innewohnt, oder dass sie den Patienten dem Verbrechen, der Vagabondage oder der Prostitution entgegentreibt, wo ferner sicher erwiesen ist, dass viele erwachsene Verbrecher Psychopathen sind, die alle nicht das geworden wären, was sie sind, wenn sich ihnen frühzeitig helfende Hände geboten hätten, wo die Heilerziehungsheime für Kinder höherer Stände den unumstösslichen Beweis der Erziehbarkeit, Gesundung oder wesentlichen Besserung der psychopathischen Konstitutionen erbracht haben, heute darf nicht mehr gesagt werden, es bestehe für diese Kinder keine Gefahr, heute kann niemand mehr behaupten, dass die alten Erziehungsmöglichkeiten noch genügen.

Wo werden denn die Psychopathen heute noch erzogen? Zunächst finden wir sie alle in der Schule, woselbst sie so lange verbleiben, bis sie durch irgend eine strafbare Handlung oder durch auffallende psychische Anomalien oder durch grobe Verstösse gegen die Schulordnung ihren ferneren Aufenthalt dort unmöglich gemacht haben. Sehen wir von der Schule ab, da wir die Gefahren eingangs gekennzeichnet haben, die für Psychopathen, ihre Kameraden und für die Schule selbst vorhanden sind und gehen wir mit dem Kinde, das sich straffällig gemacht hatte. Entweder kommt es in Familienpflege oder in eine Fürsorgeanstalt. Die Familienpflege würde noch die besten Aussichten auf Erfolg bieten, wenn sich genug Leute fänden, die mit einem natürlichen psychologischen Scharfblick begabt, das Richtige oft instinktiv ahnen und so ihre Behandlung leidlich zufriedenstellend und erfolgversprechend gestalten, doch sind diese Familien sehr selten, denn alle die, die einen angeborenen psychologischen Spürsinn haben, wissen erst recht, welche Gefahren ihren eigenen Kindern drohen, und wer wollte es ihnen übelnehmen, wenn sie unter Ansehung dieser Tatsache auf die Aufnahme psychopathischer Kinder verzichten. Sind später die Kinder gross, so haben die Eltern nicht immer mehr die nötige geistige Regsamkeit, Frische und Spannkraft, alle diese vielen Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten zu tragen, denn nur um des Geldes willen tut es wahrhaftig keiner, da sehr schlecht bezahlt wird. Es gehört ein gut Stück Altruismus und Menschenliebe dazu, sich gerade mit Psychopathen, den schwierigsten Kindern, abzugeben. Zu welchen Ergebnissen es kommt, wenn sich die Menschen nur um des Lohnes willen entschliessen, Schwererziehbare aufzunehmen, zeigt der angeführte Fall.

Sind die Taten ernsterer Natur, so überweist man das Kind einer Fürsorgeanstalt. Diese Anstalten sind nun aber nicht für Psychopathen errichtet, sondern für sittlich verkommene oder gefährdete Kinder und Jugendliche. Diese müssen durch eine streng geregelte Arbeitserziehung fürs praktische Leben tüchtig gemacht werden. Der Psychopath verträgt

aber keinerlei Zwang, er kann sich infolge seiner Urteils- und Willensschwäche, seines gesteigerten Trieb- und Affektlebens nicht an bestehende feste Normen binden, und so sind denn Widersetzlichkeiten und Ungehorsam die notwendige Folge der falschen Behandlung innerhalb der Fürsorgeanstalt. Die Erzieher — Handwerker sind es und nicht Erzieher und oft sogar Leute recht zweifelhafter Vergangenheit — wissen natürlich nichts von einer anormalen Veranlagung dieser Zöglinge und wenn sie es wüssten, handelten sie auch nicht anders, sie behandeln die widersetzlichen Zöglinge nach ihrer Manier, d. h. sie schlagen sie jämmerlich und verstärken dadurch die gesellschaftsfeindlichen Neigungen der Psychopathen. Man denke doch nur an Mieltschin, Blohmsche Wildnis usw. Alle die Erzieher, die dort misshandelten, waren ungebildete, teils verkommene Menschen, denen in einzelnen Fällen sogar das Erziehungsrecht für ihre eigenen Kinder genommen war oder die durch Alkohol Schiffbruch gelitten hatten, sie sind Erzieher und erziehen nach ihrer Methode und zwingen dadurch die Zöglinge direkt zum offenen Widerstand. Die geringen gerichtlichen Strafen der Erzieher schrecken andere Nichterzieher nicht vom gleichen Tun ab, wir erleben wieder ein Mieltschin, so lange, bis endlich die Psychopathen nicht mehr in diesen Anstalten untergebracht werden und so lange als diese Nichterzieher noch hier hausen. Die Psychopathen kommen aber auch noch in eine andere Gefahr. Unter den Zöglingen sind viele, die schon bestraft sind, oder solche, die eben das Gericht gestreift haben. Sie alle haben einen schlechten Einfluss auf die Psychopathen, die in gleicher gesteigerter Weise für das Gute wie für das Schlechte empfänglich sind. Nun ist aber einmal ein Kind stets eher geneigt, das Schlechte anzunehmen als das Gute, und so sehen wir hier eine unendlich folgenschwere Quelle späterer Straftaten. Suchen wir nach Vorteilen für den Psychopathen in der Fürsorgeerziehung, so finden wir keine, in keiner Weise kann er irgendwelche Förderung, Besserung oder Gesundung erfahren und deshalb gab man ihn aber in die Anstalt. — Die Anstalten selbst leiden unter den Psychopathen, weil diese die anderen Zöglinge aufhetzen und zu Widersetzlichkeiten veranlassen, entweder indirekt oder auch direkt durch Wort und Tat. Ich glaube, dass sich nicht eine einzige Anstalt dieser Zöglinge, die ihre Sorgenkinder sind, freut, jede Anstalt wäre froh, wenn sie diese Kinder los werden könnte.

Kommt der Psychopath infolge seiner Aufmerksamkeitsdefekte in der Schule nicht mit, so bringt man ihn in die Hilfsschule. Hier unter den Schwachbefähigten ist er in intellektueller Beziehung der Ueberragende, er wird sich bald die Führung der Klasse aneignen zum Nachteile aller. Er, der sich schnell in alle Situationen findet, der dank seiner Intelligenz die Sachlage schnell erfasst, wird der Anführer werden zu allerhand tollen, ja gesetzwidrigen Taten. Ich weiss von allerhand Dieb-

stählen, Betteleien und Betrügereien, die von Hilfsschülern unter Anführung von Psychopathen verübt wurden. Ist der Psychopath so eine Gefahr für die anderen Schüler, so kommt er in der Hilfsschule erst recht nicht zu seinem Rechte, er kann hier nicht seelisch gesunden, er kann nicht in seinem Wissen gefördert werden, und das sollte er doch.

Sind die Ausfälle etwas schwerer Natur, so liefert man die Psychopathen in eine Idiotenanstalt. Hier finden wir dieselben Nachteile für beide Teile, der Psychopath hat keinen Nutzen und die anderen Patienten werden durch ihn verführt zu allerhand Straftaten und Widersetzlichkeiten. Hier verschlimmert sich die Sachlage gegenüber den Fürsorgeanstalten noch dadurch, dass das Personal in diesen Anstalten meist noch schlechter ist. Weil man nur geringe Gehälter zahlen kann, nimmt man jeden als Pfleger an, der sich ihnen anbietet, manchmal direkt von der Landstrasse her. Viele dieser Pfleger stehen intellektuell unter dem Psychopathen, was für Nachteile sich da notwendig einstellen müssen, liegt auf der Hand. Es kommt zu offenen Widersetzlichkeiten, zu Revolten und Verspotten des Personals, und immer sind es die Psychopathen, die den Anstoss dazu geben. Auch in sittlicher Beziehung können die Psychopathen den anderen nachteilig werden, sie verleiten die anderen zu onanistischen Exzessen.

Nehmen die Anomalien die Richtung der Zwangs- oder Wahnideen an, so kommt der Patient sicher in die Irrenklinik. Man denke, aus der Schule in die Irrenanstalt, ein nicht irrsinniges Kind jetzt unter Irren. Folterqualen schwerster Art muss das Kind hier erdulden. Unter den wirren Reden tagaus tagein kommt das Kind bald selbst dahin, dass sich seine krankhaften Ideen verdichten und auch dieselbe Richtung nehmen, zumal jeder psychopathischen Konstitution eine Tendenz zum Wahnsinn innewohnt. Wenn nun auch nicht immer dieser Fall eintreten muss, dass das Kind selbst verrückt wird, so muss es unter allen Umständen schwere gemütliche Schädigungen davontragen. Nachteile stellen sich ein, die für das ganze Leben vergiftend wirken müssen. Fragen wir nach der Förderung der Kinder hier, so haben wir negative Resultate.

Das sind die Erziehungsmöglichkeiten, die sich heute den Psychopathen bieten, und niemand wird jetzt auch nur noch einen Moment ernste Zweifel hegen an der Notwendigkeit besonderer Fürsorge für diese Kinder.

Einem anderen Einwand müssen wir noch begegnen. Es wird oft behauptet, dass besondere Anstalten nicht notwendig seien, da es nicht genug Psychopathen gäbe, es verlohne sich eine Anstaltsgründung nicht. — Nun dieser Einwurf ist bald zurückgewiesen, da er nur von Unkenntnis zeugt. In der Poliklinik der Charité in Berlin werden jährlich 200 Psychopathen begutachtet und gezählt. Ich selbst fand unter 170 Kindern, die als normal einer Anstalt des Vereins zum Schutz der Kinder

vor Ausnutzung und Misshandlung übergeben worden waren, 22 Psychopathen. Nehmen wir nun für alle Berliner Anstalten die gleiche Zahl an — 12,82% — und bedenken wir, dass die leichteren Fälle niemand zur Begutachtung bekommt und dass in den besser situierten Familien auch recht viele Psychopathen zu finden sind, die in Einzelpflege oder in Heilerziehungsheimen sich befinden, rechnet man ferner alle die Kinder dazu, die schon straffällig wurden infolge ihrer Veranlagung, so werden wir mit 7—800 für Berlin allein ungefähr die Summe der Psychopathen getroffen haben, und da verlohnt sich keine besondere Fürsorge? In anderen Teilen des Vaterlandes werden wir auch keine anderen Zahlen finden.

Bedenken wir nun, was für eine enorme Menge von Menschenmaterial durch falsche oder ungenügende Behandlung dem Verbrechen, der Prostitution, der Vagabondage oder dem Irrsinn entgegengeführt wird, so kann und darf man nicht schweigen in Ansehung der Tatsache, dass fast allen hätte geholfen werden können, wenn ihnen frühzeitig rechte Behandlung zuteil geworden wäre. Welche Unsummen von Kapital, von Volksgesundheit und Volkssittlichkeit gehen verloren, welche Verluste bringt man der Volkswehrkraft nur durch falsche Sparsamkeit, und wie grosse Gefahren bringt man über die Kinder, die verurteilt sind, mit diesen Psychopathen zusammen unterrichtet oder erzogen zu werden. Man kann sich nur wundern, dass noch niemand diese Gefahren und tiefgreifenden Verluste gekennzeichnet und öffentlich bekannt gegeben hat.

Wenn man die Gründung neuer Anstalten auch nur rein geschäftlich betrachtet, so versteht man nicht, warum nicht schon lange eingeschritten ist, denn ungeheure Summen werden gespart, wenn erst einmal Anstalten für Psychopathen da sind. Krankenhäuser, Idioten- und Irrenanstalten, Magdalenenanstalten, Zucht- und Arbeitshäuser, Gefängnisse und Zwangserziehungsanstalten werden nicht mehr so stark belegt sein, wenn die Psychopathen nicht mehr ein starkes Kontingent der Insassen stellen. Die moderne Heilpädagogik hat längst einwandfrei nachgewiesen, dass den meisten Psychopathen eine wesentliche Besserung, wennn nicht gar Heilung, zuteil werden kann unter richtiger Behandlung. Mithin fallen alle diese gesundeten oder wesentlich gebesserten Menschen der öffentlichen Fürsorge oder Rechtsprechung nicht mehr zur Last, und noch grösser wird der Gewinn, wenn wir auf die Nachkommen sehen. Jeder weiss, welche Unsummen, ja Millionen eine einzige verbrecherisch veranlagte Person mit ihren Nachkommen dem Staat kosten kann. Vieles davon kann wegfallen, wenn für die Psychopathen zur rechten Zeit und auf rechte Weise gesorgt wird. Wollen wir etwa noch mehr Beweise, dass sich die Erziehung der Psychopathen verlohnt? Genügt es nicht, wenn man es aus rein menschlichen Motiven fordert, so sollen bei nüchternen

Menschen die oben genannten Gewinnzahlen das ihre tun. Geschehen muss etwas und zwar bald.

Doch was? Anstalten sollen erstehen für die Psychopathen. Es gibt viele Menschen und vor allem sind es die Herren in den zuständigen Ministerien, die immer willig ihr Ohr leihen und Abhilfe versprechen, so lange es nichts kostet. Hören sie nun von neuen Anstalten, so versichern sie uns ihres Wohlwollens, und damit ist die Sache auf 5 Jahre zu den Akten gelegt. Wir wollen und brauchen uns aber diesmal nicht damit zufrieden zu geben, da wir einen Vorschlag machen können, der den Psychopathen hilft, ohne dass es Geld kostet. Anstalten bestehen genug. Wir wollen gar keine neuen begründen, sondern nur die Zöglinge in den Fürsorgeanstalten anders gruppieren, indem wir alle Psychopathen eines grösseren Verbandes oder Landes, Provinz usw. in einer Anstalt vereinigen und die Fürsorgezöglinge dieser Anstalt dorthin geben, woher wir die Psychopathen nahmen. Es handelt sich also nur um einen Austausch der Kinder. An Kosten kommen mithin nur die Reisekosten in Betracht. Und ich glaube, dass sich keine Anstalt weigern wird, ihre schwierigen Fälle abzugeben, zumal wenn sie andere, weniger schwierige Kinder dafür bekommt.

Ist so die Frage der Anstalt gelöst, so finden wir weit grössere Schwierigkeiten in der Personalfrage. Es gibt noch keine spezialistisch geschulten Leiter und Erzieher, nur in Privatanstalten finden wir sie. Und doch glaube ich, wird sich einer der Herren Leiter von Heilpädagogien für Kinder höherer Stände bereit finden lassen, dies schwierige Werk zu übernehmen und seine Kräfte in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, sobald man ihn entsprechend entschädigt. Er wird sich dann auch schon einen Stab von Mitarbeitern heranziehen, die dann von hier aus auf die anderen Anstalten verteilt werden könnten. Theologische, medizinische oder pädagogische Kenntnisse und Examen an sich berechtigen nicht zur Leitung eines Heilpädagogiums, hier muss sich zur Medizin und Pädagogik die entsprechende Spezialausbildung gesellen, die Psychopathologie ist der Kernpunkt, um den sich pädagogische und medizinische Kenntnisse gruppieren müssen. Der Mediziner allein reicht nicht aus, auch der Pädagoge an sich steht vor Rätseln, nur der Psychopathologe kann in Frage kommen.

Mit dieser Anstalt, die am besten in einer Universitätsstadt liegt, kann dann ein Seminar zur Ausbildung von Erziehern und Lehrern für ähnliche Anstalten, für Hilfsschulen und Idiotenanstalten begründet werden. Neben dem Leiter müssen tüchtige Psychiater und Neurologen wirken und dann werden wir in kurzer Zeit tüchtige Erzieher haben. Dies heilpädagogische Seminar fehlt schon seit langem, sein Fehlen macht sich immer bemerkbarer, und man sucht sich mit Kursen an Hilfsschulen und Idiotenanstalten zu behelfen, doch das ist nur ein Notbehelf, alles ist nur

Flickwerk. Beschämend müssen wir sehen, wie z. B. Ungarn, das von uns gelernt hat, für die Anormalen sorgt, uns schon weit voraus ist, es verlangt von jedem Hilfsschullehrer und Anstaltslehrer eine Sonderausbildung, die er in staatlichen Instituten sich erwerben kann. Durch ein Examen erwirbt er dann die Berechtigung zur Anstellung. Und bei uns? Wer sich meldet, wird genommen. Das ist beschämend und unserer unwürdig, es heisst nicht „Deutschland voran", nein „Deutschland hinten nach"!

Jeder Deutsche muss sich für verpflichtet erachten, für diese Neuerungen zu wirken, zumal die Ausgaben gar nicht in Frage kommen, wir nur Nutzen und Vorteil haben und selbst, wenn dies nicht der Fall wäre, müssten wir für die Psychopathen schon aus rein menschlichen Gesichtspunkten sorgen, da niemand die Verantwortung tragen kann, einen Menschen zum Verbrecher, Vagabonden, Irrsinnigen oder zur Prostituierten werden zu lassen aus Rücksichtslosigkeit, Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit.

Deutschlands Zukunft liegt nicht auf dem Wasser, Deutschlands Geschicke entscheiden sich nicht auf dem Schlachtfelde; unsere Zukunft liegt in der Jugend, die Kinderstube zeichnet mit ehernem Griffel unsere Geschicke. Drum ans Werk, so lange es noch Zeit ist.

Göttingen hat eine grosse Anstalt für Psychopathen, und Berlin hat auch eine kleine Versuchsanstalt in Templin. Die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge hat in langer Sammel- und Werbearbeit die Mittel zum Bau derselben zusammengebracht. Doch was sind 20—25 Betten für die vielen Psychopathen? Der Anfang jedoch ist gemacht. Wir alle wollen helfen, dass bald mehr und grössere Anstalten folgen zum Wohle unseres Volkes.

Die Geschmacks-Lehre (Aesthetik) und der Genuss.

Der ästhetische Genuss. Aesthetischer Geschmack. Gesicht und Genuss. Appetitlichkeit.

Von **Wilhelm Sternberg** (Berlin).

Der erste Faktor des Genusses ist der des Geschmacks im weitesten Sinne des Wortes. Da diese Schmackhaftigkeit die sinnliche ist, so fällt deren Erörterung ins Gebiet der Sinnes-Physiologie. Drei Sinne beteiligen sich an diesem sensuellen Moment des Genusses, der die Schmackhaftigkeit betrifft. Das sind der Geruchs-, der Tast- und der Geschmacks-Sinn in des Wortes engerer Bedeutung. Dazu kommt nun der ästhetische Geschmack, der zumeist einen vierten Sinn angeht. Das ist der Gesichts-Sinn. Und die zuständige Wissenschaft für den ästhetischen Geschmack ist die Geschmacks-Lehre oder Aesthetik.

Der sinnliche Geschmack, der Wohlgeschmack, gehört unstreitig zum Genuss der Genussmittel. Der sinnliche Geschmack ist auch erforderlich für die Erregung des Appetits und der Genußsucht. Aber dieser sinnliche Geschmack allein macht den Genuss doch noch nicht aus. Ebensowenig reicht er aus für die Appetit-Erregung. Der sensuelle Geschmack ist wohl eine Grundlage und eine Vorbedingung für den Genuss und für die Genußsucht, aber doch nicht die einzige. Auch die wohlschmeckendsten Genussmittel, unsere eigenen Leib- und persönlichen Lieblingsgerichte können jeden Wert sofort einbüssen und vermögen keinen Genuss mehr zu bereiten, wenn noch ein Moment fehlt. Was mag es denn aber in Wirklichkeit nur sein, was noch zum Genuss fehlt ausser dem Geschmack?

Nicht der sinnliche Wohlgeschmack allein, auch der ästhetische Geschmack gehört zum Genuss. Und das ist die Appetitlichkeit. Diese Appetitlichkeit bezieht sich zumeist oder zuerst auf den Gesichts-Sinn, soweit wenigstens der Mensch in Frage kommt. So kann die Unappetitlichkeit im Aussehen oder die ästhetische Ekelhaftigkeit die besten Delikatessen und den höchsten sinnlichen Genuss vollkommen herabsetzen.

Andererseits hat der sinnliche Geschmack zwar offensichtlichen Einfluss auf den Appetit, nach der positiven und nach der negativen Seite hin. Aber einmal muss der Appetit auf die Genussmittel doch erst erregt werden, deren Geschmack wir noch nicht kennen. Und zweitens ist uns doch die Reproduktion der Sinnes-Eindrücke des Geschmacks überhaupt versagt, wenn wir den Geschmack schon kennen. Daher kommt es eben, dass wir Menschen vornehmlich auf das Gesicht angewiesen sind für die erste Erregung des Appetits, selbst bei denjenigen Geschmacks-Reizen, deren Geschmack uns schon bekannt ist, noch mehr bei denjenigen, deren Geschmack uns noch unbekannt war. Das ist zugleich der Grund von der hohen Bedeutung des Gesichtes für die Erregung von Appetit, für die „Appetitlichkeit“. Darauf ist der hohe Wert der „Dekorationen“ und „Garnituren“ der Speisen durch die Küche zurückzuführen.

A. Gesichts-Sinn und Genuss.

I. Die Aesthetik des Geschmacks.

Die Aesthetik des Auges im Sinne der Appetitlichkeit kommt vorzüglich da in Frage, wo es sich um die Berührung mit dem Munde oder gar um die Introduktion in den Mund handelt, um den Transport an die Lippen und über die Lippen. Damit gewinnt auch die Aesthetik des Mundes, der ästhetische Geschmack an Bedeutung.

1. Der ästhetische Geschmack.

Kant nennt die Aesthetik geradezu „Geschmacks-Lehre". Die verschiedensten Werke über Aesthetik führen die Bezeichnung des Geschmacks schon im Titel als identisch für die Benennung des Schönen überhaupt auf:

Hogarth, W., Zergliederung der Schönheit, die schwankenden Begriffe von dem Geschmack festzusetzen. Aus dem Engl. Berlin 1754. Mengs, R., Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei. 3. Aufl. Zürich 1771. Herder, Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet. Berlin 1775. Herz, M., Ueber den Geschmack und die Ursachen seiner Verschiedenheit. 2. Aufl. Berlin 1790. Heydenreich, K., Beiträge zur Kritik des Geschmacks. 1. Teil. Leipzig 1797. Snell, C., Lehrbuch der Kritik des Geschmacks. Leipzig 1795. Bendavid, L., Versuch einer Geschmackslehre. Berlin 1799.

Seit jeher bringen die Sprachen, die Künste, die Literatur und auch unbewusst mitunter die Wissenschaft den Genuss, der der Aesthetik zugehört, gerade mit dem niederen Sinn des Geschmacks in Verbindung.

In dieser Bedeutung des ästhetischen Behagens verwendet Schiller[1]) in „Kabale und Liebe" die Bezeichnung „Geschmack" häufig. Wurm sagt: „Mein Geschmack wär' er nun freilich nicht, wenn ich Luise Millerin hiesse." Im „Fiesco"[2]) heisst es: „Wenig fehlte, ... dass ich nicht Geschmack an der Grossmut gefunden hätte".

Ebenso meint Fontane[3]): „Ich sage dir, Marcell, unter Brückner tun es Treibels nicht, und Koegel ist ihnen noch lieber. Denn je mehr es nach Hof schmeckt, desto besser."

Doch wie? Ist das denn nicht eigentlich ein Widerspruch? Bedeutet das nicht einen objektiven Fehler, Fehler im Begriff und Fehler in der Sprache? Tatsächlich ist dies behauptet worden. Haben doch bedeutende Autoritäten der Aesthetik die Beteiligung gerade des niederen Sinns, des chemischen Geschmacks, am ästhetischen Genuss überhaupt geleugnet. Am weitesten geht Obersteiner[4]), nach meinen[5]) Ausführungen ist er nicht im Recht. Obersteiner macht nämlich folgende Angabe: „Die Natur bietet uns die saftigsten Früchte, der Kochkünstler liefert uns die schmackhaftesten Ragouts auf die Tafel, ohne dass dadurch -- abgesehen von der Farbenpracht der Früchte oder dem schönen „geschmackvollen" Arrangement der Schüssel — eine ästhetische Wirkung beim Genusse

[1]) Kabale und Liebe. III, 1.

[2]) Die Verschwörung des Fiesco zu Genua. II, 4.

[3]) Frau Jenny Treibel. 7. Kap. S. 136.

[4]) Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. 1905. Heft 37. S. 27. Zur vergleichenden Psychologie der verschiedenen Sinnesqualitäten.

[5]) Geschmack und Sprache. Zeitschrift für Psychologie. 1909. Bd. 56. S. 104—116.

dieser Speisen erzielt würde; es ist daher ein Fehler der Sprache, dass wir nur dann von jemandem sagen können, er entwickele Geschmack, wenn er unserem Auge oder unserem Ohr etwas Schönes darbietet, nicht aber der Zunge als dem Organe des Geschmacks."

Zwei Tatsachen sind es hierbei, welche die Eigentümlichkeit der Sprache dem Geschmacks-Sinn gegenüber kennzeichnen. Erstlich entnimmt die Sprache gerade dem Geschmacks-Sinn die Bezeichnung für ästhetische Genüsse aller anderen Sinne. Um so seltsamer ist dann die zweite Eigentümlichkeit der Sprache, welche den Sinnes-Genüssen und Kunst-Genüssen der Zunge diese Bezeichnung gerade versagt. Was vollends das seltsamste an diesen beiden Beobachtungen ist, das ist die Tatsache, dass der Geschmack und der Geruch, dieser chemische Sinn, in der modernen Physiologie als der niedere Sinn aufgefasst wird, da er nicht ästhetische Genüsse zu bieten vermag wie die höheren physikalischen Sinne, welche deshalb auch die ästhetischen genannt werden. Denn diese Tatsache erklärt jene beiden Sprach-Eigentümlichkeiten nicht etwa, sondern setzt ihrer Erklärung noch grössere Schwierigkeiten entgegen.

Auffallend ist die Regelmässigkeit, mit der alle toten und alle lebenden Sprachen dem Geschmacks-Sinn die Bezeichnung für sämtliche ästhetischen Sinnes- und Kunst-Genüsse entleihen. Schon ein einziger Blick bloss in die verschiedenen Sprach-Lexika bestätigt diese Regel. Diese eine Tatsache weist bereits auf ein tiefer gehendes allgemeines Prinzip hin.

Man spricht[1]) in allen Sprachgebieten selbst im bildlichen Sinne von „geschmacklosen" und „geschmackvollen" Dingen, deren sinnliche Qualitäten ohne Ausnahme sämtlichen anderen Sinnen angehören. „Bitterböse", „bitterer Schmerz", „saure Arbeit", „versalzen", „süsse Freude" usw. sind Sprachbilder eines jeden Idioms. Der Engländer sagt: „sweet meat and sour sauce", „Gutes und Böses durcheinander", „after sweet meat and sour sauce", „auf Freud folgt Leid", „to be tied to a sour apple-tree", „einen bösen Mann haben", „sour eyed", „verdriesslich aussehend", „sour faced", „saure Miene, saures Gesicht", „to sour one against one", „jemand gegen einen aufbringen", „sour", „verbittern", „versalzen", „sauer machen". „These sentences, to sugar, or to gall", „Bitter und süss sind all derlei Sentenzen", sagt Shakespeare[2]). „Geschmack in der Tonkunst", „Geschmack im musikalischen Gehör", heisst es allgemein. Diese Entlehnungen der Sprachen aus dem Sinnesgebiet des Geschmacks verdienen nicht bloss für den Sprachforscher und

[1]) Ich habe das hervorgehoben: Die Schmackhaftigkeit und der Appetit. Zeitschrift für Sinnesphysiologie. 1908. S. 234.

[2]) Othello. I, 3.

Psychologen hohes Interesse, sondern auch für die Physiologie der Geschmacks-Lehre und für die Geschmacks-Lehre der Aesthetik.

Diese Vergleichung geht noch weiter. Denn das Wort „Geschmack[1]) bezeichnet geradezu „Verständnis“, wie dies auch die Ausdrücke „sapientia“, „homo sapiens“ usw. zeigen: „sapio“ ist stammesverwandt mit „σοφός“; „nihil sapere“ heisst bei Cicero soviel wie „keinen Verstand haben, albern, dumm sein“, „sine sapore“, „stumpfsinnig“. „Sapienter sapit“ (Plaut.) heisst „er ist gar schlau“, „er ist nicht auf den Kopf gefallen“; „sapidus“ heisst „schmackhaft“ und auch „klug“. „Sapor“ ist nicht nur der Geschmacks-Sinn, sondern auch der „feine Ton“, „der Sinn“ überhaupt. Daher heisst es auch: „quinque genera saporum sunt, visus auditus odoratus tactus gustus“ (Schol. Bern. Verg. Georgic. 2, 246). „Sapere“ heisst schmecken, riechen und verständig sein. Cicero[2]) sagt von den Auguren: „Qui sibi semitam non sapiunt, alteri monstrant viam.“ Auch die französische Sprache wählt die Bezeichnung goût für die ästhetischen Neigungen: „cela n'est pas de mon goût“; „avoir, prendre, trouver du goût pour quelque chose.“ „Goûter“ heisst schmecken, kosten, probieren, angenehm finden, gern haben, billigen, geniessen: „Je ne puis goûter cet homme“, „ich kann ihn nicht schmecken“, „nicht riechen“, „une marchandise fort goûtée“. Im bildlichen Sinne heisst auch in der deutschen Sprache: „schmecken“ soviel wie versuchen[3]). In dieser Bedeutung verwendet Homer[4]) die Sinnes-Empfindung des Geschmackes: „ἦ τοι ὀιστοῦ γε πρῶτος γεύσεσθαι ἔμελλεν“. „Aber er sollte zuerst den Pfeil aus den Händen Odysseus' kosten“. Gleichfalls sagt er[5]): „ἀλλ' ἄγε θᾶσσον γευσόμεθ' ἀλλήλων χαλκήρεσιν ἐγχείῃσιν“. „Auf denn, geschwinde Kosten wir untereinander die ehernen Kriegeslanzen“.

Der doppelsinnige Gebrauch des Wortes „Geschmack“ bedingt Schwierigkeiten in gleicher Weise, wie die doppelsinnige Anwendung des Wortes „Resorptionsstörung“, worauf Schmidt[6]) jüngst aufmerksam macht. Die sprachliche Eigentümlichkeit, welche in der zweifachen Bedeutung des Wortes „Geschmack“ liegt, für die Bezeichnung der zwei verschiedenen Begriffe des sinnlichen Geschmacks einerseits und der ästhetischen Vorliebe andererseits, hat sogar bei anerkannten Forschern[7]) Missverständnisse veranlasst. Diese sprachliche Schwierigkeit ist es,

---

[1]) Geschmack und Appetit. Zeitschrift für Sinnesphysiologie. 1908. S. 335.
[2]) De divinatione. I, 58.
[3]) Die Alkoholfrage im Lichte der modernen Forschung. Leipzig 1909. S. 12. u. 13.
[4]) Od. XXI, 98.
[5]) Il. XX, 258.
[6]) Schmidt, Zur funktionellen Darmdiagnostik. Zeitschrift für experimentelle Therapie. 1909. S. 11.
[7]) Die Alkoholfrage im Lichte der modernen Forschung. Leipzig 1909. S. 46, 47, 56.

welche Pawlow [1]) und die gesamte Pawlow'sche Schule übersehen haben[2]).

Aber die merkwürdigsten Missverständnisse wurden in der Wissenschaft dann veranlasst, wenn die Sprache bei ein und derselben Gelegenheit die beiden verschiedenen Begriffe mit dem Worte Geschmack zugleich bezeichnet. So kam es, dass Physiologen, wie Munk [3]) Zuntz [4]) u. a. m. den Satz aufstellten „De gustibus non est disputandum." Allein dieser Satz hat ebensowenig physiologische Gültigkeit wie etwa der, der behaupten wollte: „De coloribus non est disputandum". Jener Satz hat vielmehr nur psychologische Berechtigung.

Forscht man nach dem letzten Grunde dieser allgemeinen Bevorzugung des Geschmacks in der Sprache, so drängt sich folgende Einsicht auf. Vor allen anderen Sinnes-Qualitäten sind gerade die des Geschmacks durch eine Besonderheit unvergleichlich ausgezeichnet. Und dies ist die Eigentümlichkeit, dass gerade die Geschmacks-Qualitäten in ganz hervorragender Weise von Lust- und Unlust-Gefühlen begleitet sind. Der Geschmack ist die sinnlichste Gefühls-Empfindung. Daher ist der Geschmack der Uebergang von blosser Sinnes-Empfindung zum Allgemeingefühl. In dieser Bevorzugung des begleitenden Gefühlstones ist der Geschmack allen anderen Sinnen weit überlegen. Man denke nur an die Gefühlsbetonung des Farben-Sinns, die doch wahrlich verschwindend schwach ist.

Freilich ist die Gefühlsbetonung der Farben-Empfindungen nicht etwa gänzlich zu leugnen[5]). Ganz besonders ist die weisse Farbe in ihrer Einwirkung auf die „Lebhaftigkeit" ausgezeichnet. Dieselben Tiere von weisser Farbe, Mäuse, Hühner usw. wirken ganz anders auf uns als die von dunkler Farbe. Verfolgt man die Völkerkunde, welche man im Gegensatz zur botanischen Geographie und zur zoologischen Geographie die humanistische nennen könnte, so ist man von der Regelmässigkeit überrascht, mit der auch die ältesten und barbarischsten Völker die „lebhaften" Farben bevorzugen. Im Gegensatz zur weissen Farbe wirkt die dunkle, und zumal die graue, weniger angenehm. Die Ursache, warum die Maus und die Ratte uns in so überaus auffallender Allgemeinheit Ekel und Abscheu vor dem Verzehren ihres Fleisches erregen, ist zum Teil auch auf die Farbe zurückzuführen. An den Farben unterschied

---

1) Die Arbeit der Verdauungsdrüsen. Wiesbaden 1898. S. 182.

2) Geschmack und Appetit. Zeitschrift für Sinnesphysiologie. 1908. S. 327. — Der Geschmack. Zeitschrift f. inn. Med. 1914. Nr. 35.

3) J. Munk, Physiologie des Menschen und der Säugetiere. 1899. 5. Aufl. S. 505.

4) Die Alkoholfrage im Lichte der modernen Forschung. Leipzig 1909, S. 46, 47, 56.

5) Ich habe das näher ausgeführt: Das Krankheitsgefühl. Pflügers Archiv für Physiologie. Bd. 134.

Goethe[1]) geradezu „aktive", „positive", „warme" Farben auf der „Plusseite" und „passive", „negative" auf der „Minusseite". Gelb und Rot sollen lebhaft wirken, während die negative Seite z. B. Blau, Sehnsucht erregt.

Allein im Vergleich zur Gefühlsbetonung des Geschmacks tritt die des Farben-Sinns zurück. Für den Kunst-Genuss kommt die Gefühlsbetonung der Farben überhaupt kaum in Frage. „Ueberhaupt, das ist nicht oft genug zu wiederholen, gibt es einen Gefühlston der reinen Farbenempfindung nie und nirgends isoliert." So führt dies Müller-Freienfels[2]) aus: „Irgendwie spielen immer Vorstellungsgefühle hinein. Und schon darum wird es auf die Dauer sich als unmöglich erweisen, was heute besonders die modernst-französische Malerei und ihre literarischen Herolde als das höchste Ziel der Kunst erstreben, die Vorstellung möglichst ganz zurückzudrängen und die Bilder nur als wohlgefällige und geistvolle Farbenkombinationen zu geniessen. Selbst wenn das möglich wäre, würde sich die Malerei auf die Dauer doch ihres stärksten Wirkungsmittels berauben, das doch immer die an Vorstellungen geknüpften Gefühle sind. Denn jene Empfindungsgefühle, selbst wenn man sie wirklich in Reinkultur darstellen könnte, wären isoliert doch viel zu schwach, um auf die Dauer allein, wenigstens für ein grösseres Publikum die ästhetischen Bedürfnisse zu bestreiten."

Die starke Gefühlsbetonung des Geschmacks sehe ich[3]) als Grund dafür an, dass der Sprachgebrauch aller Zungen mit besonderer Vorliebe auf den Geschmack zur Bezeichnung des ästhetischen Behagens zurückgreift. Mir scheint also die Sprache keinen Fehler zu machen. Vielmehr erachte ich die Sprach-Eigentümlichkeit auch hier als richtigen Wegweiser. Es scheint mir auf seiten Obersteiner's der Fehler zu liegen, wenn er einen Fehler der Sprache annimmt. In derselben Weise begehen Buch[4]) und Stiller[5]) Fehler. Denn ich[6]) habe den Nachweis erbracht, dass der Fehler auf ihrer Seite liegt, da sie Fehler der Sprache annehmen.

---

[1]) Zur Farbenlehre. Didaktischer Teil. 6. Abteilung. Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe. Aesthetische Wirkung.

[2]) Dr. Müller-Freienfels, Berlin, Zur Theorie der Gefühlstöne der Farbenempfindungen. Zeitschrift für Psychologie. Bd. 46. 1907. S. 274.

[3]) Zeitschrift für Sinnesphysiologie. 1908. S. 234.

[4]) Die Beziehungen des Kitzels zur Erotik. Rubners Arch. f. Physiol. 1909. S. 30/31 und S. 1/2.

[5]) Die Pathologie des Appetits. Arch. f. Verdauungskr. Bd. XXI. H. 1, 1915. S. 25.

[6]) Die Physiologie der Kitzelgefühle. Zeitschrift f. Psych. 1910. Bd. 60. S. 77. — Nahrungsbedürfnis u. Sprache. Arch. f. Verdauungskr. 1915. Bd. XXI. Heft 6. S. 497.

2. Die Aesthetik des Sinneswerkzeugs des Geschmacks.

Auch das Sinneswerkzeug des Geschmacks, der Mund selber, ist besonders ausgezeichnet und zum Organ des ästhetischen Genusses prädestiniert. Die Aesthetik des Mundes ist bedeutsamer und umfassender als die Aesthetik anderer Körperteile und anderer Sinnesorgane z. B. als die Aesthetik des Auges — in diesem Sinne —, über dessen Aesthetik Magnus[1]) und Nicolai[2]) sich auslassen, oder als die Aesthetik des Fusses, von welcher Schaffer[3]) berichtet.

Ganz deutlich tritt die überlegene Aesthetik des Mundes, gegenüber der Aesthetik des Fusses in der gewerblichen Wertschätzung und Bezeichnung zutage. „Mundmehl" ist das feinste Mehl. „Fussmehl" — ein Ausdruck, der höchst bezeichnenderweise in Konditoreien, also in den ästhetischen Gasthäusern, und mehr jedenfalls in Feinbäckereien als in gewöhnlichen Bäckereien üblich ist, — ist dasselbe Mehl, von derselben sinnlichen Qualität und Schmackhaftigkeit, wenn es seine ästhetische Appetitlichkeit lediglich dadurch eingebüsst hat, dass es zu Boden gefallen ist. Dann kommt dasselbe Mehl bloss noch für Tiere als Abfall zur Verwendung. Und das ist um so bemerkenswerter, als sich gerade der Fuss einer besonderen Wertschätzung zu erfreuen hat. Denn der Fuss ist doch ein sehr beliebter Fetisch, so dass der Fusskus von jeher eine vornehmliche Form der Ehrenbezeugung darstellt.

Von allen seinen Organen nimmt der Mensch eben kein einziges auch nur annähernd so sehr in acht wie den Mund. Das Organ, das den höchsten Grad der Appetitlichkeit beansprucht, ist der Mund. Der ästhetischste Körperteil ist der Mund. Darin unterscheidet sich der Mensch vom Tier. Denn Tiere waschen und reinigen ihre Jungen gleich nach ihrer Geburt gerade mit ihrer Zunge durch Belecken. Und ebenso belecken sie mit ihrer Zunge sogar auch die Exkretionsorgane der Jungen, um sie so kitzelnd an die Entleerung der Exkrete zu mahnen. Dazu ist ja auch die Zunge[4]) das geeignetste Organ. Denn sie ist infolge ihrer samtartigen Beschaffenheit aktiv sehr kitzelnd, weshalb die Zunge der Tiere sogar zu Perversionen von Menschen gebraucht wird.

Manche Erfahrungen freilich könnten diesen Beobachtungen über die Aesthetik des Mundes möglicherweise zu widersprechen scheinen. So bestreiten mir selbst Frauen mitunter die Ekelhaftigkeit der Maus lebhaft, erklären sogar eine solche Annahme geradezu für „verrückt".

---

[1]) H. Magnus, Das Auge in seinen ästhetischen und kulturgeschichtlichen Beziehungen. Breslau 1887.

[2]) Nicolai, Das Auge in der Kunst. Berliner milit.-ärztl. Gesellschaft. 22. April 1908.

[3]) Dr. Ludwig Schaffer, Die Hygiene und Aesthetik des menschlichen Fusses. Wien 1886.

[4]) Die Physiologie der Kitzelgefühle. Zeitschr. f. Physiologie. Bd. 60. S. 106.

Allein bei näherem Eingehen auf das Problem geben sie doch sofort zu, dass sie jede Berührung ihres Körpers oder gar ihrer Hand mit der Maus, vollends die ihres Mundes ängstlich zu verhüten suchen.

Ich [1]) habe mich zum Studium dieser Frage verschiedentlich an die „Laborantinnen" der modernen Krankenhäuser gewandt. Und dabei ist schon das eine nicht zu vergessen, dass diese Damen zufolge ihres hohen wissenschaftlichen Interesses für die Gefühle des Normalen nicht einmal massgebend sein können. Diese Laborantinnen, die jahrelang zu wissenschaftlichen Zwecken mit Mäusen zu operieren haben, verzehren, wie sie mir versichern, mit grösstem Appetit und ungemindertem Genuss innerhalb des Laboratoriums im Anblick der Mäuse getrost ihre Mahlzeiten. Sie werden durch diese Tiere keineswegs in irgend einem Genuss gestört. Und dennoch geben mir selbst diese Damen, was doppelte Beweiskraft hat, regelmässig zu, dass sie unter keinen Umständen etwa mit ihrem Mund eine Maus berühren würden oder etwa eine Maus einen Bissen aus ihrem eigenen Munde herausnehmen liessen, in der allgemein üblichen Art, wie sie dies bei Vögeln in liebkosender und zärtlicher Weise sehr wohl und gern tun. Diese entzückende Art schildert uns Goethe im Werther.

Am 12. September schreibt Werther von Lotten: „Ein Kanarienvogel flog von dem Spiegel ihr auf die Schulter. Einen neuen Freund! sagte sie, und lockte ihn auf ihre Hand; er ist meinen Kleinen zugedacht. Er tut gar zu lieb! Sehen Sie ihn! Wenn ich ihm Brot gebe, flattert er mit den Flügeln, und pickt so artig. Er küsst mich auch, sehen Sie!

Als sie dem Tierchen den Mund hinhielt, drückte es sich so lieblich in die süssen Lippen, als wenn es die Seligkeit hätte fühlen können, die es genoss.

Er soll Sie auch küssen, sagte sie, und reichte den Vogel herüber. Das Schnäbelchen machte den Weg von ihrem Mund zu dem meinigen, und die pickende Berührung war wie ein Hauch, eine Ahnung liebevollen Genusses.

Sein Kuss, sagte ich, ist nicht ganz ohne Begierde; er sucht Nahrung, und kehrt unbefriedigt von der leeren Liebkosung zurück.

Er isst mir auch aus dem Munde, sagte sie. Sie reichte ihm einige Brosamen mit ihren Lippen, aus denen die Freude unschuldig teilnehmender Liebe in aller Wonne lächelte."

Nicht einmal den besten Leckerbissen würde man noch mit dem Munde an der Stelle berühren, wo ihn eine Maus angenagt hätte, selbst wenn jede Gefahr der Infektion mit präzisester Sicherheit ausgeschlossen wäre.

Demgegenüber ist an die Tatsache zu erinnern, dass gerade die höchste Zuneigung die Berührung des eigenen Mundes bedeutet mit den Teilen, die der Mund des geliebten Wesens vorher berührt hat, oder gar die Einführung dessen, was zu einem Teil ein anderer Mund zu verzehren begonnen hat, in den eigenen Mund.

---

[1]) Diät und Küche. Würzburg 1911. S. 116.

Bezeichnend ist darum die Aufforderung, mit der in der „Salome“ von Richard Strauss[1]) Herodes die Salome zum Genuss des Weines einlädt:

„Tauche deine kleinen, roten Lippen hinein, deine kleinen roten Lippen, dann will ich den Becher leeren!“

„Salome, komm, iss mit mir von diesen Früchten. Den Abdruck deiner kleinen, weissen Zähne in einer Frucht sehe ich so gern. Beiss nur ein wenig ab, nur ein wenig von dieser Frucht, dann will ich essen, was übrig ist.“

Es stehen sich eben der Begriff des Küssens und der Begriff des Verzehrens äusserst nahe. Auch hierfür bietet Strauss eine Andeutung. Denn Salome[2]) singt, das Haupt des auf ihren Wunsch getöteten Jochanaan vor Augen:

„Du wolltest mich nicht deinen Mund küssen lassen, Jochanaan! Wohl, ich werde ihn jetzt küssen! Ich will mit meinen Zähnen hineinbeissen, wie man in eine reife Frucht beissen mag. Ja, ich will ihn jetzt küssen, deinen Mund, Jochanaan!“

Bei der Ergründung all dieser Probleme muss man sich vor naheliegenden Irrtümern sehr in acht nehmen. Man darf hierbei die graduelle Steigerung der Einwirkung bei der taktilen Berührung nicht übersehen, je nachdem erstens ein beliebiger Teil unseres Körpers oder zweitens unsere Hand oder drittens gar unser Mund berührt wird. Darauf kommt noch die Berührung von Mund zu Mund in Betracht. Das ist erst der eigentliche Kuss. Indem die Wissenschaften diese alltägliche Tatsache übersehen, verfallen sie den seltsamsten Irrtümern bezüglich des Problems des Kusses. Und doch hat der Künstler diese Tatsache bereits deutlich hervorgehoben. Mit Recht singt Salome[3]) mit höchster Leidenschaft: „Deinen Mund begehre ich, Jochanaan ... lass mich ihn küssen, deinen Mund“.

Schliesslich bildet das Endglied der Reihe gar die Einführung in unseren Mund und vollends das Hinunterschlucken. Man vergesse doch nicht die eine Tatsache: Die Introduktion in unseren Körper auf jedem anderen Wege ist durchaus nicht so sehr an die Aesthetik gebunden wie die Einführung in unseren Körper gerade durch die natürliche Mündung des Nahrungskanals, durch den Mund. Das vergessen mitunter sogar Aerzte, worauf ein bekanntes Witzwort Bezug nimmt. Haben sich doch schon Könige und sogar Kaiser durch die innige Introduktion ihrer Körperteile in Leibesöffnungen und Körperhöhlen anderer Personen den schwersten Infektionen ausgesetzt, bloss um des sexuellen Genusses willen.

[1]) [2]) [3]) 4. Szene.

II. Die Aesthetik des Gesichts.

Die Bedeutung, die für die Tiere der Geruch hat, hat für den Menschen das Gesicht. Der chemische Fernsinn des Geruchs und der physikalische Fernsinn des Gesichts bedingen die Appetitlichkeit. Die Fernsinne haben diese Fernwirkung der Erregung des Appetits auf Genuss und Genussmittel, bevor noch die Nahsinne des Geschmacks aus der Nähe ihr Vorurteil beim wirklichen Geniessen abgeben können.

Die Appetitlichkeit, der ästhetische Geschmack, bezieht sich auf das Aussehen, auf die optischen Eindrücke. Die Aesthetik des Gesichts ist der entscheidende Faktor. In diesem Sinne kann man von der Aesthetik der Pflanzenwelt und der Tierwelt sprechen.

1. Gesichts-Sinn und Genußsucht.

Manche Tiere erfreuen bereits durch ihr malerisches Aussehen das ästhetische Empfinden des Menschen. Daher erscheinen sie uns appetitlich und erregen die Genußsucht. Zu diesen appetitlichen Tieren zählen allgemein die Vögel zu allen Zeiten und an allen Orten. Sie sind die ästhetischsten Tiere von Darwin genannt. Mit Vorliebe sind sie auch zu den sog. „Schaugerichten" verwandt worden.

Die Vögel sind bei allen Völkern zu allen Zeiten äusserst geschätzt, als Schlachtvieh und als Opfer, wie denn überhaupt die beiden Verwendungen des Fleisches zum Opfern für die Götter und zum eigenen Verzehren im innigsten Zusammenhange stehen. Dabei ist es nicht etwa bloss die Zartheit ihres Fleisches und die darauf beruhende sensuelle Schmackhaftigkeit, welche diesen Vorzug des Geflügels bedingt. Denn die Vögel bilden von jeher die Augenweide, sie sind die Zier- und Luxustiere der Menschen par excellence. Ihr „malerisches", appetitliches Aussehen und Wesen geben ihnen den Vorrang vor allen anderen Nutztieren aus der gesamten Zoologie.

Damit im Zusammenhang steht eine weitere höchst bemerkenswerte Tatsache. Die verschiedenen Religionen haben viele Tiere aus den verschiedenen Tierklassen in ihren Opfer- und Speiseverboten ausgeschlossen zum Zweck des Verzehrens und zum Opfern. Aber in der Klasse der Vögel haben die rituellen Speisegebote kaum je besondere Ausnahmen gefordert. Schon im griechischen Kult waren die Verbote, Vögel zu opfern oder zu geniessen, äusserst selten, worauf Wächter[1]) aufmerksam macht.

Daher kommt es auch, dass die klassische Malerei von allen Tieren gerade die Vögel mit besonderer Vorliebe zur Darstellung bringt. Es ist sicher nicht bloss ein Zufall, wenn gerade die für unser menschliches Auge schönsten Tiere aus der ganzen Zoologie, die Vögel als Geflügel,

---

[1]) Reinheitsvorschriften im griechischen Kult. Theodor Wächter. Giessen 1910. Verlag Alfred Töpelmann (vorm. J. Ricker).

zumal die Pfauen und Fasanen, oder gerade Fische, gesottene Krebse und Hummern schon im Altertum den beliebtesten Gegenstand für solche Bilder abgegeben und sich diese zweifache Bevorzugung als Delikatesse für den sinnlichen Geschmack und als Liebhaberei für Bilder bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Beide Tatsachen finden in ein und derselben Eigentümlichkeit ihre Erklärung. Es hat demnach auch die Aesthetik in der Tierwelt und in der Kunst der Tierdarstellung, wie sie von Karl Möbius[1]) und R. Piper[2]) gegeben ist, für die menschliche Ernährung ihre Bedeutung.

2. Gesichts-Sinn und Sauberkeit.

Die Aesthetik des Auges ist es, die in Hinsicht auf den Mund die Appetitlichkeit bzw. Unappetitlichkeit für den Menschen bedingt, wie der Geruch die Appetitlichkeit bzw. Unappetitlichkeit für das Tier bedingt. Die Aesthetik des Auges ist es auch, die die Sauberkeit und Reinlichkeit beherrscht, die Sauberkeit und Reinlichkeit, die die Appetitlichkeit und damit den Genuss so wesentlich beeinflusst. Bisher haben die Wissenschaften die Sauberkeit, Reinheit und Reinigung einseitig bloss vom Standpunkte der Hygiene betrachtet. Tatsächlich sind aber diese ästhetische Sauberkeit und die sanitäre Sauberkeit der Hygiene zwei ganz heterogene Begriffe. Künftighin dürfen sie, meine ich[3]), nicht mehr für identisch angesehen werden.

In Wirklichkeit[4]) ist doch die Sorge für die Aesthetik des Auges und die Rücksicht auf die ästhetische Sauberkeit, auf die Appetitlichkeit der Grund dafür, dass sich vor dem „Schwarzkünstler“ — dem Chemiker —, dem Hexenmeister der „schwarzen Küche“ von jeher der Meister der Mundküche, der Küchenmeister, wohlweislich durch die Weissheit schon in seiner Kleidung auszeichnet. Es hatte der Koch schon längst, bevor sich der moderne Chirurg oder der Gynäkologe, durch theoretisch-wissenschaftliche Erkenntnis der neuzeitlichen Hygiene geleitet, in das sauberste Weiss von Kopf bis zu Fuss kleideten, die Hände selbst mit Handschuhen überzogen, den Operationstisch mit sauberer, weisser Wäsche bedeckten, um die peinlichste Reinlichkeit dem ihnen anvertrauten Schutzbefohlenen gegenüber zu beobachten und Sauberkeit in sanitärer Hinsicht vollkommen durchzuführen, schon längst zuvor hatte der Küchenmeister, durch die praktische Erfahrung geleitet, sich ebenfalls in blendendes Weiss gekleidet, das Haupthaar bedeckt, die Hände mit

---

[1]) Karl Möbius, Aesthetik der Tierwelt. 1908. Jena. Gustav Fischer.
[2]) R. Piper, Das Tier in der Kunst. München 1910.
[3]) Hygiene und Aesthetik. Hygien. Rundschau 1913. Nr. 13
[4]) Die moderne Kochküche im Grossbetrieb. Zeitschrift für Hygiene und Infektionskrankheiten 1909. S. 180. — Die Küche in der klassischen Malerei. 1910. Stuttgart, F. Enke. S. 52. — Diät und Küche. Würzburg 1911. S. 113.

Handschuhen versehen und den Tisch mit saüberster Wäsche belegt, um die peinlichste Sauberkeit und die grösste Reinlichkeit — zwar nicht in sanitärer, aber doch in ästhetischer Hinsicht — durchzuführen.

Da der Genuss durch ästhetische Eindrücke von seiten des Gesichts-Sinns so ausserordentlich beeinflusst wird, so hat selbst der Speisenträger, der Kellner, diesen ästhetischen Eindrücken gerecht zu werden. Seit jeher und überall erscheint drum auch der Speisenträger stets im Festkleid. Der schwarze Frackanzug, der Sonntagsstaat und das Festkleid selbst der vornehmsten Herren, ist das Alltagskleid dieses Handwerkers, wie die weisse Kleidung, die weisse Kochjacke und die weisse Kochmütze die Berufstracht des Küchenhandwerkers oder auch die des Chirurgen ist. Daher ist der Kellner mit seinem Handwerkskittel nicht weniger festlich gekleidet als die Festgäste selber, so dass Verwechslungen gelegentlich von Feierlichkeiten gar nicht ausgeschlossen sein sollen.

Drei Gebiete gibt es eben, in denen die Erfordernisse der sanitären Hygiene allein doch noch nicht ausreichen. Diese sind: Wohnung, Kleidung und Nahrung. In der Hygiene dreht sich alles und jegliches bloss um die eine einzige Frage: Was ist gesund und macht nicht krank? Die Gesundheit, der Ausschluss der Krankheit und die Nützlichkeit sind Ausgangspunkt und Endziel aller Massregeln der Hygiene. In Wirklichkeit aber reicht Gesundheit und Leben, für den Menschen wenigstens, nicht aus. Ausschluss von Krankheit ist noch nicht menschliches Leben. Die Menschheit hat ein Recht auch auf Genuss. Zum Leben gehört ausser dem Vegetieren auch das Wohlbefinden, der Genuss. Und zum Genuss gehört, wenigstens auf diesen drei Gebieten, auch das ästhetische Vergnügen.

Die medizinischen Wissenschaften haben den tiefgehenden Unterschied in den beiden Begriffen der Reinheit noch nie erkannt und noch nie gemacht, den Unterschied zwischen der hygienischen Reinheit einerseits, die für die Gesundheit und Gesundung erforderlich ist, und andererseits der ästhetischen Reinheit, die für den Genuss und das Geniessen erforderlich ist. Diese Reinheit ist es, die auch in den Religionswissenschaften eine Rolle spielt. Daher kommt eine schier kurios anmutende Konfundierung beider Begriffe in fachwissenschaftlichen Werken der modernen Literatur. So gelangt Freud zu wahrhaft naiven Vorstellungen. „Die Grenze dieses Ekels", meint er[1]), „ist häufig rein konventionell; wer etwa mit Inbrunst die Lippen eines schönen Mädchens küsst, wird vielleicht das Zahnbürstchen desselben nur mit Ekel gebrauchen können, wenngleich kein Grund zur Annahme vorliegt, dass seine eigene Mundhöhle, vor der ihm nicht ekelt, reinlicher sei als

[1]) Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. 1905. S. 13.

die des Mädchens." Der Grundirrtum von Freud liegt in seiner vollkommenen Verkennung der beiden grundsätzlich verschiedenen Begriffe von Sauberkeit in bakteriologischem und Sauberkeit in ästhetischem Sinn. In dem einen Fall sind die Lippen des schönen Mädchens appetitlich, d. h. sie reizen zur Berührung mit unserem eigenen Munde. „Vos lèvres appétissantes" sagt der alte Sganarelle [1]) zur jungen Dorimène [2]). Im anderen Fall ist aber das Zahnbürstchen im Gegenteil unappetitlich, d. h. ekelhaft, und zwar für den anderen, da er es sieht. Man ekelt sich nur vor dem, was man sieht, daher vor dem Sekret des andern; man ekelt sich nicht vor dem, was man nicht sieht, daher nicht so sehr vor dem eigenen Sekret. Die ersten Voraussetzungen vom Zustandekommen des Ekelgefühls sind Herrn Freud fremd geblieben.

Genau derselbe Fehler, beruhend auf Verwechslung von hygienisch-sanitärer Sauberkeit oder Desinfektion für Gesundheit und Gesundung und ästhetischer Sauberkeit für Genuss und Geniessen ist die Zusammenfassung der heterogenen Kapitel, wie die Desinfektion und Abfallbeseitigung oder Vertilgung von Ungeziefer aus Wohn- und Speiseräumen sind. Und doch finden sich stets beide Kapitel friedlich nebeneinander gesellt. Im Handbuch der Hygiene [3]) findet sich folgende Inhaltsangabe: 1. Wirtschafts- und Reinlichkeitsanlagen, *α*) Wasserversorgung, *β*) Küche, Schlachthaus, *γ*) Bad, Waschhaus, *δ*) Desinfektion, *ε*) Abfallbeseitigung. Das Kapitel der Desinfektion ist es, wo sich folgende Ausführungen finden [4]): „Da es sich in Kasernen, neben der eigentlichen Desinfektion, häufig um Vertilgung von Ungeziefer in Kleidern und Geräten handelt, so ist bei der Desinfektionsanstalt ein kleiner Raum erwünscht, dessen Luft andauernd auf 60—70° erwärmt werden kann. Auf diese Weise lassen sich Kleider von Läusen, Lederstücke und Möbel von Würmern, Polster von Motten, Betten von Wanzen usw. befreien, vorausgesetzt, dass die Einwirkung der heissen, trockenen Luft bei grösseren Stücken mindestens 24 Stunden anhält."

So kommt es, dass in dem Werk des Hygienikers Flügge [5]) über Gesundheitslehre wohl das Kochen als Desinfiziens zur Vernichtung der Krankheitserreger auseinander gesetzt wird. Aber die ästhetische Sauberkeit für Genuss und Geniessen der Mundküche, die Appetitlichkeit, findet keine Erwähnung, ja nicht einmal die eigentliche Aufgabe von Küche und Keller, die Darbietung von sinnlichem Genuss.

---

[1]) Molière, Le mariage forcé, scène II.
[2]) Die Küche in der klassischen Malerei. 1910. Stuttgart, F. Enke. S. 17 ff.
[3]) Handbuch der Hygiene. Gesundheitliche Ansprüche an militärische Bauten. Helbig. Jena 1897.
[4]) Handbuch der Hygiene. Helbig. S. 333.
[5]) Grundriss der Hygiene. C. Flügge. 2. Aufl. Leipzig, Veit & Co. 1911. S. 487.

Daher ist es an der Zeit, auch diesen Faktor des Genusses, den ästhetischen Anteil des Geniessens der Genussmittel wissenschaftlich zu begründen.

III. Gesichts-Sinn und Genuss in der Medizin.

Wie jeder Faktor des Genusses in den medizinischen Wissen schaften ohne alle Beachtung geblieben ist, so hat auch die Appetitlichkeit, der ästhetische Eindruck von seiten des Gesichts-Sinns und der Einfluss der ästhetischen Appetitlichkeit auf den Genuss keinerlei Interesse je in den medizinischen Wissenschaften erregt.

Die Hygiene kümmert sich darum nicht. Gesundheit und Gesundung, das ist ihr einziges Ziel, Genuss und Geniessen sind Probleme, die ihr fernliegen. Die Aesthetik, die diese Fragen der Aesthetik des Genusses am meisten angehen sollten, hat Angst, dass ihr Gebiet noch erweitert werden muss, wie mir ein bekannter Universitätsdozent für Aesthetik sagt. Der Mundarzt hat kein besonderes wissenschaftliches Interesse für die Aesthetik des Mundes. So bleibt dieses Gebiet vogelfrei. Und doch ist die Aesthetik des Geniessens die eigentliche Physiologie der Aesthetik. Ja, die Aesthetik des Genusses erscheint mir dazu berufen, die Lösung der Kern- und Grundfragen der Aesthetik abzugeben.

Denn einerseits dreht sich der ästhetische Genuss um jede Fernhaltung des Gegenteils von jedem Genuss überhaupt. Und das ist der Ekel. Und daher ist der Ekel andrerseits der Angelpunkt, um den sich die gesamte Aesthetik der Zukunft dreht. Der Kernpunkt für die ganze Aesthetik ist das Ekelgefühl. Diese zentrale Stellung des einen Begriffes für die ganze Aesthetik ist noch niemals geahnt, geschweige denn in Erwägung gezogen worden. Weder der geistvolle Philosoph Karl Groos [1]) in seinem Werk „Der ästhetische Genuss. Einleitung in die Aesthetik" noch Rosenkranz [2]) in seiner „Aesthetik des Hässlichen" oder H. Rutgers Marshall [3]) in seinen „Aesthetic Principles" oder Dr. C. M. Giessler [4]) in seinem Aufsatz: „Das Geschmackvolle als Besonderheit des Schönen und speziell seine Beziehungen zum sinnlichen Geschmack" oder Grant Allan: „Physiological Aesthetics" London 1877 erwähnen auch bloss mit einem einzigen Wort diesen Begriff des Ekelgefühls, dem ich wiederholt die entscheidende Stellung für die gesamte Wissenschaft der Aesthetik zuerteile. Kein Begriff hat je die Wissenschaften so bewegt, wie dies der Fall sein wird mit dem des Wesens vom Ekelgefühl. Kein Problem aus der gesamten Physiologie wird der Aesthetik solche Dienste leisten wie das

[1]) Giessen 1912. Alfred Töpelmann.
[2]) Königsberg 1853.
[3]) Marmillan and Co. 1895.
[4]) Zeitschr. f. Psychiologie und Physiologie der Sinnesorgane. Bd. 34. 1904.

von der Natur des Ekels. Nietzsche[1]) hat schon ganz recht, wenn er die Aesthetik angewandte Physiologie heisst. Da der Ekel das Vorgefühl des Brechens ist, das Gefühl der Brechneigung, das prämonitorische Initialsymptom des Exports des Magens, kommt es, dass der Magenarzt es sein muss, der der gesamten Aesthetik erst den Angelpunkt gibt.

B. Gesichts-Sinn und Ekelhaftigkeit.

Wie der Gesichts-Sinn die Appetitlichkeit, wenigstens für den Menschen, beherrscht und damit zum Genuss beitragen kann, so beobachtet er auch die Unappetitlichkeit und vermag jeden Genuss zu zerstören. Denn die Unappetitlichkeit kann sich bis zum Ekel steigern. Diese Ekelhaftigkeit hat an sich mit dem sinnlichen Geschmack nicht das mindeste zu tun. Mancherlei kann sehr wohl in sensueller Hinsicht vorzüglich schmecken und eine anerkannte Delikatesse bedeuten und trotzdem ekelhaft unappetitlich erscheinen. Andererseits kann mancherlei sehr wohl in sensueller Hinsicht so schlecht schmecken, dass der schlechte Geschmack allgemein zugegeben wird, und trotzdem kann es doch äusserst appetitlich aussehen. Diesen Unterschied in den sensuellen Wirkungen des Auges und der Zunge muss man sich klar machen, wenn man das Wesen des Genusses und des Gegenteils erkennen will. Sonst begegnet man Schwierigkeiten. Solche hat selbst Obersteiner[2]) nicht überwinden können, indem er anführt: „... einerseits sehen wir, dass gerade die ärgsten Gifte z. B. Alkaloide, vielleicht schlecht schmecken, uns aber nicht ekelhaft dünken, während andere Dinge, vor denen wir die grösste Abscheu haben, ohne Schädigung der Gesundheit genossen werden können."

Die Aesthetik des Auges ist dem Geschmack sogar überlegen. Denn erstlich ist die Unappetitlichkeit, die Ekelhaftigkeit ebenso wie die Appetitlichkeit, die für den Menschen durch die optische Aesthetik bedingt ist, schon zeitlich vor jedem gustatorischen Eindruck entscheidend. Die optische Aesthetik bedingt die Appetitlichkeit bzw. Unappetitlichkeit, für den Menschen, wie die olfaktorische Aesthetik die Appetitlichkeit und Unappetitlichkeit für das Tier. Sodann kann die Ekelhaftigkeit, durch den optischen Eindruck einmal erregt, durch nichts mehr, auch nicht durch den höchsten Genuss seitens der gustatorischen Eindrücke überwunden werden. Der sinnliche Geschmack kommt dann überhaupt nicht einmal mehr in Frage. Der Geschmack der Aesthetik ist dem Geschmack der Sinne überlegen, dieser ist jenem subordiniert.

---

[1]) Der Fall Wagner. Nietzsche contra Richard Wagner. Leipzig 1895. S. 65.
[2]) A. a. O. S. 23. Zeitschrift für Psychologie. Geschmack und Sprache. 1909. Bd. 56. S. 110 ff.

a) Gesichts-Sinn und Ekelhaftigkeit im Naturreich.

1. Gesichts-Sinn und Ekelhaftigkeit im Pflanzenreich.

Nur wenn man sich stets dessen bewusst bleibt, dass die ästhetische Appetitlichkeit und Unappetitlichkeit vom Gesichts-Sinn abhängt, nur dann gelangt man zur Erkenntnis der merkwürdigen Verschiedenheit in der Aesthetik des Pflanzenreichs und des Tierreichs.

Das Pflanzenreich bietet uns die heftigsten Gifte und zugleich die anerkannten Genussmittel. Aber irgend etwas Ekelhaftem kann man in der ganzen Botanik nicht begegnen. Damit im Zusammenhang steht die Tatsache, dass die verschiedensten Religionen kaum je Verbote zum Geniessen und zum Opfern von Vegetabilien enthalten. Selbst die mosaische Konfession, die so zahlreiche minutiöse Gebote und Verbote von Speisen enthält, besitzt kaum ein Verbot, das sich aufs Pflanzenreich erstreckte.

Demgegenüber ist die Aesthetik des Tierreichs gänzlich anders geartet.

2. Gesichts-Sinn und Ekelhaftigkeit im Tierreich.

Schon die allgemeine Tradition der Menschheit beschränkt den Genuss und das Geniessen von Fleisch bloss auf eine ganz bestimmte und sogar recht kleine Zahl von Tieren. Spinnen, Mäuse, Ratten, Maikäfer, Insekten könnten möglicherweise noch so wohlschmeckend für die Zunge sein, — einen Genuss bereiten sie deshalb doch nicht. In Wirklichkeit haben diese Tiere niemals in der ganzen Weltgeschichte auch nicht einem einzigen Volke als Delikatesse gegolten.

Zwar wird von China berichtet, dass man dort gebratene Regenwürmer und Rattenschwänze mit Honig als Delikatesse preist. Der Chinese soll ohne jedes Schaudern oder Bedenken alles essen: Raubtiere, Katzen, Hunde, Ratten, Würmer, Schlangen, Eier, die zwanzig Jahre und länger vergraben waren u. a. m. Doch haben neuere Forschungen ergeben, dass dies alles unrichtig ist. Dr. Matignon[1]) berichtet in seinen wissenschaftlichen Arbeiten nichts davon. Auch M. von Brandt[2]), der ausführlich auf die Sitten und Gebräuche im Geniessen der Chinesen eingeht, erwähnt von solchen seltsamen Gewohnheiten gleichfalls nichts.

Man muss doch einmal die Frage aufwerfen, warum denn all jene Tiere eigentlich keinen Genuss bieten können. Das ist doch so wenig der

---

1) Dr. Matignon, Chef du laboratoire de pathologie exotique à la Faculté de Bordeaux: L'alimentation du Chinois. Rev. d'Hygiène et de Police sanitaire. T. XXXI Nr. 2, février 1909, p. 120—125. — Die Küche in der klassischen Malerei. 1910. Stuttgart. S. 56.

2) Aus dem Lande des Zopfes. Plaudereien eines alten Chinesen. 3. Aufl. 1908. Leipzig, Georg Wigand. S. 23—46: Wie China isst und trinkt.

Fall, dass sie nicht einmal zu Zeiten der Hungersnot und der Teuerung mit Genuss verzehrt werden können.

Mir erzählte freilich ein anerkannter Gelehrter, Universitätsdozent für Botanik, er hätte aus wissenschaftlichem Interesse sogar Spinnen verzehrt und sich an dem Wohlgeschmack delektiert. Allein erstlich ist dabei doch das eine zu bedenken, dass wissenschaftliche oder künstlerische Interessen sehr wohl imstande sind, alle Gefühle der natürlichen Abwehr herabzusetzen[1]). Jedes besondere Interesse bewirkt, dass wir uns in jeder Weise überwinden können. Die natürlichsten Gefühle werden ertötet. Das ist sicher, so traurig es auch manchem erscheinen mag. Der Pastor Manders[2]) ist es, der diese Tatsache beklagt: „Nun, es wäre aber auch zu traurig, wenn die Trennung und die Beschäftigung mit der Kunst imstande wären, die natürlichsten Gefühle zu ertöten.“ Aber die Tatsache besteht nun einmal zu recht. Und daher sind Künstler und Forscher in diesem einen Punkte nicht immer massgeblich.

Zweitens ist gerade die Spinne eines von den Tieren, dessen Anblick schon genügt, solche Unlustgefühle zu erregen, dass der Wunsch nach Berührung unseres Körpers oder gar Berührung unseres Mundes, unserer Lippen mit ihnen und vollends das Verlangen nach ihrer Aufnahme in unseren Mund und in den Schlund hinein zum Verschlucken oder Verzehren gar nicht aufkommt. Jedenfalls wäre dies kein Genuss. Der optische Reiz verlegt geradezu den Wunsch nach taktilem Reiz. Und diese Beobachtung kann man, was doppelte Beweiskraft hat, auch bei Gelehrten sogar machen. So erzählt dies Emil Du Bois-Reymond[3]) selbst von seinem Vorgänger Johannes Müller: „Ja sogar Zergliederungen von Tieren soll er vorgenommen haben, obwohl er eine zarte, leicht widrig erregende Sinnlichkeit besass, die ihn den Anblick von Spinnen zu einer Zeit noch ungern ertragen liess, wo man ihm über Gang und Augen dieser Tiere schon umfängliche Aufschlüsse verdankte.“ Dazu gibt Du Bois-Reymond[4]) die Mitteilung von Seul[5]) über Joh. Müller wieder: „Gegen Spinnen hatte er die grösste Abneigung. Als er einmal durch ein Tor

---

1) Ich habe das eingehend erörtert: Diät und Küche. Würzburg 1911. S. 115.

2) Ibsen, Gespenster. Erster Aufzug.

3) Reden von Emil Du Bois-Reymond, zweite Folge. Leipzig 1887. Gedächtnisrede auf Johannes Müller, S. 148.

4) L. c. S. 307. Anm. 6.

5) Handschriftliche Mitteilung von Herrn Oberstudiendirektor a. D. Peter Seul zu Urfeld bei Bonn. — In dem auch im Handbuch der Physiologie usw. Bd. I, 3. Aufl., S. 648, abgedruckten Artikel „Tierische Elektrizität“ aus dem „Enzyklopädischen Wörterbuche“, Bd. X, 1834, S. 546, scheint Müller bei Gelegenheit der Geschichte Cutognos mit der Maus (s. „Untersuchungen über tierische Elektrizität“, Bd. I, 1848, S. 40) auf diesen Widerwillen anzuspielen. Man vgl. auch seine naturgeschichtliche Schilderung der Spinne in Okens „Isis“, Jahrg. 1828, Bd. 21, S. 711.

ins Gymnasium gehen wollte, hing eine Spinne, eine recht grosse, mitten im Eingange, und veranlasste ihn, mich, der schon drinnen in nicht grosser Entfernung war, zu Hilfe zu rufen; als ich ihm das Untier beseitigt hatte, wurde er bald von seinen Mitschülern dieser kuriosen Abneigung wegen vielfach aufgezogen und mit Spinnen geneckt."

Diese Abneigung gerade vor Spinnen muss sogar recht allgemein und von jeher bestehen. Denn gar zu oft findet sich eine solche Angabe in der Weltliteratur. Hebbel[1]) schildert den Abscheu, den der Kämmerer vor Mirza empfindet, mit den Worten:

„Verkrieche dich in eine Ecke, ebräische Spinne." Shakespeare[2]) hat dieselbe Vorstellung von dem allgemeinen Widerwillen vor einer Spinne sogar in verstärktem Masse:

There may be in the cup
A spider steep'd, and one my drink, depart,
And yet partake no venom; fore his knowledge
Is not infected; but if one present
Th'abhorr'd ingredient to his eye, make known
How he hath drunk, he cracks his gorge, his sides,
With violent hefts.

Wohl kann sich eine Spinne
Verkriechen in den Becher, und man trinkt,
Man geht und spürt kein
Gift, nicht angesteckt
Ward das Bewusstsein; aber hält uns einer
Die ekelhafte Zutat vor und sagt uns,
Was wir getrunken, sprengt man Brust und Seiten
Mit heftigem Würgen.

Und Schiller hebt den Abscheu, den man schon beim blossen Anblick der Spinnen empfindet, nicht weniger als zweimal hervor: „Du weisst, dass mir auf diesem weiten Erdenrund kein Geschöpf so zuwider ist als die Spinne..." So sagt Spiegelberg[3]). Noch drastischer meint Luise[4]): „Vor einer Spinne schütteln wir uns." Im Freischütz schilt Aennchen die ängstliche ahnungsvolle Agathe: „Du zitterst auch vor jeder Spinne". Shakespeare[5]) spricht ebenso von der „eklen Kröte".

Nicht einmal unsere Lieblingstiere: Katzen, Hunde, Pferde, die wir sehr gern schon mit unserer Hand anfassen, mögen wir mit unserem Munde berühren und küssen, wenigstens mögen wir nicht den Mund der Tiere mit unserem eigenen Munde berühren oder gar das Fleisch mit Genuss verzehren. So nehmen die Säugetiere, die in der

[1]) Judith. 5. Aufzug.
[2]) Wintermärchen. II, 1. — Münch. med. Wochenschr. 1908. Nr. 23. S. 4: Appetitlichkeit und Unappetitlichkeit.
[3]) Räuber. II, 3.
[4]) Kabale und Liebe. V, 1.
[5]) Othello.

Reihe der Lebewesen höchststehende Tierklasse, durchaus nicht etwa alle denselben Rang in der ästhetischen Bewertung als Schlachtvieh ein, noch nicht einmal heutzutage in dem Zeitalter der Aufklärung. Allerdings ist die Literatur doch vereinzelt mit gutem Beispiel vorangegangen.

Goethe hält es noch nicht einmal für möglich, einen falschen Hasen dem Hasen täuschend ähnlich für den Geschmack herzustellen. Diese vermeintliche Unmöglichkeit benutzt er sogar zum Vergleich, um daran die Unwahrscheinlichkeit von Newtons Ansicht zu erläutern.

Es war am 18. Mai 1810, als Goethe das Spottgedicht „Die Katzenpastete“ gegen Newtons nach seiner eigenen Meinung missbräuchliche Anwendung der Mathematik auf die Farbenlehre gerichtet hatte:

Es war einmal ein braver Koch,
Geschickt im Appretieren,
Dem fiel es ein, er wollte doch
Als Jäger sich gerieren.

Er zog bewehrt zum grünen Wald,
Wo manches Wildbret hauste,
Und einen Kater schoss er bald,
Der junge Vögel schmauste.

Sah ihn für einen Hasen an
Und liess sich nicht bedeuten,
Pastete viel Würze dran
Und setzt' ihn vor den Leuten.

Doch manche Gäste das verdross,
Gewisse feine Nasen:
Die Katze, die der Jäger schoss,
Macht nie der Koch zum Hasen.

Allein kaum ein Jahrhundert später hat uns schon Emil Rosenow in seinem Schwanke „Kater Lampe“ gezeigt, wie trefflich der Kater als Lampe selbst der hohen Behördlichkeit mundet. Der Höhepunkt des Stückes ist der dritte Akt. Ein Kater, der in der kleinen sächsischen Gemeinde viel Unfug getrieben, ist behördlich beschlagnahmt und dem Gemeindediener Seifert amtlich in Verwahrsam gegeben worden. Er sitzt oben in der Bodenkammer schon mehrere Tage, und das Verpflegungsgeld ist Seifert noch immer nicht ausgezahlt worden. Da erwacht in Frau Seifert mit spitzbübischer Schalkhaftigkeit der Gedanke, die Katze zu töten und sich so einen Braten zum Abendessen zu beschaffen. Mit der Verschlagenheit der Macbethgattin weiss sie ihrem Gatten den Mordgedanken zu suggerieren. Er besteigt mit seinem für drei Groschen neu geschliffenen Gemeindedienerdegen, schlotternd vor Angst, die zum Kater hinaufführende Leiter und vollbringt die Tat. Als nun der Kater im Topfe schmort, kommt der inspizierende Bezirksgendarm und wird zum Hasenbraten eingeladen, bald auch der Briefträger des Ortes. So wird nun die veruntreute, freventlich ermordete Katze zum Kater Lampe, und die hohe Obrigkeit tut sich daran noch gütlich.

Und gar Gerhart Hauptmann verschmäht in den „Webern“ nicht einmal den Ami. „Und war aso a nette betulich Hundel“, sagt Mutter Baumert, und Ansorge: „Das is ooch ne Guttschmecke, das macht gar a lieblich Gericht.“

Von besonderer Bedeutung ist daher die Mitteilung, die Amundsen, der Entdecker des Südpols, über die Ernährungsfrage macht: „Wir haben glücklicherweise nie unsere Ration einzuschränken brauchen. Was man jedoch unter voller Ernährung in diesem Klima versteht, ist lange nicht das, was ein gewöhnlicher Mensch in gemässigtem Klima verzehrt. Der Appetit hat keine Grenzen, und man könnte unaufhörlich essen. Während der Rückreise hatten wir nicht nur unsere volle Ration, sondern konnten sogar von dem Proviant nehmen, den wir in unserem Depot am 86. Grad niedergelegt hatten. Die ersten Hunde waren wir bei 85 1/2 Grad zu töten gezwungen. Wir schlachteten vierundzwanzig. Trotzdem die Hunde nicht allzuviel Futter bekommen hatten, war das Fleisch doch sehr fett und ein Leckerbissen."

Allein, all die angeführten Beispiele sind doch bloss seltene Ausnahmen. Und wären sie es nicht, so würde das lebhafte Interesse, das solche Ausnahmen stets erregten, am besten beweisen, wie allgemein sonst jene Ausschliessung von Hundefleisch für die menschliche Nahrung stets gewesen und geblieben ist.

Die Tatsache ist jedenfalls sicher, dass man kein einziges Tier so sehr verabscheut, zu berühren, zumal mit dem Munde, vollends für die Mundküche zum Verzehren, wie: Maus und Ratte. Selbst in Zeiten der grössten Hungersnot, nicht bloss der Fleischnot, greift man am allerletzten erst zu Mäuse- und Rattenfleisch.

Diese Abneigung geht so weit, dass sie sich selbst auf Tiere erstreckt, die ein entfernt ähnliches Aussehen haben wie Mäuse, z. B. die Siebenschläfer Glires. Im römischen Altertum schätzte man sie zwar als eine Delikatesse, mästete sie und hielt eigene Gliraria. Heutzutage noch gelten sie in der Schweiz als besondere Leckerbissen. Als aber einmal ein Gourmet einem Kreise von Freunden diese seltene Leibspeise vorsezte, war sogar der Diener von dem Anblick dermassen dégoûtiert, dass er um nichts in der Welt dazu zu bewegen gewesen wäre, einen Bissen auch nur anzurühren.

Gemeinsam mit den Mäusen und Ratten ist noch eine Tierklasse dadurch ausgezeichnet, dass sie keinen Appetit und keine Genußsucht erregt, sondern diese geradezu verlegt. Das sind die Tiere, welche die Küche unter der Bezeichnung „Ungeziefer" zusammengefasst. Das Wort „Ungeziefer" ist zusammengesetzt aus dem Teil „un" und „Zepar" Opfer. Es bedeutet das Tier, das von jeher zum Opfern ungeeignet war. Ungeziefer sind also seit den ältesten Zeiten zum Opfern und zum Verzehren verhasst. Ja, der Abscheu des Menschen vor dem Ungeziefer geht so weit, dass er sich sogar in der Nachwirkung und in der Fernwirkung geltend macht. Denn schon die Beimischung des Ungeziefers kann hinreichen, sogar unsere Lieblingsspeise zu verekeln, vollends noch nachträglich. Auch diese Tatsache, der modernen Medizin fremd, ist schon längst

in der klassischen Literatur festgehalten. Shakespeare ist es, der im „Wintermärchen“ diese Fernwirkung des Abscheus infolge der Beimischung des Ungeziefers zum menschlichen Genussmittel ausmalt. Freilich sagt der Volksmund, „in der Not frisst der Teufel Fliegen“. Allein dabei vergisst man doch, dass es ja eben der Teufel ist und nicht der Mensch, den die Not selbst zur Fliege greifen lässt. „Wenn man auch Fliegengott, Verderber, Lügner heisst“, sagt Faust zu Mephisto. Beelzebub ist der Fliegenbaal, die gebräuchliche Bezeichnung mancher Konfessionen für den Satan, den Obersten der Dämonen, dem gerade alle unsauberen und ekligen Gelüste eigen sind. Mit Recht ist daher Mephisto[1]), dem alle belästigenden Tiere angehören, und der daher am Widerlichen Freude hat, im „Faust“[2]):

„Der Herr der Ratten und der Mäuse,
Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse.“

Andererseits erhielt sich bei einigen Völkern doch auch die Annahme, dass ekelhafte Dinge auch den bösen Dämon verscheuchen können. Es ist gewiss nicht Zufall, wenn es wiederum die Frösche, Fliegen und Mücken sind (Psalm 105, Vers 30, 31. Händel „Israel in Aegypten“), die der Herr als Plage sendet und zwar nicht bloss um Seuchen hervorzurufen.

Aus diesen Tatsachen ergibt sich die Erkenntnis, dass manche Tiere seit altersher mit einer geradezu überraschenden Gleichmässigkeit keinen ästhetischen Genuss bieten und die ästhetische Genußsucht, den Appetit des Menschen zum Verzehren ihres Fleisches nicht erregen, sondern verlegen, ja im höchsten Maße den Appetit selbst auf andere Speisen verderben können. Sie erscheinen uns nicht appetitlich, sondern unappetitlich.

Was sagen denn nun aber die Wissenschaften dazu? Wie erklären die Wissenschaften denn eigentlich all diese Tatsachen?

Wie seltsam! All diese Fragen sind überhaupt noch nicht ein einziges Mal in irgend einer der zuständigen Wissenschaften auch nur aufgeworfen worden! Nicht die Hygiene, nicht die Physiologie, nicht die Psychologie, nicht die Aesthetik, nicht die Klinik, nicht die Diätetik haben sich je um diese praktisch wichtigen und leicht nachkontrollierbaren Erscheinungen gekümmert.

Gewisse Tiere sind eben bei allen Völkern, zu allen Zeiten, ja bis auf den heutigen Tag von den meisten Menschen verabscheut worden,

---

[1]) Erster Teil 1162.

[2]) Der geistvolle Prof. Georg Sticker verwendet diese Worte, indem er an die Stelle der Frösche die für seine Beweisführung bequemer erscheinenden Flöhe setzt, für seine sanitär-hygienischen Gesichtspunkte. Die aesthetischen Gesichtspunkte berührt er nicht in seinem herrlichen Werke: „Seuchengeschichte und Seuchenlehre“. Giessen.

weil sie unappetitlich sind. Sie sind es, weil sie ein „Ekel erregendes", „abscheuliches", „grässliches" Aussehen haben. In dieser Hinsicht teilt die Küche die ganze Tierwelt in zwei Klassen. Die eine Klasse sind die appetitlichen Tiere, die andere bilden die „Ekel erregenden", ästhetisch unappetitlichen Tiere, die daher zur Nahrungsaufnahme für Menschen allerorten und zu allen Zeiten als ungeeignet angesehen und verabscheut werden.

Wenn die Klasse der Ekel erregenden Tiere so zahlreich ist, und wenn die Aesthetik in der Pflanzenwelt so überaus einzig ist im Vergleich zur Aesthetik in der Tierwelt, so liegt das in einer Besonderheit. Der optische Eindruck ist um so ekelhafter, je mehr wir Menschen uns vom anthropozentrischen Standpunkt aus mit dem Gegenstand identifizieren können. Da dies mit Pflanzen nicht so leicht möglich ist, so überwiegen die optischen Eindrücke aus dem Tierreich für die Ekelhaftigkeit.

b) Aesthetik und Ekelhaftigkeit in der Medizin.

Dass der ästhetische Genuss in den medizinischen Wissenschaften ganz vergessen geblieben ist, das ist nicht wenig merkwürdig. Macht doch schon die Natur auf die Aesthetik aufmerksam. Daher genügt die einfache Beobachtung, um die Bedeutung der ästhetischen Faktoren zu erkennen.

1. Aesthetik und Ekelhaftigkeit in der anatomischen Anlage.

Schon die Klassiker des Altertums machen auf die merkwürdige Regelmässigkeit in der anatomischen Lage der Sinne bei allen Tieren aufmerksam. Es war ihnen nicht entgangen, dass die Ekelhaftigkeit sich zumeist an die beiden Sinne des Auges und der Nase wendet. Daher beobachteten sie die Regelmässigkeit, mit der die Natur gerade dem Auge und der Nase, den für die Appetitlichkeit und Unappetitlichkeit bestimmten Fernsinnen, am meisten alles entzogen hatte, was am eigenen Leibe widrig und ekelhaft erscheinen könnte. Daher seien Auge und Nase am meisten nach oben und vorn gesetzt. „Und so wie die Baumeister in den Gebäuden dem Auge und der Nase der Hausbesitzer die Abflüsse entziehen, die notwendig etwas Widriges haben müssen; so hat die Natur Aehnliches weit von den Sinneswerkzeugen entfernt." So sagt Cicero[1]: „Aque, ut in aedificiis architecti avertunt ab oculis et naribus dominorum ea, quae profluentia necessario tetri essent aliquid habitura: sic natura res similes procul amandavit a sensibus."

Dasselbe sagt Xenophon[2]: „Der Mund, durch den das, wonach

[1]) Cicero, De natura deorum. Lib. II, 56. 140.
[2]) Xenophon, Memorabil. Erinnerungen an Sokrates. I, 4, 6.

die Lebewesen verlangen, eingenommen wird, ist in die Nähe der Augen und der Nase gesetzt; hingegen die Abzugsgänge sind, weil sie uns widerlich sind, abseits angebracht und so weit als möglich von den Sinneswerkzeugen weggekehrt und entfernt.

ἐπεὶ δε τὰ ἀποχωροῦντα δυσχερῆ, ἀποστέψαι τοὺς τούτων ὀχετοὺς καὶ ἀπενεγκεῖν ᾗ δυνατὸν προσωτάτω, ἀπὸ τῶν αἰσθήσεων.

2. Aesthetik und Ekelhaftigkeit in den physiologischen Verrichtungen.

Wie sehr die Aesthetik des Auges die Einführung in den Mund bewacht, lehren mannigfache physiologische Beispiele. Unsere eigenen Sekrete schlucken wir stets unbedenklich herunter, solange wir sie nicht mit unseren Augen sehen. Aber sobald wir sie mit unseren Augen erst einmal erblickt haben, erscheinen selbst sie uns so unappetitlich, dass wir sie nicht wieder berühren oder gar in den Mund nehmen oder vollends hinunterschlucken mögen. „Es kommt uns hoch", wie sich der Volksmund ganz richtig ausdrückt. In entgegengesetzter Richtung verlässt selbst das vorher bereits mit Appetit Verzehrte den Magen wieder durch Erbrechen, nachträglich noch macht sich solch gewaltige Rück- und Fernwirkung geltend. Speichellecker ist drum der verächtlichste Schimpfname. Gerade deshalb wirkt Cramptons[1]) Anekdote über Rauch so komisch. Ihm war einmal Nasenschleim auf eine Büste herabgetropft, „da hat er es mit der Zunge entfernt".

Nun erst erkennt man, warum gerade der Anblick all unserer Sekrete und Exkrete unappetitlich, ja ekelhaft erscheint. Der witzige Hyrtl[2]) meint: „Alle Exkretionsverrichtungen, vom lächerlichen und anstössigen Niesen und Spucken bis zur Stuhlentleerung, haben etwas Hässliches, ja Ekelerregendes an sich. Ausser Kranken und Aerzten spricht deshalb, trotz ihrer Unentbehrlichkeit, niemand von ihnen. Der wohltuende Eindruck, welchen der Anblick einer vollendet schönen Menschengestalt in uns hervorzurufen pflegt, verliert sich augenblicklich, wenn man ihn mit einer Exkretion in Verbindung bringt. Man denke an Apoll auf dem Leibstuhl, an eine sich in die Finger schneuzende Juno, an Zeus Olympicus mit dem Spucknapf statt dem Donnerkeile, an einen schwitzenden Vulkan, an Herkules im Pissoir beschäftigt, an einen mit hartem Stuhlgang ringenden Achilles, an einen schlafenden Endymion, cum profluvio seminis nocturno, an eine von Blähungen heimgesuchte Pallas Athene, an die jungfräuliche Königin der Nacht im Wochenbette, mit strömenden Lochien, an Venus Anadyomene mit menstruentriefenden Schamteilen usw. Aesthetischer wäre es gewesen, wenn diese

[1]) Hauptmann, College Crampton.

[2]) Hyrtl, Lehrbuch für Anatomie: Allgemeine Bemerkungen über die Absonderungen. S. 265/66.

Funktionen von dem Ebenbilde Gottes hätten wegbleiben können. Aber es geschah, was geschehen musste, und so ist nicht weiter über sie zu klagen, und Gott zu danken, wenn sie regelmässig vonstatten gehen."

Nun erst erkennt man, warum der Anblick von etwas ästhetisch Hässlichem genügen kann, um uns den Genuss auch der Leibspeisen, die selbst für unseren individuellen Geschmack sinnlich die wohlschmeckendste ist, ganz zu verleiden. Nun erst erkennt man, warum der Sinnes-Eindruck des Auges den ästhetischen Genuss ganz stören kann.

3. Aesthetik und Ekelhaftigkeit in der Arzneimittel-Lehre.

Wenn man die Appetitlichkeit in der Bedeutung des ästhetischen Geschmacks für den Genuss der Genussmittel in der Physiologie, in der Diätetik und überhaupt in der Heilmittellehre bisher ausser acht gelassen hat, so liegt dies daran, dass die Medizin die Genussmittel mit den Arzneimitteln stets zusammenfasst und beide von ein und demselben Standpunkt betrachtet. Selbst Schmiedeberg hält diese beiden ganz heterogenen Mittel, Genussmittel und Heilmittel, nicht mit der erforderlichen Scheidung auseinander. Einmal kommt für das Heilmittel mehr die resorptive Wirkung, also der spätere Effekt erst nach Aufnahme in unser Fleisch und Blut, in Frage. Dasselbe gilt aber durchaus nicht für den Genuss der Genussmittel. Für das Geniessen kommt die frühere örtliche Wirkung auf den sinnlichen Geschmack der Zunge und vordem noch die auf den ästhetischen Geschmack des Auges in Frage. Damit hängt der zweite Gegensatz zusammen. Genussmittel bedürfen der ästhetischen Appetitlichkeit, nicht so die Arzneimittel.

Die Heilmittel sind, abgesehen von ihrem Ungeschmack, worauf ich[1]) ausführlich eingehe, mitunter auch recht unappetitlich in ästhetischer Hinsicht. So spricht Faust von seinem Vater, der in der schwarzen Küche „nach unendlichen Rezepten das Widrige zusammengoss". Das Widrige, das Böse, ist das Heilmittel. „Böses muss Böses vertreiben". So sagt noch heute das Volk. Das Böse bezeichnet die Heilmittel und die Krankheiten. Tatsächlich hielt man ja den Kranken für behext, für einen vom bösen Geist, vom Teufel Besessenen. Der böse Dämon, der die Krankheit hervorgerufen hat, muss durch ekelhafte Ingredientien aus dem Leib des armen Kranken verscheucht werden. Extrakte von Tieren, z. B. von Blutegeln, Insekten, selbst Ungeziefer, fanden daher eine ausgiebige Verwendung im Heilschatz ehedem, ja sogar Exkremente von Tieren und auch von Menschen. Tatsächlich sind aber Exkremente das weitaus Unappetitlichste. Mit Recht gibt daher sogar die moderne Medizin, die sonst auf Aesthetik keinen besonderen Wert legt, ja ihr entgegengesetzt

[1]) Die diätetische Küche und die lateinische Küche. Fortschr. d. Med. 1914. Nr. 14.

scheint, doch dem Symptom des Koterbrechens die technische Bezeichnung „Miserere".

Eine gewisse Berühmtheit haben in dieser Hinsicht die Heilmittel des Dr. Paullini erlangt, dessen Werk den Titel führt: „Dreck-Apotheke". Gar Teufels-Dreck ist eine seit jeher bis auf den heutigen Tag beliebte Arznei. Jn der Medizin der alten Agypter kehren Rezepte wieder, wie das berühmte aus dem Berliner Papyrus[1]: „Löwenkot, Panterkot, Steinbockskot, Gazellenkot, Straussenkot, damit den Patienten zu räuchern". Diese Mischung von Dreck ist selbst dem Teufel ekelhaft, und deswegen hoffte man, ihn durch diesen Teufelsdreck zu verscheuchen. Teufelsdreck kann selbst der Teufel nicht aushalten. Und da verwendete Prof. Bickel diesen Teufelsdreck, um in seinen wissenschaftlichen Experimenten an Menschen, denen er Teufelsdreck zum Kosten in den Mund gibt, das Wesen von Genuss und Genußsucht, die Natur des Appetits, zu ergründen!, wodurch er förmlich an Carlyles[2]) Professor Teufelsdröckh mahnt.

4. Aesthetik und Ekelhaftigkeit in der Diätetik.

Die ästhetische Appetitlichkeit und Unappetitlichkeit bezieht sich am meisten auf den Mund und auf das Geniessen unserer Nahrung mit dem Mund. Daher haben diese Momente die grösste Bedeutung für die Wissenschaft der Diätetik. Allein diese Disziplin vernachlässigt die natürliche Mündung des Mundes in allen seinen Funktionen.

Die moderne gar so „exakte" Diätetik bevorzugt gerade die dem Mund entgegengesetzten Leibesöffnungen, die am weitesten rückwärts und unten gelegen, am widrigsten erscheinen. Um aber die Nahrung, die ins Rektum gespritzt wird, in den Körper aufzunehmen, dazu bedarf es nicht erst des Appetits. Diese Aufnahme ist nicht das, was Genuss bedeutet. Umgekehrt wird der Appetit nicht durch die Einverleibung von Nahrungsmaterial in andere Leibeshöhlen als die Mundhöhle gestillt. Es ist dasselbe Verhältnis wie bei der künstlichen Ernährung auch bei der künstlichen Befruchtung. Durch künstliche Injektion von Sperma wird auch nicht der Appetitus coeundi gestillt.

Und doch finden sich in den plötzlich modern gewordenen Schriften über die Mundküche die Vorschriften von Nährklysmen für den After. Hintergedanken! Hinten ist's freilich leichter als vorn[3]). Wie sagt doch Molière[4])?

---

[1]) Der grosse medizinische Papyrus, Berlin. Mns. herausgegeben von Walter Wreszinski, Leipzig 1909. — Die Medizin der alten Aegypter. Med. Klinik. 1911. Nr. 21. S. 836.

[2]) Carlyle, Sartor resartus. — Die Alkoholfrage im Lichte der modernen Forschung. 1909. S. 60.

[3]) Diät und Küche. 1911. S. 147.

[4]) Molière, Eingebildete Kranke. III, 4.

Herr Fleurant (zu Beralde): Wie kommt Ihr dazu, Euch in die ärztlichen Verordnungen zu mischen, und den Herrn zu hindern, sich von mir ein Klistier geben zu lassen? Ihr nehmt Euch ja sehr viel heraus!

Beralde: Macht, dass Ihr fortkommt, Herr; man merkt, dass Ihr nicht gewohnt seid, Gesichter vor Euch zu haben.

So sagt Molière. Schon Nietzsche schilt diese Afterweisen „Aftergelehrte" und diese Wissenschaft „Afterwissenschaft".

Und doch fahren die „exakten" Forscher fort, die diätetische Küche zu pflegen und zugleich die Faezes-Untersuchungen vorzunehmen. Die Faezes sind nun einmal das exakte Objekt der klassischen Forscher. Da stecken die „Exakten" ihre Nase hinein. Schon Goethe hat solche Proktophantasmisten in der Walpurgisnacht arg mitgenommen:

„Er wird sich gleich in eine Pfütze setzen,
Das ist die Art, wie er sich soulagiert,
Und wenn Blutegel sich an seinem Steiss ergötzen,
Ist er von Geistern und vom Geist kuriert."

Wenn Diätetiker wie Ad. Schmidt, H. Strauss u. a. m. Faezes, Nährklystiere und Küche in Theorie und in Praxis in einen Topf werfen und vereinigen, dann beweisen sie damit, dass sie noch nicht die geringste Einsicht in die Bedeutung des ästhetischen Genusses und umgekehrt in die der Ekelhaftigkeit für die Diätetik gewonnen haben. Jene wissenschaftliche Zusammenfassung der beiden entgegengesetzten Gebiete ist ebenso unstatthaft und unmöglich wie etwa die Aufnahme von angenehm aber scharf riechenden Substanzen in ein grosses Geschäftshaus, das Kaffee, Tee und ähnlich empfindliche oder gar anziehende Genussmittel vertreibt. In richtiger Erkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse schlägt der tüchtige Kaufmann, der Kaffee und Tee vertreibt, schon jedes Angebot aus, das ihm auch z. B. den Vertrieb von Pfeffermünztablettchen ermöglicht, mag dieses auch finanziell noch so günstig erscheinen.

Man darf eben nicht die eine Tatsache aus den Augen verlieren: In der gesamten Physiologie beansprucht keine einzige Funktion ein derartiges Mass von Aesthetik wie die Nahrungsaufnahme, das „Geniessen", wie die deutsche Sprache das Essen schon nennt. In der ganzen Medizin zeichnet sich darum die Diätetik aus durch das Erfordernis an Aesthetik. Das Geniessen, schon die Vorbereitungen zum Essen sind besonders bevorzugte Handlungen. Schon die Zeit vor dem Geniessen darf durch keinen die Aesthetik beleidigenden Sinnes-Eindruck gestört werden. Diese, der modernen Diätetik noch unbekannten Tatsachen werden in der Literatur häufig erwähnt. So sagt Effi Briest[1]) zu dem Major Crampas, als er von Heines Vitzliputzli redet:

---

[1]) 1896. 2. Aufl. Theodor Fontane, 17. Kapitel, S. 238.

„Nein Crampas, so dürfen Sie nicht weiter sprechen. Das ist indezent und degoutant zugleich. Und das alles so ziemlich in demselben Augenblicke, wo wir frühstücken wollen." „Ich für meine Person sehe mich dadurch unbeeinflusst und stelle meinen Appetit überhaupt nur in Abhängigkeit vom Menü."

Wie die Zeit vor dem Essen, so erfordert auch die Zeit nach dem Essen besondere ästhetische Rücksichten. Andernfalls wird, wie in dem einen Fall der Appetit verdorben, in dem anderen der Ekel leichter hervorgerufen. Daher müssen die Gastwirtschaften, die das Publikum nach dem Essen besucht, besonders ausgezeichnet sein durch ästhetische Einrichtungen. Und tatsächlich sind diese Etablissements, die Konditoreien und die Cafés, den anderen Speisewirtschaften seit jeher an jedem ästhetischem Arrangement weit überlegen.

Alle diese praktisch wichtigen Tatsachen der Aesthetik gehen ebenso wie die Aesthetik und Psychologie auch die Diätetik an, will sie die Probleme des Geniessens und des Genusses nicht weiterhin vernachlässigen.

Sitzungsberichte.

Psychologische Gesellschaft zu Berlin.

Wintersemester 1912/13.

Donnerstag, den 17. Oktober 1912.

Vorsitzender: Herr **Levy-Suhl**, Schriftführer: Herr **Neumann**.

Herr Dr. **Moll** spricht über: Physiologisches und Psychologisches über Liebe und Freundschaft[1]). Er weist darauf hin, dass die Unterscheidung von Liebe und Freundschaft sich meistens nicht durch ein einzelnes Symptom herbeiführen lässt. Wie in der Psychiatrie und in der Medizin im allgemeinen kann man nur bei Berücksichtigung aller psychologischen und physiologischen Vorgänge die Frage, ob die engen Beziehungen zweier Personen auf Freundschaft oder auf Liebe beruhen, mit Sicherheit beantworten. In einzelnen Fällen wird die Antwort freilich nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit gegeben werden können. Die oft aufgeworfene Frage, ob zwischen Mann und Weib Freundschaft möglich sei, ist für Ausnahmefälle zu bejahen. Andererseits zeigt die Lehre von den abnormen sexuellen Gefühlen, dass auch Liebe zwischen Frauen und zwischen Männern bestehen kann. Die Verschiedenartigkeit des Geschlechts kann daher nicht genügen, die Diagnose zu stellen. Es ist zu berücksichtigen, dass die Liebe ganz andere Gehirnvorgänge auslöst als die Freundschaft. Dies geht schon daraus hervor, dass die Liebe fast stets mit Genitalempfindungen und Genitaltrieben einhergeht, nicht aber die Freundschaft, d. h. die Gehirnvorgänge lösen in dem einen Falle periphere Vorgänge aus, im andern nicht. Mitunter kann eine Freundschaft äusserlich den Charakter der Liebe tragen. Vielleicht gehört Gleim mit seinen leidenschaftlichen Freundschaftsergüssen, die allerdings vielfach an Liebesbriefe erinnern, zu diesen Persönlichkeiten. Auch psychologisch sind beide Gefühle von einander zu trennen. Die Liebe ist

[1]) Der Vortrag ist in dieser Zeitschrift 4. Band, 5. Heft erschienen.

egoistischer, auch die Eifersucht ist bei ihr deutlich ausgeprägt. Die Liebe fordert keine Gegenseitigkeit, wohl aber gilt dies für die Freundschaft.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Adler, Dr. Möller und Martens.

Donnerstag, den 31. Oktober 1912.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Hennig** spricht zur Psychologie des Seelenwanderungsglaubens und der fausse reconnaissance. Es gibt eine grosse Anzahl von Menschen, die öfters oder mindestens vereinzelt in ihrem Leben das sonderbare Gefühl gehabt haben, dass sie während irgend eines Ereignisses die sehr bestimmte Empfindung überkomme, genau dieselbe Situation unter genau denselben äusseren Umständen bis in alle Einzelheiten hinein schon einmal erlebt zu haben. Ein Beispiel, das ein Autor berichtet: „Bei der Hochzeit seines Bruders erklärte ein Mann plötzlich, er sei ganz sicher, dass er derselben Feier unter denselben Umständen im vorigen Jahr schon einmal beigewohnt habe, dass er alle Einzelheiten wiedererkenne und nicht wisse, warum man das alles noch einmal wiederhole." Zu den Persönlichkeiten, die diese Erscheinungen zeigten, gehört u. a. Nietzsche. Hennig glaubt, dass Nietzsche durch diese Erscheinung gewissermaßen prädestiniert dafür war, sich philosophisch mit solchen Eindrücken abzufinden und hält es nicht für unwahrscheinlich, dass solche Erlebnisse den Anstoss zu seiner Wiederkunftstheorie gegeben haben. Der Vortragende erwähnt die gedankenreiche Abhandlung von Ottokar Fischer „Eine psychologische Grundlage des Wiederkunftsgedankens", der glaubt, dass im allgemeinen ein enger Zusammenhang zwischen fausse reconnaissance und Seelenwanderungsglauben bestehe. Was die Auffassung der Fausse reconnaissance betrifft, so glaubt Hennig mit Sicherheit, dass ein einzelnes bekanntes Moment innerhalb einer Summe von neuen Eindrücken das falsche Gefühl hervorruft, man habe den ganzen Vorgang schon einmal genau ebenso erlebt.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Baerwald, Dr. Feigs, Dr. Fritz Leppmann, Dr. Frank, Frau Sophie Wolff.

Donnerstag, den 14. November 1912.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Frau **Eduard v. Hartmann** spricht über die Psychologie Eduard v. Hartmanns. Eine vollständige, allumfassende Psychologie fordert, dass man von der reinen Bewusstseinspsychologie abgeht. Die Beschränkung auf die Bewusstseinspsychologie war nur möglich, indem man Bewusstseinsinhalt mit Bewusstseinstätigkeit verwechselte. Alle Gefühle und Empfindungen sind psychische Phänomene und als solche bewusst, aber passiv. Ohne ein Hinausgehen über den Bewusstseinsstandpunkt gewinnt man keine neue Weiten. Allerdings verliert man hierbei den Anspruch auf apodiktische Gewissheit. Hartmanns Psychologie sieht in den Gefühlen und Empfindungen das Produkt physischer Bedingungen und unbewusst psychischer Tätigkeiten. Dadurch nähert sich seine Psychologie der Naturwissenschaft. Ein seelisches Gebilde erklären, so sagt er, heisst, die unbewusst psychische Tätigkeit erkennen, die sich der physiologischen Grundlage zur Vermittlung bedient. Hartmann wusste, dass moderne Psychologen, wie Wundt, Lipps, Höfding, Külpe, die bewusst psychischen Phänome von den jenseits des Bewusstseins gelegenen unterschieden. Aber während sie dem Unbewussten nur als einem Teil des bewussten Seelenlebens Geltung einräumten, hat Hartmann eine ganz andere Anschauung. Er unterscheidet drei verschiedene Arten von Unbewusstem: das physiologisch Unbewusste, das relativ Unbewusste und das absolut Unbewusste. Als ersteres fasste er die ruhenden molekularen Prädis-

positionen der materiellen Organe des Nervensystems auf. Als relativ Unbewusstes die psychischen Phänome, die für das Zentralbewusstsein unter der Schwelle bleiben, für die Bewusstseine niederer Individualstufen aber bewusst sind. Solche Vorstellungen können ihren Sitz in den untergeordneten Hirnteilen oder dem Rückenmark behalten, sie sind aber etwas rein Psychisches, nichts Physiologisches wie das erste. Beim absolut Unbewussten unterschied er die beiden Begriffe des unbewussten Wollens und der unbewussten Vorstellung. Niemals kann die unbewusste Vorstellung allein erfasst werden, sondern nur als Inhalt eines Wollens. Ohne das absolut Unbewusste ist die Verbindungsfähigkeit der verschiedenen Bewusstseinsstufen zur Einheit eines übergreifenden Bewusstseins nicht möglich. Doch gehört die weitere Erörterung dieser Frage schon nicht mehr der Psychologie an. Dass Hartmanns Psychologie des Unbewussten, die 1869 erschien, so stark angegriffen wurde, lag an der damaligen Zeitströmung, die die mechanistisch denkende Naturwissenschaft allzusehr überschätzte. Die heutige Zeit wäre wohl günstiger.

Die Vorstellungsassoziationen führte Hartmann auf eine Kooperation materieller und psychischer Ursachen zurück. Die vorhandenen Hirndispositionen können hemmend wirken. Der Assoziationsvorgang selbst als kausaler Prozess ist ein bewusstseintranszendenter Vorgang. Was das Gedächtnis betrifft, so erkennt Hartmann ohne weiteres an, dass es einen physiologischen Faktor nötig hat, aber er wendet sich u. a. gegen die Apperzeptionspsychologie, die die zweckmässige Auswahl unter den Reproduktionen als eine Tätigkeit des Bewusstseins auffasst. Die körperliche Grundlage ist nirgends zu entbehren, aber ohne eine Tätigkeit des Unbewussten kann sie niemals zu einer Erklärung genügen. Das tätige Subjekt liegt nach Hartmann vor allem Bewusstsein. Hartmann unterscheidet Gefühle und Empfindung. Empfindung ist das Innewerden eines Bewusstseininhalts. Die Lust- und Unlustgefühle der Uratome sind die ersten Bedingungen, aus denen in zusammengesetzten Individuen Empfindungen aufgebaut werden. Die Gefühle motivieren aber nicht den Willen, sondern nur Vorstellungen, unter Umständen auch die Vorstellung eines zukünftigen Gefühls. Das Wollen ist ein sehr zusammengesetztes Phänomen, es resultiert aus den Trieben und Begehren vieler einander übergeordneter Individualitätsstufen, die alle ein eigenes Wollen haben, zu denen das Wollen der obersten Individualitätsstufe hinzukommt. Der Charakter gibt den Vorstellungen die motivierende Kraft. Die Vorstellung des Willenzieles ruft die augenblicklich motivierende Vorstellung hervor. Die Gefühle, die dabei auftauchen, sind nur Begleiterscheinungen, sie motivieren weder den Willen, noch bringen sie ihn hervor. Der Wille selbst bleibt immer unbewusst, während die Gefühle bewusst sind. Hier kann man sagen, dass das Gefühl ein Produkt des Wollens sei, denn die Unlust ist Unbefriedigtheit des Wollens, die Lust Befriedigung.

In Beziehung auf die mechanische Vermittelung sagt man, dass die Entladung der Spannkraft Lust erzeugt, die Stauung Unlust. Der Wille ist auf jeder Stufe fast ausschliesslich auf Selbsterhaltung gerichtet. Hinter den mechanischen Vorgängen im Nervensystem steht als eigentlich motorischer Impuls eine geistige Tätigkeit. Im Bewusstsein findet sich das Wollen nur als passives Phänomen. Selbst das, was man das bewusste Wollen nennt, lässt doch nur das Ziel und die Motive, die begleitenden Gefühle und Empfindungen ins Bewusstsein fallen. Hartmann hat bereits in einer 1858 geschriebenen, ungedruckten Arbeit auf das Störende des Begriffes „Begehrungsvermögen" hingewiesen. Der Motivationsprozess ist aber nicht blosse Hirnmechanik, sondern die Reaktion des unbewussten Wollens auf bewusste oder unbewusste Motive mit Benutzung der vorhandenen physiologischen Dipositionen. Wenn das Wollen sein Ziel nicht realisieren kann, so tritt ein Unlustgefühl ein; die Realisierung des Willens dagegen bringt Lust. Die eudämonistische Motivation genügt nach Hartmann nicht. Man begehrt etwas nicht darum, weil es Lust gewährt, oder Unlust abwehrt, sondern weil irgend eine Vorstellung den

unbewussten Willen erregt, auch dann, wenn unausbleiblich Unlust damit verknüpft sein wird.

Die psychische Tätigkeit selbst kann nach Hartmann nur eine unbewusste sein; nur die Ergebnisse können in das Bewusstsein hinüberreichen. Hartmann unterscheidet auf das schärfste psychische Phänome und psychische Tätigkeit. Gegen diejenigen, die behaupten, dass die unbewusste psychische Tätigkeit indeterministischer Willkür Tür und Tor öffnet, wird geltend gemacht, dass die Reaktion von innen durch das eigene Gesetz, von aussen durch Reize und Motive bestimmt wird. Grade das Bewusstsein will Hartmann nicht zugeben. Entweder ist ein Phänomen bewusst, oder es ist nicht bewusst. Da das Bewusstsein stets passiv ist, muss man die unbewusste psychische Tätigkeit zur Erklärung der Aktivität des Wandelns heranziehen. In der Erkenntnislehre, in der Naturphilosophie, besonders aber in der Psychologie ist nach Hartmann die unbewusste psychische Tätigkeit nicht zu entbehren.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Professor Dessoir, Dr. Max Cohn, Professor Lasson. Letzterer weist auf die Gegensätze zwischen seinen und Hartmanns Anschauungen hin. Besonders betont er, dass man über der bedeutenden Philosophie Hartmanns nicht die Reinheit seines Charakters und seiner Wissenschaft vergessen dürfe. Das Schlusswort hat Frau v. Hartmann.

Donnerstag, den 28. November 1912.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Fräulein **Wilhelmine Mohr** spricht zur Psychologie der sittlichen Verwahrlosung. Die Vortragende unternahm es, den Begriff der Sittlichkeit, wie er in der Philosophie und Ethik seit jeher herrschend war, für den Vortrag einzuschränken und von dem Begriff der sexuellen Sittlichkeit zu sprechen, weil er der das tägliche Leben bestimmende ist; und zwar ungünstig bestimmend, indem er das Sexualverantwortungsgefühl von allen anderen Verantwortungen losgelöst hat. Eine Brücke zwischen beiden Welten suchen die Frauen. Sie sind die Kämpferinnen für eine neue Sittlichkeit. Sie kämpfen nicht im Sinne eines Frauenrechtes gegen ein Männerrecht, sondern im Sinne einer hohen Idee, einer einzigen, einigenden Sittlichkeit. Unter verschiedenen Sittlichkeitsideen und -Gesetzen stehend, einen sich die Menschen nie. Sie einen sich nicht wahrhaft in der Ehe, sie einen sich nicht wahrhaft ausser der Ehe. Und darum ist hier wie dort der Kampf und die Sehnsucht nach Erkenntnis. Und diese Erkenntnis musste sich erst in der Industriezeit vollenden, weil diese Massen von Frauen und Mädchen aus dem Hause heraus hebt und in einen Taumel fast automatisch wirkender, weil Tag für Tag, Stunde für Stunde sich wiederholender Lockungen stellt. Nicht nur immer mehr Mädchen — eine steigende Zahl von Jahr zu Jahr —, sondern auch immer jüngere Mädchen strömen auf die Strassen, in die Geschäfte, Fabriken. Sie gehen die glänzenden Strassen, sie schauen die glänzenden Läden, sie horchen den lockenden Stimmen, und im Vereine mit den niederen Löhnen, mit der Unbildung, mit der die Gesellschaft sie hinausstellt in den Erwerbskampf, bildet dies alles einen geradezu unwiderstehlichen, infernalischen Anreiz zum Laster! Das Anwachsen der Gelegenheitsprostitution gibt der Theorie von der geborenen Prostitution einen Stoss. Gelegenheit macht Diebe — Gelegenheit macht Prostitution. Früher hat man die Kinder gar nicht im Strafrecht von den Erwachsenen getrennt, jetzt werden sie getrennt, und man hat Zeit zu prüfen, zu erkennen: dass die Verwahrlosung unterliegen bedeutet, unterliegen den Versuchungen. Je jünger die Kinder sind, desto mehr übertrifft die Zahl der Sittlichkeitsvergehen bei ihnen die der anderen Vergehen. Später, wenn die Knaben älter werden, beginnen seine Kräfte zu anderen gewaltsamen Taten zu locken, während das Mädchen, dessen physische Kräfte nicht reichen, bei

dem die Lockungen auch immer nach einem einzigen Punkte, dem Geschlechtlichen zielen, dessen Liebessehnsucht sich schliesslich nach dem einen, einzigen Punkte richtet. Dieses Mädchen bleibt bei ihren Untaten gegen die Sittlichkeit.

Dies ist die Entwicklungspsychologie der sittlichen Verwahrlosung beider Geschlechter. Krankheit, erbliche Belastung der Kinder kann dieser Entwicklung wohl einen allzu günstigen Boden bieten, aber die Ursachsquellen der eigentlichen Verwahrlosung sind dieselben wie für die gesunden Kinder. Daraus folgt, dass die Mädchen ebenso aus der Verwahrlosung zu retten sind wie die Knaben. Daraus folgt, dass die Sittlichkeit beider Geschlechter nicht so verschieden ist, als man denkt.

Schon erscheinen in Gesetz und Recht Zeichen einer neuen Auffassung der Sittlichkeit. In das von vielen Berufenen so heftig angegriffene System der Reglementierung der Frau schlägt der Entwurf zu einem neuen deutschen Strafgesetzbuch von 1909 die erste Bresche. Der Entwurf sieht eine Bestrafung der Unzucht als solcher nicht mehr vor. Es ist der erste Schritt, die Sittlichkeit der Frau, die abseits von allen philosophisch-ethischen Ideen fast ausschliesslich unter die Idee der Sexualsittlichkeit gestellt wurde, fortan dem höchsten Gebot der Menschensittlichkeit zu unterstellen: der eigenen Verantwortung. Wie die Sittlichkeit des Mannes.

Die gesamte Sittlichkeitsbewegung der Gegenwart, wie sie sich in Vereinen, Schriften, Besprechungen äussert, offenbart dies Aneinanderkommen der Sittlichkeitsideen des Weibtums und des Manntums: dieses Streben nach Ueberwindung der sittlichen Verwahrlosung des Schwächeren, durch die sittliche Erhebung des Stärkeren.

An der Aussprache beteiligen sich: Frau Rappaport, die Herren Dr. Munter, Dr. Gumpert, Dr. Levy-Suhl, Dr. Schneickert, Lic. Bohn, Dr. Aronsohn, Dr. Moll.

Donnerstag, den 12. Dezember 1912.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann**.

Nachdem der Vorsitzende für den verstorbenen Herrn Justizrat Dr. Sello einen Nachruf gehalten hat, spricht Herr Professor **Spann** zur Psychologie und Soziologie des Krieges.

Von den vielen schlimmen Wirkungen des Krieges sind die schrecklichsten die, welche die zurückbleibenden Frauen, Kinder und Eltern treffen, oder jene Kämpfer selber, die als minder Erwerbsfähige heimkehren. Sie alle werden dem grössten wirtschaftlichen Elend preisgegeben. Dieses Bewusstsein der Soldaten kann zu Katastrophen auf oder hinter dem Schlachtfelde führen. Um daher neben der physischen auch eine moralische Kriegsbereitschaft auszubilden, ist durch Ausbau der Sozialversicherung eine grosszügige Kriegsversicherung (ergänzt durch eine Arbeitslosenversicherung während des Krieges) zu schaffen, die für die Witwen, Waisen, Eltern und Invaliden sorgt. Diese Versicherung nimmt dem Krieg einen seiner Schrecken und erhöht, indem sie den Geist des Heeres festigt, die Aussicht auf den Sieg. Denn wer sollte furchtlos in Gefahren gehen, der das Wohl der Seinen ganz an das eigene Leben gebunden weiss? — Seiner formalen soziologischen Natur nach ist der Krieg Gewaltanwendung im Grossen. Es ist ein Widerspruch, die Entwicklung unseres Wirtschaftslebens zu bewundern, den Krieg aber unbedingt zu verwerfen; denn beide beruhen auf Anwendung von Gewalt, und nur Ausmass, nicht innere Gründe unterscheiden die Aushungerung einer Festung von der eines Konkurrenten. Der Krieg hat die Funktion eines Entwicklungsträgers im Völkerleben, er ist das Organ, mit dem die Entwicklung der Herrschaftsbereiche der Staaten ihre Schritte macht, und die Form, in der sich zusammenstossende Kulturkreise und Staatenkräfte

auseinandersetzen. Daher ist der Krieg insofern wenigstens ein, wenn auch schrecklicher, so doch gerechter Richter, als er dem Stärkeren recht gibt. Der Krieg fasst auch die Kräfte der zusammenstossenden Gemeinschaften straff zusammen und lässt so den innersten Aufbau des Kräftesystems eines Staates erkennen. Oesterreich, das seit Karls des Grossen Tagen einen deutschen Kolonistenstaat bedeutet, hat diese seine Natur 1908 (Annexionskrise) wieder erkennen müssen und klar gesehen, dass die Deutschen seine einzige Kraft und Stütze sind. Noch deutlicher zeigt dies die gegenwärtige Kriegsgefahr. Auch für das Deutsche Reich enthüllt sich jezt das wahre System seiner gesamten Kräfte. Diese fliessen ihm nicht allein aus der staatlichen Organisation, die es jetzt darstellt, sondern aus dem grossen Ganzen der Nation zu. Für sich wäre es Klein-Deutschland und zu schwach der grossen Auseinandersetzung zwischen der germanischen und slavischen Welt zu begegnen, die jetzt mit ehernen Fäusten an unsere Tore pocht; erst im Verein mit Oesterreich, in der Zusammenfassung aller nationalen Kräfte, als Gross-Deutschland kann es in der Gefahr bestehen. Psychologisch betrachtet wirken die Gefahren des Krieges als ein ungeheures Erlebnis, das der Frieden niemals bringen kann: nie wird der Geist tiefer aufgerüttelt als da der Gedanke an den Tod im Krieg, mit voller Wucht des Erlebens, unerbittlich verlangt, dass der Geist mit Welt und Leben ins Reine komme und so ein Verhältnis zum Ewigen gewinne. Der Krieg leistet damit bis in die untersten Schichten des Volkes, was Auserlesenen die Philosophie bietet. Was dauernd ist, muss sich bewähren, das Kleine tritt zurück, verborgenste Kräfte werden ausgelöst, der Mensch sittlich wieder geboren. Das wirkt auf die Gesamtheit zurück, indem der Bürger seine Verantwortlichkeit fühlt, seine Pflichten ergreift und sich als Teil des Ganzen weiss. Daher der bedeutende innere Aufschwung einer Nation nach grossen Kriegen, z. B. 1813. Das Blut der gefallenen Krieger ist die feurige Arznei für die kreisenden Säfte des staatlichen Organismus. Der Staat wird dann erkannt nicht als etwas, das bloss Ordnung schafft und über die Güter seiner Bürger wacht, sondern als Träger der lebendigen Geistes- und Kulturgemeinschaft, die im Leben einer Nation erzeugt wird. Der Staat so aufgefasst rechtfertigt das wahre Kriegsopfer und hat Anspruch auf Bürgertreue bis in den Tod. Diese Idee des Kriegsopfers wurde am schönsten dargestellt in der spartanischen Sitte, der gemäss die Angehörigen der Krieger geschmückt und mit stolzen Mienen auf dem Marktplatze erschienen, nachdem sie den Schlachtentod der Ihren erfahren hatten.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Hennig und Professor Dessoir.

Donnerstag, den 9. Januar 1913.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann**.

Herr Dr. **Georg Flatau** spricht zur Psychologie des Schamgefühls[1]). Redner betont einleitend die Schwierigkeit der Begriffsbestimmung. Die Psychologen haben sich wenig damit beschäftigt. Aus Beispielen des Sprachgebrauches geht hervor, dass viele Situationen denkbar sind, in denen Scham empfunden wird; allen gemeinsam ist das Vergleichen und das Werturteil. Hohenemser und Lipps nennen den Vorgang des Schamempfindens eine psychische Störung. Das Tier kann ein Schamgefühl nicht haben, aber die Wurzeln können beim Tier und dem primitiven Menschen

[1]) Die Arbeit ist in dieser Zeitschrift 5. Band, 5. Heft erschienen.

nachgewiesen werden. Das Schamgefühl entsteht aus den unlustbetonten Empfindungen des durch Vergleich gesetzten (nicht logischen) Werturteils. Es muss aus der Körperlichkeit entstanden sein und mit steigender Entwickelung sich mehr und mehr auch dem Geistigen zugewendet haben. Das körperliche und das sexuelle Schamgefühl sind nur spezielle Fälle des Schamempfindens überhaupt. Die körperlichen Reaktionsformen des Schamgefühls werden beschrieben. Der Einfluss der Nacktheit, des Konventionellen auseinandergesetzt. Das Kind besizt kein sexuelles Schamgefühl, es besitzt aber angeboren die Elemente, aus denen es sich unter dem Einfluss der Erziehung entwickelt. Redner geht auf den Unterschied zwischen Prüderie und Schamgefühl ein. Er zeigt auch, dass das Schamgefühl in der Entwicklung etwas Notwendiges darstellt und daher sein Schutz gerechtfertigt ist; freilich darf dieser nicht dahin ausarten, dass er die Nacktheit an sich als schamverletzend ansieht und durch ungeeignete Verbote die künstlerische Betätigung hemmt und einschränkt. Die Nacktkulturbewegung hat sicher Gutes geschaffen, sie sollte gefördert werden, ohne dass man indessen ihre Auswüchse verteidigen und gutzuheissen braucht.

Ueber die Schamempfindung der Kinder würde eine Sammlung der Beobachtungen von Lehrern und Erziehern, in erster Reihe natürlich seitens der Eltern von Nutzen sein.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Kern, Dr. Hohenemser, Dr. Aronsohn, v. Gersdorf, Kurnick.

Donnerstag, den 23. Januar 1913.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Oberarzt Dr. **Gallus** spricht über negativistische Erscheinungen von Geisteskranken und Gesunden. Der Vortrag eignet sich nicht zu einem abgekürzten Bericht, er ist ausführlich wiedergegeben in dieser Zeitschrift, 5. Band, 6. Heft.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Möller und Dr. Moser.

Donnerstag, den 6. Februar 1913.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **Robert Hahn** spricht über das Verhältnis der experimentellen Psychologie zur Pädagogik. Zu der sonstigen Wertschätzung der Pädagogik steht die Tatsache in Widerspruch, dass an den deutschen Universitäten — mit einer einzigen Ausnahme — kein Lehrstuhl für Pädagogik besteht, denn die allgemeine Pädagogik ist eine selbständige Wissenschaft. Sie bearbeitet die Begriffe, die sich auf die Erziehung beziehen, und gestaltet daraus ihr umfangreiches Lehrgebäude. Sie gibt der erzieherischen Praxis allgemeine Weisungen über das Ziel und die Massnahmen ihrer Tätigkeit. Als besondere Pädagogik — (Didaktik, Methodik usw.) zeigt sie die Anwendung dieser allgemeinen Sätze auf die Praxis. Die Pädagogik stützt sich auf zwei Hilfswissenschaften, auf Ethik und Psychologie; die eine gibt ihr das Ziel, die andere weist ihr die Wege, die zum Ziele führen. — Nun beansprucht in neuerer Zeit die experimentelle Psychologie, von der Pädagogik eingehend und genau berücksichtigt zu werden. Aber die Experimentalpsychologie muss die seelischen Vorgänge, die sie untersuchen will, möglichst zu isolieren suchen, während es die Pädagogik stets mit ausserordentlich zusammengesetzten Erscheinungen zu tun hat: Begriff, Urteil, Schluss, Interesse, Gefühl, Wille, Grundsatz usw. Deshalb sind gerade die sichersten Ergebnisse der experimentellen Forschung für sie nur von sehr geringer Bedeutung, weil sie auf dem Gebiete der einfachsten seelischen Erscheinungen, der Empfindungen

also, erzielt worden sind. Es kommt hinzu, dass die höheren Vorgänge im Seelenleben nach der eigenen Erklärung bedeutender Forscher dem Experiment nicht zugänglich gemacht werden können. Am Beispiel der Reaktionsversuche ist zu erkennen, dass die Pädagogik von der Experimentalpsychologie wohl grössere Klarheit über den Verlauf seelischer Akte erlangen kann, aber keine Veränderung in ihrem systematischen Aufbau, in ihren Zielen und ihren Massnahmen erfährt. Eine Betrachtung der Untersuchung der Vorstellungstypen, der Ermüdungserscheinungen, des Gedächtnisses, der Begabung führt zu demselben Ergebnis. Das erklärt sich aus den verschiedenen Aufgaben beider Wissenschaften. Die experimentelle Psychologie will Tatbestände genau feststellen, die Pädagogik aber will Weisungen für ihre praktische Tätigkeit haben.

Die Kluft zwischen beiden versucht seit mehr als einem Jahrzehnt die sogenannte experimentelle Pädagogik zu überbrücken. Sie will nicht nur die Anwendung der Ergebnisse der Experimentalpsychologie lehren, sondern sie will überhaupt die Grundlage einer neuen Pädagogik schaffen und zwar besonders durch die Ausbildung von Methoden zur Erforschung des kindlichen Seelenlebens. Dabei soll das Experiment den Hauptdienst leisten. Sie verzichtet aber auf die Festsetzung neuer Ziele für Erziehung und Unterricht; sie will nicht einmal neue Methoden des Unterrichts aufsuchen. Sie kennzeichnet ihre Aufgabe vielmehr dahin, dass unter den vorhandenen die richtige ausgewählt und ihr die wissenschaftliche Begründung gegeben werden solle. Wie wenig Dienste ihr dabei das wirkliche Experiment leisten kann, zeigen viele ihrer Untersuchungen. So versucht sie die Schwierigkeiten des kleinen Einmaleins durch Umfrage zu erkunden. Sie gewinnt dabei aber keinen Weg zur Beseitigung der Schwierigkeiten, weil sie deren Charakter gar nicht erkennt und nie erkennen kann. Bei der Erforschung der zeichnerischen Begabung wendet sie neben dem Experiment die psychologische Analyse auf Grund allgemeinpsychologischer Sätze an. Damit tut sie das, was sie an der alten Pädagogik verwirft. Die Geschichte des Aufsatzunterrichts lehrt, dass für das wichtige Gebiet der Entwicklung des schriftlichen Ausdrucks das Experiment ohne jede Bedeutung ist. Was die Experimentalpädagogik über die Beeinflussbarkeit der Kinder lehrt, ist der Pädagogik längst bekannt. Ihre Erhebungen mit Hilfe der Fragebogen mahnen zur äussersten Vorsicht. Wenn das Material nicht sehr umfangreich ist, ist das Ergebnis von vornherein fragwürdig. Zudem können dabei nur sehr allgemein gehaltene Sätze herausspringen. Vor allem aber bedürfen die Einzelaussagen erst sehr bedächtiger Deutung, ehe sie einen Wert bekommen. Eine solche Deutung weicht aber wieder völlig von der eingeschlagenen experimentellen Forschungsweise ab. Und doch kann die Pädagogik auf die Deutung, die psychologische Analyse solcher Aussagen, nicht verzichten. Wenn sie ihr Ziel, die Schaffung der Einheitlichkeit im Seelenleben des Zöglings, nicht aus den Augen verlieren will, muss sie für jedes einzelne seelische Gebilde die Zusammenhänge mit dem gesamten Seelenleben suchen. Darum muss sie auch für jede Massregel, die sie anwendet, eine bestimmte Wirkung voraussetzen. Am deutlichsten zeigt sich aber die Unzulänglichkeit der Experimentalpädagogik in ihrer Arbeit an den eigentlich pädagogischen Aufgaben. Sie will die Eigenschaften, die das Kind beim psychologischen Aussageexperiment zeigt, sichtlich bewerten. Das ist ganz unzulässig. Wenn ein Kind bei der mehrmaligen Betrachtung eines Bildes von einem Male zum andern genauer zusehen lernt, mag das nun von selbst kommen oder durch Belehrung oder Ermahnung, dann braucht das mit dem sittlichen Wert des kindlichen Willens gar nichts zu tun zu haben, und über die Belehrung, Ermahnung und Uebung als Erziehungsmittel wird dabei auch nichts entschieden. Der sittliche Wert des menschlichen Willens zeigt sich allein in der Befolgung der als richtig erkannten sittlichen Weisungen im Kampfe gegen die selbstsüchtigen Mächte im Innern. An dieser Stelle erwachsen der Erziehung zwei Aufgaben: durch Belehrung den Kindern sittliche Einsichten

zu verschaffen und durch Zucht sowie durch Anleitung zum wirklichen Tun den Charakter zu stärken. Hierbei muss aber die experimentelle Richtung versagen. Bei all ihren Feststellungen muss sie zudem den bedeutsamen Einfluss des Lehrers ausser Betracht lassen, weil er eben unkontrollierbar ist.

Der Lehrer und Erzieher kann also der experimentellen Psychologie für seine praktische Tätigkeit fast nichts entnehmen. Er wird die Fortschritte in diesem Zweige der Wissenschaft verfolgen und besonders die zahlenmässigen Feststellungen an bisher unsicheren Stellen der Gesamtpsychologie dankbar begrüssen. Aber es besteht ein zu grosser Unterschied in der Aufgabe beider Arbeitsgebiete, als dass eine leichte Anwendung der Ergebnisse der Experimentalpsychologie in Unterricht und Erziehung möglich sein sollte. Die Experimentalpädagogik aber überbrückt die vorhandene Kluft in Wirklichkeit nicht. Ihr Name verspricht mehr als sie halten kann. Deshalb bleibt der Lehrer und Erzieher nach wie vor in der Hauptsache auf allgemeinpsychologische Lehren, auf die Erfahrung und die Selbstkritik verwiesen. Er wird wie bisher die wissenschaftliche Grundlage für seine Arbeit in der allgemeinen Pädagogik suchen. Sie schützt ihn gleichzeitig vor Einseitigkeiten und vor der Ueberschätzung anspruchsvoller Neuerungen. Er wird versuchen, den pädagogischen Takt zu gewinnen, der ihm die Ueberwindung aller der Schwierigkeiten ermöglicht, vor die ihn seine Arbeit stellt.

Für die Fortbildung der Pädagogik wäre die Einrichtung pädagogischer Lehrstühle von grossem Nutzen. Der Förderung der wichtigen Jugendkunde aber diente am besten die Schaffung einer Zentrale für die pädagogische Psychologie. Sie hätte in Verbindung mit der Gesamtlehrerschaft planmässig das umfangreiche Gebiet der Jugendkunde und der Pädagogik zu durchforschen.

Zur Aussprache nimmt Herr Dr. Levy-Suhl das Wort.

Donnerstag, den 20. Februar 1913.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Prof. Dr. **Frischeisen-Köhler** spricht über „Die Psychologie des kritischen Idealismus mit besonderer Berücksichtigung von Natorps allgemeiner Psychologie.“

Donnerstag, den 6. März 1913.

Vorsitzender: Herr **Moll,** Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Rudolf Foerster** spricht über das Geschlechtsleben bei nervösen und psychischen Störungen. Nach Erörterung der Wichtigkeit einer Veränderung des Geschlechtslebens als Vorboten beginnender psychischer Erkrankungen wurden die Beziehungen zwischen somatischen Veränderungen der Geschlechtsorgane und nervösen bezw. psychischen Veränderungen besprochen. Die Hypothesen über einen erheblichen Einfluss des geschlechtlichen elterlichen Verhaltens während der Schwangerschaft auf den Fötus werden bezweifelt, die Beziehungen im Geschlechtsleben der Kinder zu den Nervenkrankheiten, und zwar sowohl das Geschlechtsleben nervöser Kinder wie die psychischen Krankheiten, bei denen Delikte an Kindern vorzugsweise vorkommen, wurden erörtert. Schliesslich wird die bisweilen unkorrigierbare Nachwirkung schädlicher erster sexueller Eindrücke als Anfang einer Perversität besprochen. Sodann werden behandelt abnorme Vorbedingungen zum normalen, sowie krankhaften Geschlechtsakte, ferner ungünstige und günstige Nachwirkungen von beiden. Der weitere Vortrag erstreckte sich auf das Verhalten des Geschlechtslebens bei einigen Hauptgruppen der psychischen Krankheiten.

Schliesslich wurde die Frage der Behandlung weiblicher Geisteskranker durch männliche Aerzte, die strafrechtliche Seite sexueller Delikte und das Problem, ob Geisteskranke im Interesse der Nachkommenschaft der Fortpflanzungsfähigkeit zu berauben sind, besprochen.

Montag, den 17. März 1913.

Ordentliche Generalversammlung.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann**.

Nach Erledigung der sonstigen geschäftlichen Angelegenheiten ergibt die Neuwahl des Vorstandes die Wiederwahl des bisherigen. Verschiedene Vorschläge für Neuanschaffung von Büchern werden im Anschluss daran besprochen.

Referate.

Anna Wiest, Lazarettarbeiten. Anleitung für die Beschäftigung Kranker und Genesender. Mit einer Vorrede von Professor Dr. K. Schlayer, München. Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1915. 120 Seiten.

Ich habe im vierten Bande dieser Zeitschrift das „Beschäftigungsbuch für Kranke" von Anna Wiest besprochen; das Buch war 1912 erschienen. Das vorliegende Werk ist eine neue Ausgabe und zwar eine Kriegsausgabe jenes Friedensbuches. Es sind jene Arbeiten hier besprochen, die für Verwundete und Kranke besonders geeignet sind. Auch Arbeiten und Apparate für Einarmige und Einhändige, eine Preisliste über Apparate ist hinzugefügt. Aus der Vorrede ersehe ich, dass Schlayer die ursprüngliche Friedensausgabe des Wiestschen Buches angeregt hat, als Fräulein Wiest selbst krank war. Schlayer hat sich während des jetzigen Krieges auf dem Kriegsschauplatz durch seine vortrefflichen hygienischen Massnahmen, wie mir zufällig bekannt ist, grosse Verdienste erworben. Kein kleineres Verdienst wird es für ihn sein, dass er als derjenige gelten kann, der die ursprüngliche Ausgabe des Wiestschen Buches und damit auch die vorliegende angeregt hat. Das Buch ist praktisch wie wenig andere, und es wäre wünschenswert, dass es in keinem Lazarette fehlt.

Dr. Albert Moll.

R. Metzner, Einiges vom Bau und von den Leistungen des sympathischen Nervensystems, besonders in Beziehung auf seine emotionelle Erregung. Verlag von Gustav Fischer, Jena 1913, 29 Seiten.

Die Arbeit ist kurz, aber sehr inhaltreich. Sie bringt eine Reihe neuerer, übrigens grösstenteils von englischen Forschern gewonnene Resultate über die Funktionen des sympathischen oder autonomen Nervensystems. Es beherrscht, wie wir seit langer Zeit wissen, die vegetativen Funktionen unseres Körpers, es regelt den Herzschlag und die Verteilung des Blutes auf die einzelnen Organe, es vermittelt die Absonderung der Verdauungssäfte, sowie die Bewegungen von Magen, Darm, Ausscheidungsorganen usw. Alles dies direkt, indem es sich gewisser Nervenbahnen als Leistungswege bedient, ausserdem aber auch noch indirekt durch seinen Einfluss auf die chemischen Korrelationen des Organismus, insofern der Sympathicus die sogenannten Blutdrüsen, z. B. Hirnanhang, Schilddrüse, Nebenniere, Milz, Thymus in ihrer Tätigkeit fördern oder hemmen kann. Der Verfasser zeigt dann den Einfluss der autonomen Nerven auf die wechselnde Absonderung, beispielsweise der Verdauungssäfte, als auch auf die wechselnde chemische Beschaffenheit derselben, ferner, wie die Hemmung der Magenbewegung durch emotionelle Vorgänge erfolgt. Noch wichtiger erscheint ihm die Tatsache, dass auch die innere Sekretion unter dem Einflusse emotioneller Impulse steht. Er bringt zwei Beispiele, von denen die Tätigkeit der Nebenniere hier erwähnt sei. Das Adrenalin ist ein Produkt der Nebenniere und entfaltet schon in Spuren eine gewaltige Wirkung. Bringt

man den zwanzigsten Teil eines Milligramms davon ins Blut, so ziehen sich sämtliche kleinen Schlagadern des Körpers so stark zusammen, dass das Herz seine Arbeit gegen einen enormen Widerstand leisten muss und auch leistet. Der Blutdruck steigt, das Herz schlägt rascher, die Augenlidspalten erweitern sich, ebenso die Pupillen, die Tränendrüsen und Speicheldrüsen sondern ab, Schweiss tritt hervor, die Haare sträuben sich, fast augenblicklich hören alle Darmbewegungen auf, die Harnblase erschlafft, während der Schliessmuskel der Oeffnung des Orificium urethrae in heftige Kontraktion gerät. Es ist dies das Bild einer vollständigen über alle Körperorgane verbreiteten Sympathikusreizung. Vielfältige Versuche haben nun dargetan, dass auf Reizung des grossen sympathischen Eingeweidenerven lebhaft Adrenalin abgesondert wird und andererseits durch den gleichen Stoff, das von ihm gelieferte Adrenalin mächtig auf den Sympathikus wirkt. Nun erwähnt Metzner die emotionellen Einflüsse, die sich gleichfalls auf das Adrenalsystem geltend machen. Eine Lösung von einem Teil Adrenalin in 20 000 000 Teilen indifferenten Kochsalzwassers vermag einen Streifen einer Rindsschlagader in Kontraktion zu versetzen, bzw. einen Längsstreifen von Katzendarmmuskulatur, der, noch lange überlebend, rhytmische Bewegungen ausführt, zum Stillstand und zur Erschlaffung zu bringen, entsprechend unserer Erfahrung über die Darmhemmung des sympathischen Systems. Die enorme Empfindlichkeit eines solchen Präparates benutzt man u. a., um das Blut von Menschen oder Tieren auf etwaigen Adrenalingehalt zu untersuchen. Im Verein mit De la Paz, seinen Mitarbeiter, untersuchte Cannon das Blut von Katzen. Es war im allgemeinen wirkungslos auf einen Darmstreifen, d. h. sein Adrenalingehalt war ein verschwindend kleiner. Als er aber von der gleichen Katze ein paar Blutstropfen gewann, nachdem sie auf die Gegenwart eines bellenden Hundes mit allen Zeichen emotioneller sympathischer Erregung — Sträuben der Rückenhaare — bis zum Schwanzende, Pupillenerweiterung und Hervortreten der Augäpfel — reagiert hatte, und er diese Tropfen einer Kochsalzlösung zufügte, in der ein rhythmisch wogender Darmstreifen sich befand, so trat binnen kurzem Stillstand und Erschlaffung ein. Vor allem war dies der Fall, wenn die Aufregung der Katze eine Zeitlang angehalten hatte. Cannon weist auf den Circulus vitiosus hin, unter dessen Einfluss bei länger dauernden Aufregungszuständen der Verdauungsapparat durch das emotionelle Blut, das durch „Aerger" vergiftete Blut geraten muss, denn je stärker und je länger dauernd die sympathische Reizung, umsomehr Adrenalin sondert die Nebenniere ab, das seinerseits wieder reizend auf die sympathischen Nerven der Nebenniere wirkt, dieselbe also ebenfalls wiederum zu vermehrter Absonderung veranlasst. Sehr anhaltende Störungen der Verdauung müssen sich einstellen oder, wie Metzner meint, wir haben hier einmal etwas Greifbares in Händen, um alle bekannten Erfahrungen über die üblen Folgen anhaltender oder sehr heftiger seelischer Erregungen auf die ursächlichen Momente zu prüfen. Die sprichwörtliche Verkettung emotioneller Zustände unserer Psyche mit den Funktionen unserer vegetativen Organe ist durch diese neueren physiologischen Forschungen dem Verständnisse erheblich näher gebracht.

Dr. Albert Moll.

Erich Harnack, Die gerichtliche Medizin mit Einschluss der gerichtlichen Psychiatrie und der gerichtlichen Beurteilung von Versicherungs- und Unfallsachen für Mediziner und Juristen. Bearbeitet in Gemeinschaft mit Prof. Dr. Fr. Hasler und Prof. Dr. E. Siefert zu Halle a S. Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H., Leipzig 1914. 448 Seiten.

Wenn ein Pharmakologe von dem Rufe des inzwischen leider verstorbenen Harnacks es unternimmt, ein Buch über gerichtliche Medizin zu schreiben, so kann man von Anfang an erwarten, dass er sich nicht auf ein Gebiet begibt, das er nicht beherscht. Um aber seine Berechtigung hierzu zu erweisen, gibt er gewisser-

massen im Vorwort seinen wissenschaftlichen Befähigungsnachweis. Für den sachverständigen Leser hätte es dessen nicht bedurft. Wo Harnack die Grenzen seines eigenen Könnens sah, hat er zwei Mitarbeiter herangezogen, Hasler, für die Versicherungs- und Unfallsachen, Siefert, für die gerichtliche Psychiatrie usw. Nicht jeder ist so bescheiden wie Harnack, die Grenzen seines Wissens zu erkennen, und daher finden wir so oft, auch in Büchern über gerichtliche Medizin, vielerlei, was vor der Wissenschaft keine Berechtigung hat. Das Buch zeichnet sich durch Kürze aus. Die medizinischen Ausdrücke sucht der Verfasser, da das Buch auch für Juristen geschrieben ist, möglichst zu vermeiden, oder vielmehr er setzt die lateinischen Ausdrücke oft nur in Klammern. Ohne auf den Inhalt im einzelnen einzugehen — gerade was Harnack geschrieben hat, gehört zum grossen Teil weniger zu dem Interessenkreise dieser Zeitschrift — sei erwähnt, dass der kleine Abschnitt über gerichtliche Psychiatrie sowohl die klinischen Grundlagen der gerichtlichen Psychiatrie wie deren rechtliche Grundlagen erörtert. Dass hierbei Siefert nur die Hauptpunkte erwähnen konnte, ist selbstverständlich.

Dr. Albert Moll.

Alphonse de Candolle, Zur Geschichte der Wissenschaften und der Gelehrten seit zwei Jahrhunderten. Deutsch herausgegeben von Wilhelm Ostwald, Leipzig 1911. 466 Seiten.

Ich habe in Friedenszeiten das vorliegende Werk wiederholt studiert. Es schien mir schon damals in seinen Grundlagen verfehlt. Die Ereignisse des Krieges geben besondere Veranlassung, von neuem dieses geistvolle und an Einzelheiten lehrreiche Werk zur Hand zu nehmen. Die Lektüre ist ein wirklicher Genuss, und trotzdem zeigt mir ein neues Studium dieses Werkes wieder die vollkommen verfehlte Grundlage. Ostwald hat im Jahre 1909 ein Werk erscheinen lassen, das ich in dieser Zeitschrift Band II, Seite 316 besprochen habe. Das Werk von Candolle wird nun von Ostwald als zweiter Band der „Grossen Männer“ bezeichnet. Das Werk ist 1873 in erster, 1884 in zweiter Auflage erschienen, deren Uebersetzung hier vorliegt. Der Verfasser war ein hervorragender Genfer Botaniker, 1806 geboren, 1893 gestorben. Er ist in der Wissenschaft bekannt durch eine grosse Reihe von Studien. Das vorliegende Werk tritt aus dem Rahmen seines sonstigen Forschungsgebietes heraus; eine besondere Methode ist es, die er hier anwenden will. Um die relative Bedeutung der Forscher zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten einzuschätzen, hat er sich auf die Ernennungen der auswärtigen Mitglieder seitens der wichtigsten gelehrten Gesellschaften und Akademien gestützt, die nach seiner Ansicht eine grosse Jury ausgewählter und sachkundiger Männer darstellen. Die Verhältniszahlen dieser Ernennungen, bezogen auf eine Million der Bevölkerung, haben ihn die günstigen und ungünstigen Faktoren für die Entwicklung der Wissenschaften erkennen lassen, also eine statistische Methode mit einer ganz bestimmten Grundlage. Die wichtigsten Akademien, nach deren Urteil er sich richtet, sind: die Académie des Sciences in Paris, die Royal Society in London und die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Diese wissenschaftlichen Körperschaften ernennen auswärtige Mitglieder oder Korrespondenten, d. h. sie suchen dauernd unter den Forschern aller Länder und aller Fächer diejenigen, deren Veröffentlichungen den grössten Einfluss auf den Fortschritt der Wissenschaften gehabt haben. Die Unparteilichkeit sei dadurch verbürgt, dass es sich um auswärtige Gelehrte handelt, bei denen persönliche Interessen nicht mitwirken und die nach ihren Schriften beurteilt werden. Allerdings gebe es Männer von zweifellosem Verdienst, die man in den Listen der auswärtigen Mitglieder dieser oder jener Akademie nicht antrifft. Dies könne von irgend welcher Vernachlässigung herrühren oder auch daher, dass sie gestorben sind, bevor ihre Entdeckungen genügend zur Anerkennung gelangt waren. Die Royal Society in London ernennt 50 auswärtige Mitglieder, die aus allen Wissenschaften, allen Ländern, ausgenommen die drei

vereinigten Königreiche, gewählt werden, und nun fügt er hinzu, dass diese Akademie gar keinen Grund hätte, lieber Italiener als Franzosen, lieber Deutsche als Schweden zu wählen. Man könne wohl fürchten, ob sie nicht gelegentlich mehr den Mathematikern als den Naturforschern günstig ist oder umgekehrt. Candolle behauptet aber Seite 164, dass tatsächlich die Wahl immer so ausgefallen sei, dass kein bestimmtes Gebiet der Wissenschaften vernachlässigt erschien. Die Akademie der Wissenchaften in Paris hat seit zwei Jahrhunderten stets auswärtige Mitglieder ernannt, die Zahl aber auf acht für die Gesamtheit der Wissenschaften begrenzt. Ausser den auswärtigen Mitgliedern ernannte sie aber Korrespondenten, die ebenso Franzosen wie Auswärtige sein können. Jedes Wissenschaftsgebiet hat jetzt eine bestimmte Anzahl. Die Gesamtzahl der auswärtigen Korrespondenten schwankt zwischen 40 und 70. Es liege kein Grund vor, dass die französische Akademie zu irgend einer Zeit ungerecht den Gelehrten dieses oder jenes Landes gesinnt gewesen sei. Während der Krise des ersten Kaiserreichs hat Frankreich dem englischen Chemiker Davy einen grossen Preis erteilt. Die Royal Society in London habe ihre Ernennungen französischer Gelehrter zu auswärtigen Mitgliedern damals nicht unterbrochen. Bis 1870, fügt er hinzu, hatten die Anerkennungen der Ausländer seitens der Akademien durch die Kämpfe zwischen den Nationen nicht gelitten. In einer Anmerkung heisst es Seite 167, dass von 1870 an der Krieg die wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland stark getrübt hatte. Das Verhältnis der Gelehrten, die von den Akademien beider Länder gewählt wurden, erweise sich für längere Zeit gestört. Er begründet aber die sonstige Unparteilichkeit der Akademien mit der Gleichartigkeit von Schlüssen, die man aus ihren Ernennungen ziehen müsse. Wenn die beiden wichtigsten gelehrten Körperschaften (London und Paris) zu einer gewissen Zeit mehr Italiener als Deutsche ernannt haben, so müsse man schliessen, dass es damals mehr ausgezeichnete Forscher in Italien gegeben hat als in Deutschland. Wenn sich nachher das Verhältnis in den Listen der gleichen Körperschaften umgekehrt hat, so sei wieder der Schluss unvermeidlich, dass die Wissenschaft in Deutschland verhältnismässig gegen die in Italien zugenommen hat. Sind Gelehrte irgend eines kleinen Landes zu einer Zeit zahlreich in beiden Ländern zu finden, so könne man dies weder einem Zufall, noch einer Verabredung zuschreiben, man hätte sich doch niemals zwischen Paris und London verschworen, diesen oder jenen zu begünstigen oder auszuschliessen, daher hätten die Uebereinstimmungen bezüglich der analogen Zahl in dem Verhältnisse der Gelehrten verschiedener Länder ein wirkliches Interesse. Das gleiche Gerechtigkeitsgefühl erkennt Candolle der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin zu, aber er fügt folgende sehr lehrreiche Bemerkung hinzu: Die Akademie der Wissenschaften in Berlin habe früher vorwiegend aus Ausländern bestanden, die nicht genügend das deutsche Urteil zur Geltung brachten und denen man eine zu grosse Neigung für die Anerkennung der Grössen ihrer eigenen Nation zuschreiben musste. Indessen würde man sich überzeugen, dass ihre Ernennungen von denen in London und Paris nicht erheblich abweichen. Insgesamt hätten also diese drei Körperschaften gute Wahlen getroffen, die sich durch ihre gegenseitige Uebereinstimmung rechtfertigten.

Trotz aller dieser von Candolle zur Stütze seiner Methode angegebenen Gründe glaube ich doch, dass man die Methode nicht ohne weiteres gelten lassen kann. Gelehrte allerersten Ranges fehlen. Vielleicht hängt es mit der Konstitution der Akademien zusammen. So hat z. B. das Institut de France erst 1832 auf Guizots Veranlassung eine Académie des Sciences morales et politiques begründet. Wenn wir aber z. B. sehen, dass in Paris 1789 aus Deutschland nur der Naturforscher und Reisende Forster, der Astronom Wallot und der Botaniker Schaeffer als Mitglieder oder Korrespondenten verzeichnet sind, Kant aber fehlt, so wird man ohne weiteres die ausserordentliche Einseitigkeit dieser Ernennungen erkennen. Der Kernpunkt soll

nach Candolle darin liegen, dass alle Wissenschaften berücksichtigt werden. Wenn man aber die Verzeichnisse nachsieht, so findet man in der Akademie der Wissenschaften von Paris 1750 nur einen deutschen Philosophen, Wolff, verzeichnet. Weder ein englischer noch ein anderer deutscher Philosoph wurde zu dieser Zeit für würdig gehalten, auswärtiges Mitglied oder Korrespondent der Akademie der Wissenschaften von Paris zu sein. Es handelt sich nahezu ausnahmslos um Naturforscher. Sie und Mathematiker einschliesslich der Astronomen bilden auch sonst die überwiegende Zahl der Mitglieder. Dann und wann kommt ein Mediziner dazu. Nicht viel anders liegt es mit der Royal Society von London, wo ebenfalls fast nur Naturforscher genannt sind. Mit der Akademie der Wissenschaften von Berlin liegt es nicht anders. Keineswegs hat sich die von Candolle angegebene Methode allgemein als die richtige erwiesen. Seine Behauptung, dass mancher Forscher schon stirbt, bevor er allgemeine Anerkennung findet, mag richtig sein. Wie viele Zufälle dazu beitragen, mag am besten daraus hervorgehen, dass in der Pariser Akademie, die acht auswärtige Mitglieder ernennt im Gegensatz zu den korrespondierenden Mitgliedern, Virchow auch nur korrespondierendes Mitglied war und dass 1869 Virchow noch in der Londoner Royal Society fehlte. Da wir bei anderen Namen ersten Grades dasselbe finden, so scheint mir Candolles Methode ausserordentlich bedenklich. Wenn sie richtig wäre, müsste man doch eigentlich auch annehmen, dass beispielsweise in der Pariser und in der Londoner Akademie zu einer bestimmten Zeit dieselben deutschen Gelehrten jene Auszeichnungen erhalten hätten; wenn man aber die Liste durchsieht, ist davon gar nicht die Rede.

Es ist schade, dass der Verfasser dieses prachtvollen Werkes die heutige Zeit nicht erlebt hat, die noch ganz anders als der Krieg von 1870/71 die Nationen auch wissenschaftlich einander entfremdete und dazu führte, dass Mitglieder gelehrter Gesellschaften einfach, weil Krieg ist, gestrichen wurden oder auch freiwillig austraten. Mag es sich auch um eine Hochspannung hierbei handeln, sie zeigt die Unzuverlässigkeit der ganzen Methode. Wir können das um so mehr sagen, als Deutschland in der Statistik von Candolle, besonders von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ab, recht gut fortgekommen ist und sehr viele Gelehrte hervorgebracht hat, die zu Mitgliedern der Akademien ernannt wurden.

Zum Schluss sei noch darauf hingewiesen, dass das Buch über die Selektion, über den Einfluss des Unterrichts, der Familientradition, der Religion, der öffentlichen Meinung, der geographischen Lage, des Klimas, der Rasse auf die Entwicklung der Forscher manches bringt und dass das Werk nicht nur ein gelehrtes, trotz der grundsätzlichen Fehler, sondern auch ein überaus reizvolles ist.

Dr. Albert Moll.

Julius Wolf, Der Geburtenrückgang. Die Rationalisierung des Sexuallebens in unserer Zeit. Verlag von Gustav Fischer, Jena 1912. 253 Seiten.

Dieses Buch kann noch mehr als das vorher besprochene von Candolle als aktuell in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes bezeichnet werden; spielt doch der Geburtenrückgang in verschiedenen Kulturländern, besonders auch in Deutschland, heute eine erhebliche Rolle. Die durch den Krieg eingetretenen grossen Verluste an männlichen Personen haben vieler Aufmerksamkeit auf diese Frage gelenkt, die sie vorher doch wohl unterschäzt hatten. Dass Fachmänner dies schon früher nicht getan hatten, ergibt die grosse Literatur, die sich seit Jahren angehäuft hat, ferner eine Aktion des Preussischen Ministers des Innern, auf die Wolf in der Vorrede hinweist. Der Minister des Innern hatte bereits an die Regierungspräsidenten die Aufforderung ergehen lassen, Erhebungen über die lokalen Ursachen des Geburtenrückganges zu pflegen. Wie sehr in neuerer Zeit das Interesse für diese Fragen zugenommen hat, ergibt

sich u. a. daraus, dass sich in Deutschland sogar eine grosse Gesellschaft gebildet hat, die Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik, deren Hauptziel die Bekämpfung des Geburtenrückganges ist. Das Buch von Wolf kann wohl auch heute noch als die vollständigste Zusammenstellung aller in Betracht kommenden Fragen angesehen werden. Ohne dass er auf eine eigene Kritik verzichtet, stellt er die Ursachen zusammen und geht dann, nachdem er eine allgemeine Beurteilung des Geburtenrückganges hat eintreten lassen und einen Ausblick in die Zukunft gegeben hat, zu den Mitteln zur Bekämpfung über. Er ist hierin nicht optimistisch. Er glaubt nicht, dass man durch die Erneuerung der Tradition, zumal durch die Pflege der Kirchlichkeit, viel erwarten kann. Wirksam erscheint ihm der Kampf gegen die bequeme Zugänglichkeit von Präventivmitteln. In der Gegenwart lassen sich zwei deutliche Strömungen unterscheiden, die eine ist die, die durch allgemeine Weckung des Gewissens, sei es durch das Staatsgefühl, sei es durch die Kirche, den Geburtenrückgang glaubt aufheben zu können. Die andere Richtung sucht mehr durch praktische Massnahmen, deren eine — Erschwerung der leichten Erwerbung von Präventivmitteln — eben erwähnt ist, unter denen aber auch steuerpolitische Fragen, Bevorzugung der kinderreichen, höhere Besteuerung der kinderlosen und kinderarmen Familien, Siedelungspolitik, Wohnungsfrage, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten usw. eine Hauptrolle spielen. Das Werk von Wolf kann allen, die sich über den Gegenstand unterrichten wollen, auch heute, wie schon erwähnt, als das vollständigste empfohlen werden. Bei der reichen Autorenliste des Verfassers fehlen leider einige Autoren, die wohl verdient hätten, ihre Arbeiten zitiert zu sehen, unter ihnen Mayet, Roesle, ganz besonders aber

Grotjahn, „Sozialpathologie". A. Hirschwald, Berlin.

Das Werk ist bereits im Dezember 1911 erschienen. Es enthält ein Kapitel über die Rationalisierung des Artprozesses und gerade das Wort Rationalisierung ist dem Wolfschen Buch als Untertitel beigefügt. Doch davon abgesehen hat Grotjahn auch vorher schon so ausgezeichnetes auf diesem Gebiete gearbeitet, dass er nicht nur eine blosse Erwähnung, sondern eine Würdigung seiner Arbeit verdient hätte. Ihn einfach tot zu schweigen ist einem Manne wie Grotjahn gegenüber nicht zulässig.

Dr. Albert Moll.

Hermann Ebbinghaus, Grundzüge der Psychologie. I. Band, 3. Auflage, bearbeitet von Ernst Dürr, Leipzig 1911, 811 Seiten; II. Band, 1. Auflage (davon 2.—9. Lieferung bearbeitet von Dürr) Leipzig 1908—1913, 821 Seiten.

Es ist ein merkwürdiges Schicksal, das das Buch von Ebbinghaus gehabt hat. Ehe der zweite Band zu erscheinen begann, war schon die zweite Auflage des ersten notwendig, und ehe noch der zweite Band vollendet wurde, und zwar durch Dürr, war die dritte Auflage des ersten notwendig, die ebenfalls Dürr bearbeitete, da unterdessen Ebbinghaus starb. Seitdem ist auch Dürr leider der Wissenschaft durch den Tod entrissen worden. Es ist Dürr gelungen, obwohl er nur wenig unter dem wissenschaftlichen Nachlass von Ebbinghaus vorbereitet fand, das Werk einheitlich zu gestalten. Man wird über viele in Betracht kommende Fragen das Buch mit Nutzen zu Rate ziehen. Dass ein Experimentalpsychologe wie Ebbinghaus die von ihm mit Vorliebe gepflegten Gebiete der Psychologie und Methoden bevorzugt, ist selbstverständlich. Allerdings sind manche wichtigen Fragen kaum erörtert. So ist über die Psychologie der Geschlechter kaum eine gelegentliche Andeutung vorhanden. Dasselbe gilt von der Massenpsychologie und noch mehr von der des Geschlechtslebens. Man erwartet solche Fragen allerdings kaum, wenn man ein Buch der modernen Psychologen zur Hand nimmt, aber bei der Wichtigkeit dieser Frage sei auf den Mangel hingewiesen, der nicht den einzelnen Verfaser trifft, sondern mehr die ganze Richtung der modernen Psychologie. Gerade Experimen-

talpsychologen neigen in neuerer Zeit andererseits weit mehr dazu, das Gebiet der Philosophie zu streifen oder auch mit zu bearbeiten. Ich erwähne das absichtlich im Hinblick auf den Streit, der vor einiger Zeit zwischen Psychologen und Philosophen entflammte. Letztere erhoben Einspruch dagegen, dass Professuren der Philosophie zu oft mit Experimentalpsychologen besetzt würden. die Experimentalpsychologen dagegen, dass nicht hinreichend Professuren für Experimentalpsychologen beständen. Das Buch von Ebbinghaus zeigt jedenfalls, dass sich unter den Experimentalpsychologen vortreffliche philosophische Köpfe befinden.

Schon im ersten Buch sind die Beziehungen von Seele und Leib, das unbewusste Seelenleben und die Allbeseelung, besprochen. Das zweite behandelt den Bau und die Funktionen des Nervensystems und gibt damit die Grundlage, die die Experimentalpsychologen brauchen. Nachdem im dritten Buche die Empfindungen des Gesichts, des Gehörs, der Haut, Bewegungs- und Lageempfindungen, sowie die niederen Empfindungen besprochen sind, kommt schon im zweiten Kapitel dieses Buches wieder ein die Philosophie berührendes Gebiet. die Objektivitätsfunktionen, Raumauffassung und Zeitauffassung, Auffassung von Einheit und Vielheit, Identitätsauffassung. Der Schluss des dritten Buches bespricht die Gefühle und einige umstrittene psychische Elemente. Im vierten Buche finden wir wieder rein psychologische Gebiete erörtert, das Webersche Gesetz, die Adaptation, Gedächtnis und Reproduktion, Uebung und Ermüdung, Enge des Bewusstseins und Aufmerksamkeit, sowie den willkürlichen und den unwillkürlichen psychischen Verlauf. Im fünften Buch werden Wahrnehmen und Denken, das Selbstbewusstsein, Erinnerung und Phantasie, das Denken, Glauben und Wissen, im sechsten die Ausprägung des Gefühlslebens erörtert. Auch hier sind wieder die engen Beziehungen zur Philosophie deutlich erkennbar, besonders im dritten Kapitel, das zuerst die Sittlichkeit und die Religion, dann das ästhetische Verhalten und die Kunst bespricht. Im siebenten Buch finden wir die verwickelten Aeusserungen des Seelenlebens, die Ausdruckskultur und die Sprache, sowie das Handeln. Gerade durch die engen Beziehungen, die das Buch zu philosophischen Grundanschauungen hat, war dem Neubearbeiter Dürr eine sehr schwierige Aufgabe gegeben, und zwar um so mehr, als, wie er selber sagt, er in manchen philosophischen Grundüberzeugungen von Ebbinghaus abweicht. Er hat dabei diese Abweichungen in geschickter Weise benutzt.

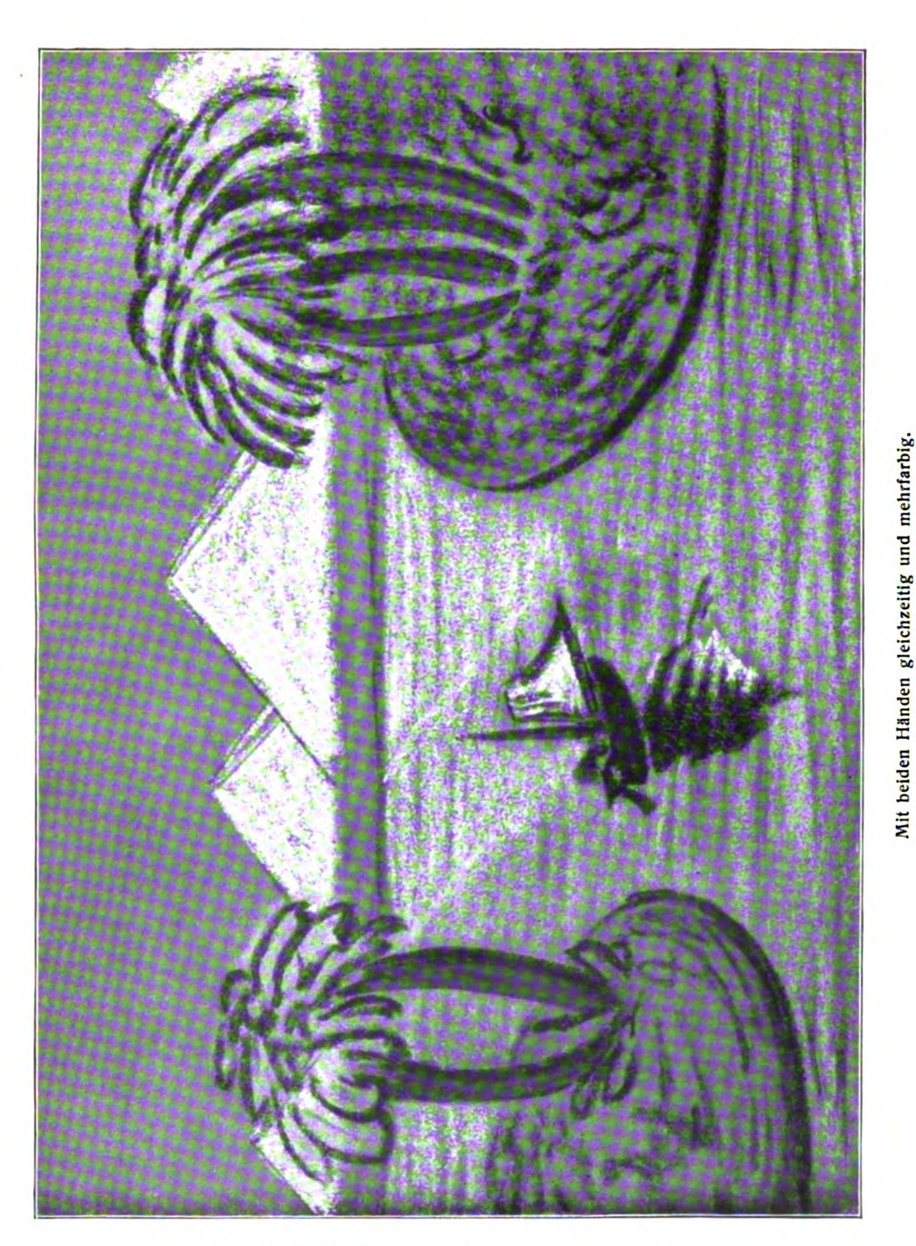
Beide ausgezeichnete Forscher haben sich selbst in dem Werk ein Denkmal von hohem wissenschaftlichem Wert und rücksichtsloser Wahrheitsforschung bereitet.

Dr. Albert Moll.

Verschiedenes.

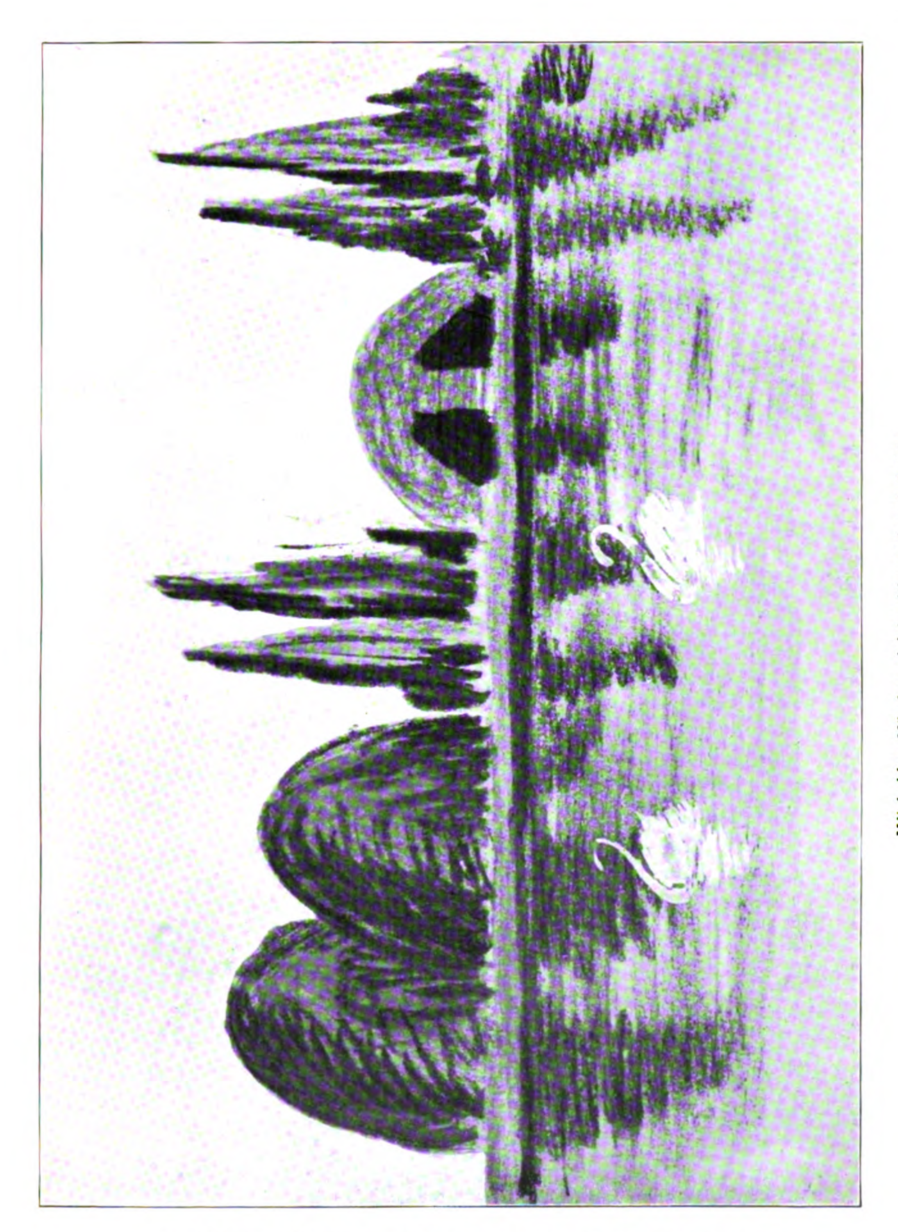
Am 17. Januar 1916 starb in Chernex bei Montreux im 58. Lebensjahre Herr A. Aletrino. Durch viele wissenschaftliche Arbeiten auf medizinischem Gebiete bekannt, hat er seine Arbeitskraft auch in den Dienst unserer Zeitschrift gestellt. Wir betrauern den Tod unseres lieben Kollegen und werden sein Andenken stets in Ehren halten.

Dr. Albert Moll.



Mit beiden Händen gleichzeitig und mehrfarbig.

Leo Hirschlaff, Ein doppelhändiger Schreib- und Zeichenkünstler.



Mit beiden Händen gleichzeitig und mehrfarbig.

Leo Hirschlaff, Ein doppelhändiger Schreib- und Zeichenkünstler.

Bernstein, Geh. Rat Prof. Dr. J., **Lehrbuch der Physiologie des tierischen Organismus.** Im Speziellen des Menschen. **Dritte, umgearbeitete Auflage.** Mit 270 Textabbildungen. Lex. 8°. 1910. geh. M. 16.—; in Halbfranz geb. M. 18.—.

Burgl, Reg.- u. Med.-Rat Dr. G., **Die Hysterie und die strafrechtliche Verantwortlichkeit der Hysterischen.** Ein praktisches Handbuch für Aerzte und Juristen. Mit zwanzig ausgewählten Fällen krimineller Hysterie mit Aktenauszug und gerichtlichen Gutachten. Lex. 8°. 1912. geh. M. 7.—.

Engelhorn, Med.-Rat Dr. E., Nervosität und Erziehung. Vortrag, gehalten für die Abteilung Göppingen des Frauenvereins vom Roten Kreuz für die Kolonien. gr. 8°. 1911. geh. M. 1.20.

Foerster, Dr. R., Beziehungen von Beruf und Mode zu Geisteskrankheiten. (Sonderabdruck aus „Zeitschrift für Psychotherapie und Medizin. Psychologie" III. Bd.) Lex. 8°. 1912. Geh. M. 1.20.

Forel, Prof. Dr. A., Der Hypnotismus oder die Suggestion und die Psychotherapie. Ihre psychologische, physiologische und medizinische Bedeutung. **Sechste umgearbeitete Auflage.** Lex. 8°. 1911. geh. M. 6.60; in Leinw. geb. M. 7.80.

Fuchs, Prof. Dr. A., Therapie der anomalen vita sexualis bei Männern mit spezieller Berücksichtigung der Suggestivbehandlung. Mit einem Vorwort von **Prof. R. v. Krafft-Ebing.** gr. 8°. 1899. geh. M. 3.—.

Glück, M., Leiter des Erziehungsheims für schwachbeanlagte Kinder in Stuttgart. **Schwachbeanlagte Kinder.** Gedanken und Vorschläge zu ihrer Unterweisung und Erziehung mit besonderer Berücksichtigung großstädtischer Verhältnisse. gr. 8°. 1910. geh. M. 2.40.

Grawitz, Prof. Dr. E., Organischer Marasmus. Klinische Studien über seine Entstehung durch funktionelle Störungen nebst therapeutischen Bemerkungen. Lex. 8°. 1910. geb. M. 3.60.

Grohmann, A., Entwurf zu einer genossenschaftlichen Musteranstalt für Unterbringung und Beschäftigung von Nervenkranken. Lex. 8°. 1899. geh. M. 1.60.

Hegar, Geh. Rat Prof. Dr. A., Der Geschlechtstrieb. Eine sozial-medizinische Studie. gr. 8°. 1894. geh. M. 4.80.

v. Holst, Dr. V., Die Behandlung der Hysterie, der Neurasthenie und ähnlicher allgemeiner funktioneller Neurosen. Dritte umgearbeitete Auflage. gr. 8°. 1891. geh. M. 2.40.

Jacobj, Prof. Dr. C., Okkultismus und medizinische Wissenschaft. Vortrag, gehalten im Roten-Kreuz-Verein zu Stuttgart am 15. November 1911. Lex. 8°. 1912. geh. M. 1.60.

v. Krafft-Ebing, Prof. Dr. R., Hypnotische Experimente. Zweite vermehrte Auflage. Lex. 8°. 1893. geh. M. 1.20.

v. Krafft-Ebing, Prof. Dr. R., Eine experimentelle Studie auf dem Gebiete des Hypnotismus. Nebst Bemerkungen über Suggestion und Suggestionstherapie. Dritte, durchgesehene, verbesserte und vermehrte Auflage. Lex. 8°. 1893. geh. M. 2.40.

v. Krafft-Ebing, Prof. Dr. R., Lehrbuch der Psychiatrie auf klinischer Grundlage für praktische Aerzte und Studierende. Siebente vermehrte und verbesserte Auflage. Lex 8°. 1903. geh. M. 14.—; in Leinw. geb. M. 15.40.

v. Krafft-Ebing, Prof. Dr. R., Psychopathia sexualis mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung. Eine medizinisch-gerichtliche Studie für Aerzte und Juristen. **Vierzehnte vermehrte Auflage.** Herausgegeben von **Prof. Dr. A. Fuchs.** Lex. 8°. 1912. geh. M. 11.—; in Leinw. geb. M. 12.40.

Kratter, Prof. Dr. J., Lehrbuch der gerichtlichen Medizin. Lex. 8°. 1912. geh. M. 17.—; in Leinw. geb. M. 18.60.

Krukenberg, Dr. med. H., Der Gesichtsausdruck des Menschen. Mit 203 Textabbildungen meist nach Originalzeichnungen und photographischen Aufnahmen des Verfassers. Lex. 8°. 1913. geh. M. 6.—; in Leinw. geb. M. 7.40.

Kurella, Dr. H., Naturgeschichte des Verbrechers. Grundzüge der kriminellen Anthropologie und Kriminalpsychologie für Gerichtsärzte, Psychiater, Juristen und Verwaltungsbeamte. Mit zahlreichen anatomisch. Abbild. u. Verbrecher-Porträts. gr. 8°. 1893. geh. M. 7.—.

Laache, Prof. Dr. S., Ueber Schlaf und Schlafstörungen. Ihre Ursachen und ihre Behandlung. Mit 2 Textabbildungen. Lex. 8°. 1913. geh. M. 2.40.

Lehmann, Prof. Dr. A., Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart. Deutsche autorisierte Uebersetzung von Dr. med. Petersen I. **Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.** Mit 2 Tafeln und 67 Textabbildungen. Lex. 8°. 1908. geh. M. 14.—; in Leinw. geb. M. 15.40.

Levy-Suhl, Dr. M., Die Prüfung der sittlichen Reife jugendlicher Angeklagter und die Reformvorschläge zum § 56 des deutschen Strafgesetzbuches. Mit 2 Textabbildungen. Lex. 8°. 1912. geh. M. 1.60.

Mendel, Geh. Rat Prof. Dr. E., Leitfaden der Psychiatrie. Für Studierende der Medizin. gr. 8°. 1902. geh. M. 5.—; in Lw. geb. M. 6.—.

Moll, Dr. A., Aerztliche Ethik. Die Pflichten des Arztes in allen Beziehungen seiner Tätigkeit. Lex. 8°. 1902. geh. M. 16.—; in Leinw. geb. M. 17.40.

Pfister, Prof. Dr. H., Strafrechtlich-psychiatrische Gutachten als Beiträge zur gerichtlichen Psychiatrie für Juristen und Aerzte. Lex. 8°. 1902. geh. M. 9.—.

Richet, Prof. Dr. Ch., Experimentelle Studien auf dem Gebiete der Gedankenübertragung und des sogenannten Hellsehens. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. Freiherrn A. v. Schrenck-Notzing. Mit 91 Abbild. im Text. gr. 8°. 1891. geh. M. 6.—.

Schlesinger, Prof. Dr. E., Schwachbegabte Kinder. Ihre körperliche und geistige Entwicklung während und nach dem Schulalter und die Fürsorge für dieselben. Mit 100 Schülergeschichten und 65 Abbildungen schwachbegabter Kinder. Lex. 8°. 1913. geh. M. 4.80.

Schmidkunz, Prof. Dr. H., Psychologie der Suggestion. Mit ärztlich-psychologischen Ergänzungen von Dr. F. C. Gerster. gr. 8°. 1891. geh. M. 10.—.

v. Schrenck-Notzing, Freiherr Dr. A., Die Suggestionstherapie bei krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinnes. Mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung. Lex. 8°. 1892. geh. M. 8.—.

v. Schrenck-Notzing, Freiherr Dr. A., Die Traumtänzerin Magdeleine G. Eine psychologische Studie über Hypnose und dramatische Kunst. Unter Mitwirkung von Dr. med. F. E. O. Schultze. Lex. 8°. 1904. geh. M. 4.60.

Schultze, Geh. Rat Prof. Dr. Fr., Lehrbuch der Nervenkrankheiten. Zwei Bände. Erster Band: **Destruktive Erkrankungen des peripheren Nervensystems, des Sympathikus, des Rückenmarks und seiner Häute.** Mit 53 zum Teil farbigen Textfiguren und 4 Tafeln in Farbendruck. Lex. 8°. 1898. geh. M. 12.—.

Schuster, Prof. Dr. P., Psychische Störungen bei Hirntumoren. Klinische und statistische Betrachtungen. Mit einer Vorrede von Prof. Dr. E. Mendel. Lex. 8°. 1902. geh. M. 10.—.

Wille, Dr. O., Nervenleiden und Frauenleiden. Lex. 8°. 1902. geh. M. 1.20.